R

Gall. sp. 715

ad Cellam Marian[illegible]
Comparavit
Henricus
Abbas
1757.

N: 1923.

Geschichte und Handlung
der
französischen
Pflanzstädte
in
Nordamerika,

Nebst
einer zuverläßigen Nachricht von deren Bevölkerung, ihren Einwohnern und der natürlichen Beschaffenheit des Landes,
wie auch
einer kurzen Einleitung
in die jezige Strittigkeiten der Engländer und Franzosen wegen Akadien; und den Ansprüchen der erstern auf einen grossen Theil von Canada und Luisiana.

Mit einer Landcharte.

Stutgart, 1756.
bey Johann Benedict Mezler.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Der grosse Beyfall, mit welchem das Publicum die zu Stutgard im Mezlerischen Verlag herausgekommene Uebersezung der von Herrn Dumont herausgegebenen Geschichte und Handlung der engländischen Pflanzstädte in Nordamerika aufgenommen, und der allgemeine Wunsch, eine gleiche Ausführung von den französischen Colonien zu lesen, sind die stärkste Veranlassung zu der gegenwärtigen Arbeit gewesen.

Man fand keinen Franzosen, geschweige denn einen Engländer, der die französischen Pflanzstädte so kurz und gründlich beschrieben hätte, als Herr Dumont die engländische; und man hat sich also um so vielmehr Mü-

he geben müssen, aus einer Menge von Schriftstellern, die ein- oder anders hieher gehörige einzeln beschrieben, dasjenige zusammen zu tragen, was zu unserm Endzwek brauchbar und tauglich war. Der P. Charlevoix, die Memoires des Commissaires de S. M. les Rois de France & de la Grand Bretagne &c. &c. und einige ungenannte Engländer und Franzosen sind die Führer gewesen, denen wir in den meisten Stüken gefolgt sind, sonderlich wo wir ihre Nachrichten übereinstimmend gefunden haben.

Um das Werk auf die izige Zeiten besonders brauchbar zu machen, hat man demselben in der Einleitung eine kurze und unpartheyische Erzählung der Strittigkeiten der Engländer und Franzosen über ihre Gränzländer vorangesezt, die in zween Abschnitte abgetheilet worden. Der erste gibt eine vollständige Nachricht von den akadischen Gränzen, mit Vorlegung der wichtigsten Gründe, die beyde Nationen für ihre Meynung von dem alten Akadien in ihren deshalb gewechselten Memoiren vorgebracht haben.

Die

Die beygefügte Charte, welche man zu mehrerer Deutlichkeit nach dem Pariseroriginal mit allem Fleiß nachstechen lassen, witd dem Leser hierüber ein völliges Licht geben.

In dem zweyten Abschnitt folget eine Nachricht von den Irrungen wegen der übrigen Länder in Amerika, deren Besiz unter beyden Nationen noch unausgemacht ist. Wer auch hierzu eine Charte verlangt, wird diejenige am besten brauchen können, welche die Homännischen Erben nach dem Londneroriginal nachgestochen haben, aus welcher die Ansprüche der Engländer an den grössesten Theil von Nordamerika am deutlichsten zu ersehen sind.

In dem Werke selbst hat man, so viel möglich, die vortreffliche Einrichtung nachzuahmen gesucht, deren sich Herr Dumont in seiner Geschichte der engländischen Pflanzstädte bedient hat; und wenn aus Mangel der dazu gehörigen Nachrichten die Anzahl der Einwohner und die Berechnung des Ertrags der aus- und

eingehenden Waaren nicht so genau bestimmt werden können, so wird der Leser doch bey einer jeden Colonie den Zustand derselben, ihre Einwohner, die natürliche Beschaffenheit des Landes, dessen Producte, und die Handlung, so damit getrieben wird, so vollständig, als es unserer Absicht nach möglich war, beschrieben finden, und werden diejenigen wohl thun, welche sich hierbey der Charte von Canada in 2 Blättern bedienen wollen, die von den Homannischen Erben nach Herrn Bellins Original kürzlich nachgestochen worden.

Man beziehet sich hier und da in dieser Schrift auf den ersten Theil derselben, und verstehet darunter allemal die mehrerwähnte zu Stutgard herausgekommene Uebersezung der Dumontischen Geschichte und Handlung der engländischen Pflanzstädte ꝛc. ꝛc. Man siehet die gegenwärtige Arbeit als den zweyten Theil des unter europäischer Herrschaft stehenden Nurdamerika an. Vielleicht geben Zeit und

Umstände Anlaß, noch den dritten beyzufügen, der die Inseln und das übrige vom festen Lande in Nordamerika, welches gröstentheils den Spaniern gehöret, in sich fassen würde.

Weil man übrigens von dem Ort des Druks entfernt gewesen, so haben sich einige Drukfehler eingeschlichen, welche aber nebst einigen Verbesserungen zum ersten und zweyten Theil am Ende dieses bemerket worden.

Innhalt der Capitel.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Von den Strittigkeiten der Engländer und Franzosen über die Gränzen von Neuschottland oder Akadien. S. 1. folg.

Zweyter Abschnitt.

Von den Strittigkeiten beyder Nationen in Ansehung der übrigen Nordamerikanischen Länder. S. 53. folg.

Erstes Capitel.

Chronologisches Verzeichniß der Entdekungen und Niederlassungen in Nordamerika. S. 90. folg.

Zweytes Capitel.

Bank bey Neufundland, und St. Lorenzbay. S. 135. folg.

Drittes Capitel.

Von Cap Breton und Neuschottland oder Akadien. S. 145. folg.

Viertes Capitel.

Canada von der Mündung des Lorenzflusses bis Montreal. S. 161. folg.

Fünftes Capitel.

Canada, von Montreal an bis an Louisiana. S. 252. folg.

Sechstes Capitel.

Von Louisiana. S. 311. folg.

Past. Hoeslin delin. Seb. Dorn sc. Norib. Stutgard apud Metzler.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Von den Strittigkeiten der Engländer und Franzosen über die Gränzen von Neuschottland oder Akadien.

Der Traktat von Utrecht vom Jahr 1713. sagt in dem XII. Artikel ausdrüklich: Daß der Allerchristlichste König der Königin von Großbrittannien die Insel St. Christoph zum alleinigen Besiz; ferner Neuschottland oder ganz Akadien nach seinen alten Gränzen, wie auch die Stadt Portroyal, die izo Annapolis Royal genennet wird, und alles übrige in denselben Gegenden, was von gedachten Ländern und Inseln abhangt, zum völligen Eigenthum samt

allen Rechten auf solche weite Art und Form abtrette, daß den Unterthanen Sr. Allerchristlichsten Majestät in besagten Meeren, Bayen, und andern Orten an den Küsten Neuschottlands, nemlich an denen gegen Osten gelegenen Küsten auf 30 französische Meilen (intra triginta leucas) von der Sandinsel anzufangen, und von da an gegen Sudwest fortzugehen, alle Fischerey ins künftige untersagt seyn solle.

Vermöge dieser Abtretung foderte Se. Großbrittannische Majestät durch Ihre Commissarien den 21. September 1750 von Sr. Allerchristlichsten Majestät die Länder, die in folgende Gränzlinie eingeschlossen sind. Diese fängt an bey der Mundung des Penobscot oder Pentagoetflusses, und gehet gerade Nordwärts bis an den St. Lorenzfluß in der Gegend der Insel Orleans. Von da ziehet sie sich längs dem südlichen Ufer gedachten Flusses bis an das Cap Rosiers, das an dem Eingang desselben ligt. Von da an Ostwärts durch die St. Lorenzbay um die Insel Cap Breton bis zur Sandinsel. Hier wendet sie sich nach Westen, und streichet in der Entfernung der obgedachten 30 Meilen vom Lande bis wieder zur Mündung des Penobscot

scot oder Pentagoet (*). Alle Länder, die innerhalb dieser Gränzlinie ligen, Cap Breton, und die Inseln in der Lorenzbay ausgenommen, als die der Krone Frankreich im XIII. Artikel des Utrechterfriedens vorbehalten worden, fodert Großbrittannien kraft des angeführten XII. Artikels. Zu gleicher Zeit declariren die Großbrittannische Commissarien, daß das zwischen dem Penobscot und Kinibeki gelegene und vom St. Lorenzfluß gegen Norden begränzte Land, das Frankreich vor Zeiten mehrmalen als einen Theil Akadiens ansehen und dazu ziehen wollen, der Krone Großbrittannien sowohl nach altem Recht, als auch deswegen, weil es Frankreich als einen Theil Acadiens betrachtet, gehöre.

Hierauf antworteten die französischen Commissarien unter obigem dato, daß, weil der Krone Großbrittannien Akadien nach den alten Gränzen, wie auch Annapolis abgetreten worden sey, so folge hieraus, daß Annapolis nicht unter Akadien nach seinen alten Gränzen begriffen, und folglich das alte Akadien nur ein Theil von der Halbinsel dieses Nahmens sey. Den 16. November erklä-

(*) Siehe die Karte p. 1. wo die Linie mit etwas starken Strichen die erwähnten Länder einschließt.

Innhalt der Capitel.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Von den Strittigkeiten der Engländer und Franzosen über die Gränzen von Neuschottland oder Akadien. S. 1. folg.

Zweyter Abschnitt.

Von den Strittigkeiten beyder Nationen in Ansehung der übrigen Nordamerikanischen Länder. S. 53. folg.

Erstes Capitel.

Chronologisches Verzeichniß der Entdekungen und Niederlassungen in Nordamerika. S. 90. folg.

Zweytes Capitel.

Bank bey Neufundland, und St. Lorenzbay. S. 135. folg.

Drittes Capitel.

Von Cap Breton und Neuschottland oder Akadien. S. 145. folg.

Viertes Capitel.

Canada von der Mündung des Lorenzflusses bis Montreal. S. 161. folg.

Fünftes Capitel.

Canada, von Montreal an bis an Louisiana. S. 252. folg.

Sechstes Capitel.

Von Louisiana. S. 311. folg.

g

seln abhangt, zum völligen Eigenthum samt

A allen

Einlei=

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Von den Strittigkeiten der Engländer und Franzosen über die Gränzen von Neuschottland oder Akadien.

Der Traktat von Utrecht vom Jahr 1713. sagt in dem XII. Artikel ausdrüklich: Daß der Allerchristlichste König der Königin von Großbrittannien die Insel St. Christoph zum alleinigen Besiz; ferner Neuschottland oder ganz Akadien nach seinen alten Gränzen, wie auch die Stadt Portroyal, die izo Annapolis Royal genennet wird, und alles übrige in denselben Gegenden, was von gedachten Ländern und Inseln abhangt, zum völligen Eigenthum samt

 allen

allen Rechten auf solche weite Art und Form abtrette, daß den Unterthanen Sr. Allerchristlichsten Majestät in besagten Meeren, Bayen, und andern Orten an den Küsten Neuschottlands, nemlich an denen gegen Osten gelegenen Küsten auf 30 französische Meilen (intra triginta leucas) von der Sandinsel anzufangen, und von da an gegen Sudwest fortzugehen, alle Fischerey ins künftige untersagt seyn solle.

Vermöge dieser Abtretung foderte Se. Großbrittannische Majestät durch Ihre Commissarien den 21. September 1750 von Sr. Allerchristlichsten Majestät die Länder, die in folgende Gränzlinie eingeschlossen sind. Diese fängt an bey der Mundung des Penobscot oder Pentagoetflusses, und gehet gerade Nordwärts bis an den St. Lorenzfluß in der Gegend der Insel Orleans. Von da ziehet sie sich längs dem südlichen Ufer gedachten Flusses bis an das Cap Rosiers, das an dem Eingang desselben ligt. Von da an Ostwärts durch die St. Lorenzbay um die Insel Cap Breton bis zur Sandinsel. Hier wendet sie sich nach Westen, und streichet in der Entfernung der obgedachten 30 Meilen vom Lande bis wieder zur Mündung des Penobscot

scot oder Pentagoet (*). Alle Länder, die innerhalb dieser Gränzlinie ligen, Cap Breton, und die Inseln in der Lorenzbay ausgenommen, als die der Krone Frankreich im XIII. Artikel des Utrechterfriedens vorbehalten worden, fodert Großbrittannien kraft des angeführten XII. Artikels. Zu gleicher Zeit declariren die Großbrittannische Commissarien, daß das zwischen dem Penobscot und Kinibeki gelegene und vom St. Lorenzfluß gegen Norden begränzte Land, das Frankreich vor Zeiten mehrmalen als einen Theil Akadiens ansehen und dazu ziehen wollen, der Krone Großbrittannien sowohl nach altem Recht, als auch deswegen, weil es Frankreich als einen Theil Acadiens betrachtet, gehöre.

Hierauf antworteten die französischen Commissarien unter obigem dato, daß, weil der Krone Großbrittannien Akadien nach den alten Gränzen, wie auch Annapolis abgetreten worden sey, so folge hieraus, daß Annapolis nicht unter Akadien nach seinen alten Gränzen begriffen, und folglich das alte Akadien nur ein Theil von der Halbinsel dieses Nahmens sey. Den 16. November erklä-

(*) Siehe die Karte p. 1. wo die Linie mit etwas starken Strichen die erwähnten Länder einschließt.

ren sich die französischen Commissarien auf Befragen der englischen, daß Akadien nach seinen alten Gränzen am Ende der Franzbay am Cap Fourchu anfange, und längs der Küste sich am Cap Canseau endige.

Hierauf übergaben die englischen Commissarien unterm 11. Januar. 1751. eine weitläufige Schrift, worinnen sie ihre Forderung und Ansprüche mit folgenden Gründen zu unterstüzen suchen.

An. 1647 bekam der Ritter Carl von Menou, Herr von Aulnay-Charnisay, eine Commission vom König in Frankreich, darinn er wegen seiner Dienste, da er in den vorhergehenden 14 Jahren die fremden Religionsverwandten aus dem Fort Pentagoet vertrieben, und das Fort am Fluß St. Johann unter französischen Gehorsam gebracht, „zum Stadthalter und General-Lieutenant „in allen gedachten Ländern, Gebieten, Kü„sten und Gränzen von Akadien, vom Ufer „des St. Lorenzflusses sowohl längs der „Meerküste als im innern des vesten Landes, „und in dieser Erstrekung, so weit sichs wer„de thun lassen, bis an Virginien (*),„ erkläret

(*) Man muß sich erinnern, daß Virginien im alten und weiten Verstande genommen wird, da Neuengland darunter begriffen ist, über welches der

erkläret wird. Einer gleichlautenden Stelle in gedachter Commission nicht zu gedenken.

Hieraus erhellet, daß Frankreich selbst davor hielt, daß die mitternächtigen Gränzen von Akadien sich bis zum St. Lorenzfluß, die westlichen aber bis zum Pentagoet und den Brittannischen Colonien erstreken.

König Ludwig XIV. ernannte unterm 25. Febr. 1651. den Herrn Stephan de la Tour zum Gouverneur von ganz Akadien, und vermöge dieser Commission nahm er Besiz davon, in eben der Weite, wie der Ritter Charnisay, bis er seine Besizungen und übrige Schanzen von Akadien einer englischen Flotte, die Cromwell an. 1654 dahin sandte, übergeben mußte.

An. 1656 gab Cromwell dem Capitain Leverett Befehl, dem Ritter Thomas Temple die Schanzen von St. Johann, Portroyal, und Pentagoet, als künftigem Gouverneur derselben, zu übergeben; in diesem Befehl wird gesagt, daß gemeldete Schanzen in Akadien, insgemein Neuschottland genannt, gelegen seyen.

Der Graf von Estrades, französischer Minister am Großbrittannischen Hof, merket in

der König von England an. 1606. eine Oktroy, solches bis zum 45 Grad zu bevölkern, ertheilet hatte.

in einem Schreiben an seinen König unterm 13. May 1662 an, daß die Franzosen seit dem Frieden von St. Germain an. 1632. Akadien in Ruhe besessen, bis Cromwell an. „1654. durch vier Schiffe eine Anlandung „in St. Johannsfluß machen, und hierauf „die Schanzen von Akadien wegnehmen ließ. Und im XXV. Artikel des Traktats, der 1655 zu Westmünster geschlossen worden, wird gesagt, daß die 3. Schanzen am Pentagoet, St. Johann und Portroyal von Frankreich als ein Theil Akadiens seyen zurük begehret worden, und der Graf von Estrades bestund noch 1662 in angezogenem Brief auf ihrer Zurükgabe aus gleichem Grunde, und sezt noch hinzu, daß Pentagoet der erste Plaz in Akadien sey.

Gedachter Graf von Estrades bedienet sich in einem Bericht an seinen König vom 25. Dec. 1664. folgender Worte: „Ew. „Majestät können durch einen Traktat mit „dem König von England die Wiedergabe „von Akadien von Pentagoet an bis an Cap „Breton erhalten, welches ein Strich Lan„des von 80 Meilen ist (*).

In

(*) Es ist hier zu bemerken, daß der Graf von Estrades sich verrechnet hat, indem gedachtes Land mehr als noch so viel Meilen an den Küsten beträgt.

In dem X. Artikel des Bredaischen Friedenstraktats an. 1667. übergibt Großbrittannien an Frankreich das Land, das Akadien heisset, in Nordamerika gelegen ist, und der allerchristlichste König ehemals besessen hatte. Vermöge dessen fertigte der Großbrittannische König 1668 eine Akte aus, da diese Worte wiederholt, und nach den Worten: ehemals besessen hatte, unmittelbar gemeldet wird: nemlich die Schanzen und Wohnungen von Pentagoet, St. Johann, Port Royal, *la Heve* und *Cap de Sable*.

Ob nun gleich der Ritter Tempel, der über gedachte Länder englischer Stadthalter war, und dieselben ungern heraus gab, einen Unterschied machen wollte, vorgebend, daß nur la Heve und Cap de Sable in Akadien, Pentagoet, St. Johann und Portroyal aber in Neuschottland gelegen sey, so sah doch der Großbrittannische Hof diesen Unterschied des Ritters Tempel für nichts als eine Ausflucht an, und gab unterm 6. Aug. 1669 wiederholten Befehl, gedachte Länder und Oerter von Akadien, die Frankreich vorm Jahr 1654 besessen hatte, heraus zu geben, welches auch 1670 geschehen. Man siehet hieraus so viel, daß beyde Nationen Penta-

goet, St. Johann und Portroyal zu Akadien gerechnet haben.

An. 1685. übergab der französische Minister am englischen Hofe auf Veranlassung der Klagen über etliche englische Schiffe, die an den Küsten von Akadien gefischet hatten, eine Schrift, darinnen er vorstellete, daß die Akadischen Küsten von der Insel Percee, die an der Einfahrt in den St. Lorenzfluß ligt, bis zur Insel St. Georg, am Ausfluß des Stroms gleiches Nahmens sich erstreken.

An. 1687. überreichten der Herr von Barillon und der Herr von Bonrepaus, beide französische Minister am Großbrittannischen Hofe, eine Schrift, darinn sie über den Richter von Pemaquid Klage erhuben, weil er sich einige Waaren des Herrn Costin eines französischen Handelsmanns zu Pentagoet, das in der Provinz Akadien gelegen, bemeistert hatte.

An. 1700. that der französische Gesandte in Londen Propositionen wegen beiderseitiger Gränzen in Amerika. Er sezte zween Fälle, und bedienete sich der Ausdrüke, daß im ersten Fall der Fluß St. Georg die Gränze auf der Seite von Akadien seyn würde, auf den andern Fall aber müßte der Kinibeki die Gränze auf der Seite von Akadien

dien seyn. Woraus die Folge zu ziehen, daß Frankreich Akadien bis zum St. Georg- oder bis zum Kinibekifluß erstrekte.

Während den Utrechter Friedenstraktaten bekam der englische Bevollmächtigte, Graf von Strafford, nicht nur Befehl, zu begehren, daß Se. allerchristlichste Majestät von allen seinen Rechten auf Akadien, und ausdrüklich auf Portroyal abstehen sollten, sondern es wurde auch in einer Schrift des englischen Staatssecretärs, Herrn von St. Johann, an den französischen Minister, Herrn von Torcy, unterm 24. May 1712. ausbedungen, daß Se. allerchristlichste Majestät Neuschottland oder Akadien nach seinen alten Gränzen abtreten solle. Frankreich fielen diese Bedingungen zu hart, und schlug immer andere vor, bis es sich endlich dazu bequemen mußte. Diese nemlichen Ausdrüke sind hernach in den Utrechterfrieden eingerüket worden, und können nicht anders, als nach der Meynung der Engländer, die diese Bedingungen Frankreich abgenöthiget, und in dem Umfang wie die Engländer Neuschottland nehmen, ausgeleget werden. Die Engländer aber verstehen unter Neuschottland oder Acadien die ganze grosse Strekke Landes, die der König Jakob I. dem Rit-

ter Wilhelm Alexander, nachmaligem Grafen von Sterling, den 10. Sept. 1621 durch eine Oktroy bewilliget. Dieses Neuschottland hat beynahe die Gränzen, wie es die englischen Commissarien zurückfordern. Nur ist dieses der Unterschied, daß die englische Commissarien von der Mündung des Pentagoet bis an den St. Lorenz eine gerade Linie ziehen, und sie zur Gränze gegen Neuengland machen, da hingegen das dem Ritter Alexander bewilligte Schottland eine von der Mündung des Flusses St. Croix bis zum St. Lorenz gezogene gerade Linie zur Gränze hat. Die Gränzen konnten nicht weiter gegen Westen gezogen werden, weil der König Jakob I. das Land bis an den Fluß St. Croix von Pemaquid an, so dem Pentagoet etwas westlich ligt, schon an. 1620. einigen seiner Unterthanen unter dem Nahmen des Raths von Plymuth ertheilet hatte (*).

Vermöge dieser Oktroy nahm Wilhelm Alexander (**) Besiz von diesem Land, und bauete zu Portroyal ein Fort. Nach der Hand, nemlich 1630, überließ er dem Claudius de la Tour, und seinem ältesten Sohn Carl

all

(*) Hievon wird weiter unten genauere Nachricht folgen.

(**) Dieses dem Alexander bewilligte Neuschottland wird durch die in der Karte p. 1. mit subtilen Düpfelchen gemachte Linie angezeiget.

all sein Recht an Neuschottland, (Portroyal ausgenommen) von welchem es hernach an den jüngsten Sohn Stephan gekommen, dem nicht nur Ludwig XIV, sondern auch hernach Cromwell nnd Carl II. seine Rechte bestätiget hat.

Diese Länder nun, darüber man streitet, forderte Großbrittannien in der Negociation, die vor dem Utrechtertraktat vorhergieng, unter dem Nahmen von Neuschottland, und Frankreich brauchte in seinen Schrifften das Wort Akadien. Allen Streit und Chicanen zu verhüten, wurden hernach beide Worte in den Utrechtertraktat selbst eingerüket. Was also nur irgend von den Engländern unter dem Nahmen Neuschottland, und von den Franzosen unter dem Nahmen Acadien begriffen worden, gehöret zu dem der Krone Großbrittannien von Frankreich abgetretenen Lande. Die französischen Commissarien machen zwar hier die Einwendung, daß es im Traktat heisse, Frankreich trete Neuschottland oder Akadien ab, suivant *ses* anciennes limites, nach seinen (nemlich Akadiens) alten Gränzen, und nicht suivant *leurs* anciennes limites, nach ihren (nemlich Acadiens und Neuschottlands) alten Gränzen. Allein die Engländer können mit gleichem Recht das Wörtlein *ses*, das die Franzosen ausschliessungsweise, aber wider alle vernünf-

vernünftige Auslegungsregeln, auf ihr Akadien allein ziehen wollen, gleicherweise allein auf ihr Neuschottland ausdehnen, zu geschweigen, daß die lateinischen Worte des Traktats: novam Scotiam ſive Acadiam totam limitibus *ſuis* antiquis comprehenſam, sowohl durch ſes anciennes limites, als durch leurs anciennes limites können übersezt werden, folglich auch auf beide Länder nach ihren alten Gränzen zu ziehen sind.

Unter den alten Gränzen aber, fahren die englischen Commissarien fort, wird angedeutet, daß Großbrittannien wieder das nemliche Akadien oder Neuschottland im Frieden zu Utrecht erhalten habe, das vorher im Frieden zu Breda 1668 an Frankreich war zurükgegeben worden. Nemlich die Länder, die dem Wilhelm Alexander von Jakob I. an. 1621 waren bewilliget worden, mit einbegriffen, was Frankreich vom Pentagoet an dem Ritter Charnisay an. 1647. unter dem Nahmen von Akadien untergeben hatte, und hernach Cromwell seit 1654 an Großbrittannien gebracht, und Carl II. unter dem Nahmen von Akadien durch den Bredaerfrieden 1668 wieder an Frankreich abzutreten versprochen, und 1670 wirklich abgetreten hat.

Was

Was das Land zwischen dem Kinibeki und Pentagoet betrift, so behaupten die englischen Commissarien, daß es jederzeit zu Neuengland gehöret, und Großbrittannien seine Rechte darauf allezeit gehandhabet habe. Sie behalten die eigentlichen Beweise zurük, und führen nur diesen per indirectum an, daß, da der Pentagoet als die Gränze von Akadien auf der Seite gegen die Engländer von Franzosen selbst angegeben worden, so erhelle aus der Franzosen eignem Geständnuß, daß alles, was dem Pentagoet westlich lige, zu Neuengland, und nicht zu Akadien gehöre.

Die französischen Commissarien hatten sich erkläret, daß Annapolis nicht in Akadien lige, und deswegen sey es in dem Traktat zu Utrecht als ein nicht zu Akadien gehöriges Stück besonders benennet worden. Es ist aber oben schon eine andere und in der Sache selbst gegründete Ursache angegeben worden, warum Annapolis ins besondere in den Traktat gesezt worden. Ausser diesem führen die englischen Commissarien an, daß die Gränzen, die die französischen Commissarien für die alten Gränzen Acadiens ausgeben, so eng und geringfügig seyen, daß sie sich mit den großlautenden Worten des Traktats: novam Scotiam - - - - ceteraque omnia, quæ ab

ab iisdem terris & insulis pendent, nicht reimen wollen. Es sey auch nichts seltenes in Traktaten, die eine general-Abtretung eines Landes enthalten, die Schanzen und Städte noch besonders anzuführen. In dem Traktat von St. Germain wird gemeldet, daß „alle von den Engländern in Neufrankreich, „Akadien und Canada eingenommene Oer„ter an Frankreich sollen zurükgegeben wer„den.„ Da werde Canada noch neben Neufrankreich gedacht, ob gleich die Franzosen und die französischen Commissarien selbst eingestehen, daß Canada und Neufrankreich ein und dasselbe Land sey.

Man nimmt englischer Seits die Meynung des Herrn Durand in einer Schrift, die er dem Großbrittannischen Hofe den 7. Jan. 1749 übergeben, nicht an, wann er darinnen Akadien in die Halbinsel einschließt, doch ist anmerkenswerth, daß dieser Minister selbst Akadien nicht in so enge Gränzen ziehet, als es die französischen Commissarien nach dem Exempel des P. Charlevoix thun, der doch sich selbst widerspricht, indem er in vielen Stellen seines Werks Pentagoet, St. Johann und Portroyal nach Akadien versezt.

Endlich sind die besten französischen Charten wider das Vorgeben der französischen Commis-

Commissarien. Der Herr de l'Isle begreift auf seiner 1700 herausgegebenen Charte von Nordamerika nicht nur die ganze Halbinsel, sondern auch das veste Land bis an den Pentagoet unter Akadien, und an diesem Fluß läßt er es mit Neuengland angränzen. Eben auf solche Art stellet Herr Bellin Akadien vor auf seiner Charte von Canada, die er 1744 ans Licht gestellt (*). Er gibt ihm gegen Norden des Flusses St. Lorenz und des gleichnahmigen Busens eben die Gränzen, die man auf der Charte des Herrn Palairet mit einem rothen Strich bezeichnet hat. Hiemit kommt die Charte des Herrn D'anville dieses berühmten Geographen überein.

Dieses ist kürzlich der Inhalt des Memoire der englichen Commissarien. Die französischen beantworteten es ausführlich in einem andern vom 4. Oct. 1751. worinnen sie mit einiger Wahrscheinlichkeit für ihre Meynung reden, und manchen Punkt in ein Licht sezen, davon man bisher nicht genugsam unterrichtet

tet

(*) Die Homännischen Erben haben diese schöne Charte den lezten Herbst nachgestochen. Aber hier siht man Akadien beynahe in so engen Gränzen eingeschlossen, als die Grundsätze der französischen Commissarien erfordern. Die Homännische Copie muß nach einer neuern Ausgabe gemacht seyn, in der Herr Bellin seine Meynung geändert.

tet gewesen. Wir wollen nach ihrem Exempel den XII. und XIII. Artikel des Utrechter-traktats französisch und lateinisch als in seinen Ursprachen ganz hersezen, nachdem wir oben denen zu Gefallen, die es lieber teutsch lesen, einen getreuen Auszug daraus gemacht.

ARTICLE XII. *Du Traité d'Utrecht.*

Le Roi Très-Chrétien fera remettre à la Reine de la Grande-Bretagne, le jour de l'échange des ratifications du présent Traité de paix, des lettres & actes authentiques qui feront foi *de la cession* faite à perpétuité à la Reine & à la Couronne de la Grande-Bretagne, de l'isle de Saint-Christophe, que les sujets de Sa Majesté Britannique posséderont désormais seuls: *De la nouvelle Ecosse, autrement dite Acadie, en son entier, conformément à ses ANCIENNES limites,*

Dominus Rex Christianissimus eodem quo pacis præsentis ratihabitiones commutabuntur die, Dominæ Reginæ Magnæ-Britanniæ litteras, tabulasve solemnes & authenticas tradendas curabit, quarum vigore, insulam Sancti Christophori per subditos Britannicos sigillatim dehinc possidendam: Novam Scotiam quoque sive Acadiam totam limitibus suis ANTIQUIS comprehensam, UT ET Portus-Regii urbem, nunc Annapolim Regiam dictam, *caeteraque omnia in istis regionibus, quae ab iisdem*

tes, *COMME AUSSI de la ville de Port-Royal*, *maintenant appelée Annapolis Royale*; & généralement de tout ce qui dépend desdites terres & isles de ce pays-là, avec la souveraineté, propriété, possession & tous droits acquis par Traités ou autrement, que le Roi Très-Chrétien, la Couronne de France, ou ses sujets quelconques ont eu jusqu'à présent sur lesdites isles, terres, lieux & leurs habitans, ainsi que le Roi Très-Chrétien *cède* & transporte le tout à ladite Reine & à la Couronne de la Grande-Bretagne; & cela d'une manière & d'une forme si ample, qu'il ne sera pas permis à l'avenir aux sujets du Roi Très-Chrétien, d'exercer

iisdem terris & insulis pendent, *unà cum earumdem insularum*, *terrarum & locorum dominio*, *proprietate*, *possessione & quocumque jure*, *sive per pacta*, *sive alio modo quæsito*, *quod Rex Christianissimus*, *Corona Galliæ*, *aut ejusdem subditi quicumque ad dictas insulas*, *terras & loca*, *eorumque incolas*, *hactenùs habuerunt*, *Reginæ Magnæ-Britanniæ ejusdemque Coronæ in perpetuum* cedi *constabit & transferri*, *prout eadem omnia nunc* cedit *ac transfert Rex Christianissimus*, *idque tam amplis modo & formâ ut Regis Christianissimi subditis in dictis maribus*, *sinubus*, *aliisque locis ad* littora novæ Scotiæ, ea nempe, quæ Eurum respiciunt, *intra triginta leucas*, *incipiendo ab insulâ*, *vulgò* Sable *dictâ*,

xercer la pêche dans lesdites mers, bayes & autres endroits à trente lieues près des *côtes de la nouvelle E'cosse, au sud-est*, en commençant depuis l'isle appelée vulgairement de Sable, inclusivement, & *en tirant au sud-ouest.*

dictâ, eâque inclusâ, & Africum versùs pergendo, *omnis piscatura interdicatur.*

Article XIII. *Du Traité d'Utrecht.*

L'isle de Terre-Neuve *avec les isles adjacentes*, appartiendra désormais & absolument à la Grande-Bretagne ; & à cette fin le Roi Très-Chrétien fera remettre à ceux qui se trouveront à ce commis en ce pays-là dans l'espace de sept mois, à compter du jour de l'échange des ratifications de ce Traité, ou plûtôt, si faire se peut, la ville & le fort de Plaisance, & autres lieux que les François pourroient encore

Insula, Terra-Noua dicta, unà cum insulis adjacentibus, *juris Britannici ex nunc in posterum omninò erit ; eumque in finem Placentia urbs & fortalitium, & si quæ alia loca in dictâ insulâ per Gallos possessa sint, per Regem Christianissimum, commissionem ea in parte à Reginâ Magnæ-Britanniæ habentibus, intra septem menses à commutatis hujus tractatûs ratihabitionum tabulis, aut citiùs si fieri potest, cedentur & tradentur, neque aliud juris ad dictam insulam*

core possêder dans ladite isle, sans que ledit Roi Très-Chrétien, ses héritiers & successeurs, ou quelques-uns de ses sujets, puissent désormais prétendre quoi que ce soit, ou en quelque temps que ce soit, sur ladite isle & les isles adjacentes, en tout ou en partie. Il ne leur sera pas permis non plus d'y fortifier aucun lieu, ni d'y établir aucune habitation en façon quelconque, si ce n'est des échaffauts & cabanes nécessaires & usitées pour sécher le poisson, ni aborder dans ladite isle, dans d'autres temps que celui qui est propre pour pêcher & nécessaire pour sécher le poisson. Dans laquelle isle, il ne sera pas permis auxdits

sulam & insulas, ullamve illius aut earumdem partem, Rex Christianissimus, hæredes ejus & successores, aut subditi aliqui, ullo dehinc tempore in posterum sibi vindicabunt. Quin etiam nec locum aliquem in dictâ insulâ de Terra-Nova munire, nec ulla ibidem ædificia, præter contabulationes & tuguriola, piscibus siccandis necessaria & consueta construere, neque dictam insulam ultra tempus piscationibus & piscibus siccandis necessarium, frequentare subditis Gallicis licitum erit, in eâ autem tantummodo, nec ullâ aliâ dictæ insulæ de Terrâ-Novâ parte, quæ à loco, Cap Bonavista *nuncupato, usque ad extremitatem ejusdem insulæ septentrionalem protenditur, indeque ad latus occidentale recurrendo, usque ad*

dits ſujets de la France, de pêcher & de ſécher le poiſſon en aucune autre partie, que depuis le lieu appelé *Cap de Bonaviſta*, juſqu'à l'extrémité ſeptentrionale de ladite isle; & delà en ſuivant la partie occidentale, juſqu' au lieu appelé *Pointe-Riche; MAIS l'isle dite Cap-Breton, & toutes les autres quelconques, ſituées dans L'EMBOUCHURE ET LE GOLFE de SAINT-LAURENT, demeureront à l'avenir à la France*, avec l'entière faculté au Roi Très-Chrétien, d'y fortifier une ou pluſieurs places.

ad locum Pointe-Riche *appellatum, procedit, ſubditis Gallicis piſcaturam exercere, & piſces in terra exſicare permiſſum erit;* inſula vero Cap-Breton dicta, ut & aliæ quævis, tam in oſtio fluvii Sancti Laurentii, quam in ſinu ejuſdem nominis ſitæ, Gallici juris in poſterum erunt, ibique locum aliquem, ſeu loca muniendi *facultatem omnimodam habebit Rex Chriſtianiſſimus.*

Die franzöſiſche Commiſſarien wundern ſich, daß England erſt nach 40 Jahren anfängt, das im Utrechtertraktat überkommene Land ſo weit auszudehnen, ſie vermuthen, ein in England formirtes Project, nach welchem die Engländer ſich des ganzen Canada bemeiſtern, oder doch die Franzoſen darinnen

zu

zu ihren Vasallen machen wolten, habe ihnen diese weitläuftigen Forderungen eingegeben. In Wahrheit, Canada würde für die Franzosen verlohren seyn, wenn ihnen Akadien bis an den Fluß St. Lorenz wäre abgetreten worden. Allein der Utrechtertraktat sagt hievon nichts, deswegen nehmen die englische Commissarien den Frieden zu St. Germain vom Jahr 1632 und den zu Breda vom Jahr 1667 zum Maßstab dessen, was sie im Utrechterfrieden erlangt haben. Allein dort haben sie Frankreich blos dasjenige wieder zurück gegeben, was sie ihm abgenommen hatten; Da hingegen der Utrechtertraktat der erste rechtmässige Titul ist, unter welchem sie Akadien besitzen.

Ihr anderer Hauptgrund, den sie von der Bewilligung des Königs Jakobs I. hernehmen, der dem Ritter William Neuschottland 1621 geschenkt, fällt dahin, wenn man bedenkt, daß der König Heinrich IV. dem Hern de Mous 18 Jahr vorher alles dieses Land bewilliget hatte. Ja die Franzosen hatten sich in Akadien niedergelassen, ehe die Engländer nur eine einige Colonie in Amerika hatten. Wir wollen die ganze Abhandlung artikelweise vortragen.

I. Artikel.

Von den ersten Niederlassungen der Engländer in Nord-Amerika.

Hievon ist in dem Chronologischen Verzeichniß und in dem ersten Theil schon das nöthige angeführt, wir wollen nur die Schlüsse, die die französische Commissarien daraus ziehen, kürzlich hier beybringen. Man siht, sagen sie, daß die ersten Reisen der Engländer nach Nordamerika keine Niederlassung, sondern nur theils die Entdekung eines Nordwestlichen Weges nach Ostindien, theils den Handel und die Fischerey zur Absicht gehabt. Daß vor dem Jahr 1585 kein Engländer auf eine Colonie in Amerika seine Gedanken gerichtet, daß die nachmaligen Versuche unglüklich abgeloffen; daß die erste beständige Colonie in Amerika erst 1607 in Virginien errichtet worden, dergleichen in Neuengland erst 1620 geschehen, daß Boston erst 1630 gegründet, und die übrigen Colonien von Neuengland erst vom Jahr 1629 - 1639 entstanden sind.

II. Artikel.

Von den Niederlassungen der Franzosen in Nordamerika.

Hievon ist gleichfalls in dem Chronologischen Verzeichniß das nöthige angezeiget worden. Die Urtheile der französischen Commissarien hierüber müssen wir anführen. Man

Man sihet, sagen sie, daß das erste Project der Franzosen, sich in Amerika niederzulassen, schon vom Jahr 1518, der Engländer ihres aber vom Jahr 1583 ist. An. 1535 sezten die Franzosen die ersten Colonisten in Amerika aus, die Engländer aber erst 1585. Die erste Colonie der Franzosen, die Bestand gehabt, ist des Herrn de Mouts vom Jahr 1604 auf der Küste der Etechemins, die hernach 1605 nach Portroyal verlegt worden, da hingegen die erste beständige Colonie der Engländer erst 1607 in Virginien errichtet worden. Woraus erhellet, daß die Franzosen in jedem Betracht früher in Amerika waren als die Engländer.

III. Artikel.

Revolutionen in Akadien.

An. 1613 zerstörete Argal die Colonien der Franzosen daselbst. S. I. Theil Bl. 41. Einige Einwohner hatten sich in die Wälder geflüchtet, von dannen sie nach dem Abzug der Engländer wieder zurük kamen, der Herr von Poitrincourt, der 1614 aus Frankreich zurük kam, fand sie daselbst. Inzwischen, da die Franzosen an beyden Ufern des St. Lorenzflusses ruhig wohneten, disponirte der König von England 1621 über einen grossen Theil dieses Landes, unter dem Nahmen

Neuschottland zu Gunsten des Ritters Wilhelm Alexanders, nachmaligen Grafens von Sterling. Sowohl dieses Patent, als ein älteres vom Jahr 1606 führen die Clausul, in sofern das Land leer, oder von Unglaubigen bewohnt seyn würde. Wodurch aber beyde Patente null und nichtig werden, weil es seit 1604 von den Franzosen bewohnt worden. Ueber dieses errichtete der Ritter Alexander, seiner Erlaubniß ungeachtet, keine Colonie; ein Schiff, so er 1622 ausschikte, besahe nur einige Küsten von Akadien, ohne eine Colonie zu Stande zu bringen (*). Der Krieg, so aus Gelegenheit der Belagerung von Rochelle zwischen Frankreich und England entstanden, entzündete sich auch in Amerika, wo lezteres durch den Herrn Kirk Akadien und einen Theil von Canada 1628 eroberte, ja 1629 sogar von Quebec sich Meister machte. An. 1628 hatte Kirk den Herrn Claudius de la Tour in Canada zum Gefangenen gemacht, und ihn nach

(*) Hier ist anzumerken, daß doch die Franzosen selbst dieses Land, als England gehörig, müssen angesehen haben, weil König Carl I. 1623 dasselbe bey seinem Vermählungstraktat wieder abgetretten hat. Eben dieser König errichtete für diese Provinz einen eignen Orden von Baronets, der noch besteht.

nach England geschickt, woselbst er 1630 dem Ritter Alexander sein Recht auf Neuschottland abkauffte, und sich mit England wider Frankreich verband, auch seinen Sohn, der das französische Fort Cap de Sable in Akadien commandirte, von Frankreich, aber ohne Würkung, abwendig machen wollte. Inzwischen machte die Gesellschaft, die der Cardinal Richelieu errichtet, und deren der König an. 1628. durch ein Patent Canada gegeben hatte, Anstalt, Canada wieder einzunehmen. Sie machte mit dem Commandeur Razilly deswegen einen Vergleich, allein unter diesen Anstalten gab England im Frieden zu St. Germain das ganze Land 1632 an Frankreich zurük. Razilly gieng nichts desto weniger nach Amerika, und der Fluß und die Bay St. Croix, wie auch la Heve wurden ihm bewilliget. Er war das Oberhaupt dieses Landes, und unter ihm der Herr de la Tour und der Herr de Charnisay. Nach seinem Tod theilten diese das Land und die Befehlshabung unter sich an. 1638, de la Tour war Gouverneur von Akadien, und Charnisay von der Küste der Etechemins (*).

(*) Auf unserer Charte kan man diese beyde Gouvernements sehen, wo die vielen Striche in die Queere

Beyde entzweyeten sich bald, und de la Tour, der ein Protestante war, wurde seiner Besizung beraubt an. 1641. Charnisay bekam alles allein an. 1647, unter dem Nahmen von Akadien und umliegenden Gegenden, (confins) ja er bekam auch noch die Gegend von Cap Causeau bis zum Eingang des Flusses St. Lorenz. Es ist also die Habsucht des Herrn Charnisay Schuld an der Verwirrung mit dem Nahmen Akadien (*). Charnisay starb 1650, und der Herr Stephan, Sohn des Claudius de la Tour, bekam 1651 ein Patent, mit fast eben denen Worten, wie der Herr von Charnisay, ausgenommen dasjenige Stük Landes von Cap Causeau bis zum Fluß St. Lorenz, welches dem Herrn Denys 1654 gegeben wurde (**). In eben diesem Jahr nahmen die Engländer alles weg, was der Herr de la Tour als Gouverneur von

Queere gehen, das war des Charnisay Gouvernement, und die perpendicularen Striche bezeichnen des Herrn de la Tour seines.

(*) Es ist unbegreiflich, warum die französischen Commissarien es eine Verwirrung nennen, daß ein Mann das Commando über ein Land bekommen hat, es sey dann, daß es ihnen Verwirrung macht, wann sie nur einem kleinen Theil davon den Nahmen Akadien lassen wollen.

(**) Dieses Gouvernement des Herrn Denys ist auf unserer Charte mit schwarzen horizontalen Strichen bemerket.

von Akadien besessen hatte. Cromwell bestätigte dem Stephan de la Tour sein Recht an. 1656. Aber er verkaufte zu gleicher Zeit an den Ritter Thomas Temple und den Herrn Wilhelm Crown Neuschottland, welches ihm 1662 von Carl II. bestätiget wurde, nebst der Stadthalterschaft auf sein Lebenlang (*). Im Frieden zu Breda wurde es aber den Franzosen wieder gegeben, nachdem dem Herrn Temple zur Schadloshaltung von der Regierung die Summe von 16200 Pfund Sterling versprochen worden. Nach des Temple Tod erbte sein Neffe Johann Nelson 1674 diese Provinz. An. 1690. nahmen die Engländer das Land wieder weg, gaben es aber im Ryswikischen Frieden 1697 wieder. Endlich eroberten sie es 1710, und im Frieden zu Utrecht 1713 wurde es ihnen abgetreten.

IIII. Artikel.

Meynung der englischē Commissariē, das Recht der Franzosen über Neuschottland betreffend.

Hier zeigen die französischen Commissarien, daß Frankreich Akadien niemals besessen habe als ein Geschenk und als eine Cession

(*) Auf unserer Charte ist die Gegend, die Cromwell dem Temple unter dem Nahmen von Akadien und Neuschottland bestätigte, mit einer Linie angezeigt, die aus zwey subtilen parallellauffenden Strichen bestehet.

sion von England, sondern daß im Gegentheil die Engländer dieses Land von Frankreich durch eine Cession im Utrechtertraktat erhalten.

V. Artikel.

Von Neuschottland.

Hier wiederholen die französischen Commissarien, was sie schon ein paarmal gesagt haben, daß nemlich so wohl das Patent des Königs von England vom Jahr 1606, das einer englischen Gesellschaft Nordamerika unter dem Nahmen von Nordvirginien bis zum 45. Grad gestattet, als auch das andere Patent vom Jahr 1621, das dem Ritter Alexander Neuschottland nach den oben bemeldeten Gränzen bewilliget, null und nichtig seyn, weil das dem Herrn de Mouts vom König von Frankreich gegebene Patent über die nemlichen Länder vom Jahr 1604 älter sey, und England keine Länder habe vergeben können, die Frankreich schon verliehen hatte (*). Im übrigen

(*) Hier könnten die Engländer sagen, sie führen beyde Patente nicht deswegen an, um ihr Recht auf Akadien oder Neuschottland zu bestätigen, sondern zu beweisen, welches die Gränzen desjenigen Landes seyen, auf das sie im Frieden zu Utrecht ein Recht erhalten haben, und zu zeigen, daß man diese und jene Länder von mehr als 100 Jahren her unter Neuschottland verstanden habe.

übrigen sey das von den Engländern sogenannte und dem Ritter Alexander ertheilte Neuschottland ein blos idealisches Land, welches erst im Utrechtertraktat seine Wirklichkeit bekommen, nachdem Frankreich diesen Nahmen zu brauchen angefangen. Demnach habe Frankreich Neuschottland nicht nach den vorigen blos idealischen Gränzen an England abgetreten, sondern nach ganz andern (*), oder welches das Schiboleth der französischen Commissarien ist, nach seinen alten Gränzen. Neuschottland, wie es im Frieden zu Utrecht seine Wirklichkeit erhalten, und Akadien nach seinen alten Gränzen, seye ein und dasselbe Land. Nur dieses Land habe man an England abgetreten, und nicht dasjenige, welches bald hie, bald da den Nahmen Akadien getragen (**). Man habe nicht Neuschottland nach seinen alten Gränzen, sondern Akadien

(*) Könnten hier nicht die Engländer sagen: wir müssen uns also gefallen lassen, was für Gränzen Frankreich ihrem selbstgemachten Neuschottlaud geben wollen, und wir dürffen nichts dazu sagen, da wir doch im Utrechterfrieden derjenige Theil der Contrahenten waren, der Frankreich vorschrieb.

(**) Die aus Sternlein oder Kreuzen bestehende Linie stellet Neuschottland oder Akadien nach seinen alten Gränzen vor, wie es die Franzosen im Utrechtertraktat wollen abgetreten haben, und die starke einfache Linie schliesset Portroyal ein.

Akadien nach seinen alten Gränzen abgetreten (*).

VI. Artikel.

Antwort auf die englischen Beweise, die aus den Commissionen der Herren Charnisay und Tour gezogen.

Die englischen Commissarien wollen aus den Bewilligungen, die dem Herrn Charnisay 1647 und dem Herrn de la Tour 1651 ertheilt worden, beweisen, daß unter Akadien nicht nur die Halbinsel, sondern auch das veste Land, das sonst die Küste der Etechemins genennet wurde, und wo St. Johann und Pentagoet ligt, zu verstehen sey. Man kan nicht läugnen, daß beyde diese Länder unter ihrem Befehl gehabt, aber beyder Vollmacht lautet: daß sie sollten Gouverneurs seyn über Akadien und die angränzende Länder (pays confins). So lautete auch schon die Vollmacht des Herrn de Mouts vom Jahr 1603. Nun aber hat Frankreich im Utrechterfrieden nicht Akadien samt den pays confins, sondern Akadien nach seinen alten Gränzen abgetreten, und zwar avec ses appartenances & dependances. Allein hierunter wird niemand dasjenige verstehen, was pays confins ausdrükt. Die Begriffe der Nachbarschaft und der Abhänglichkeit

zu

(*) Auf diesen Fechterstreich ist oben schon geantwortet.

zu verwirren würde für jeden Regenten und Land von höchst gefährlichen Folgen seyn. Und gesezt, man wollte zugeben, die Länder, die Charnisay und la Tour regiert, seyen das eigentliche Akadien, so wären sie doch nur ein kleiner Theil von demjenigen, was die Engländer darunter ziehen wollen.

VII. Artikel.

Antwort auf die Beweißgründe aus den Briefen des Grafen von Estrades.

Die französischen Commissarien gestehen, daß der Graf von Estrades, aus dessen Briefen die englischen einen Beweiß für sich ziehen, in der That die Gegend, wo die Forts Pentagoet, St. Johann und Portroyal ligen, zu Akadien gerechnet habe. Dieses haben sie niemalen geläugnet, aber das läugnen sie, daß dieses Akadien das im Utrechtertraktat abgetretene Akadien nach seinen alten Gränzen seye. Der eigentliche status quæstionis sey die Frage, welches Land Akadien nach seinen alten Gränzen sey. Ueberdiß seyen die Worte des Grafen von Estrades nicht so genau zu nehmen, dann dieser Minister, der das vom Cromwell der Krone Frankreich entrissene Land in Nordamerika von Großbrittannien zurük zu fodern beordert gewesen, habe darauf gedrungen, daß dieses entrissene Land, unter welchem Nahmen

men man es auch benennen mochte, wieder möchte zurük gegeben werden, welches im Frieden zu Breda geschehen. Auch hieraus, daß dieser Minister vom Pentagoet bis Cap Breton 80 Meilen rechnet, erhellet, daß er von dem Lande keine deutliche Begriffe gehabt, weil es wirklich eine Strekke Landes von ungefehr 300 Meilen macht.

VIII. Artikel.

Antwort auf die Beweißgründe aus dem Traktat von Breda.

Die Engländer wollen den Traktat von Breda zum Maßstab nehmen, nach welchem der zu Utrecht erkläret werden müsse. Allein es ist keine Gleichheit zwischen beyden, dort war kein Gedanke von den alten Gränzen Akadiens, die vorhergegangenen Negotiationen, die Worte des Traktats selbst, und die Vollziehung desselben lehren zur Genüge, daß man bey demselben nichts anders zum Augenmerk hatte, als die Sachen in Amerika wieder auf den Fuß zu sezen, als sie vor dem Einfall Cromwells 1654 waren. Der Hauptgrund des Bredaischen Friedens war demnach die Wiedergabe dessen, was beyde Nationen einander abgenommen hatten. Im Utrechtertraktat hingegen ist eine Abtretung, da Frankreich das Land an England cedirt, das diese Krone zwar mehrmalen angefallen

und besessen, aber niemalen als ein solches, welches in einem Friedensschluß von Frankreich ihm als ein künftiges Eigenthum wäre abgetreten worden. Hier ist von keiner gegenseitigen Wiedergabe die Rede, wie zu Breda, es kan also dieser Friedensschluß nicht zum Behuf des Utrechtischen gezogen werden, sondern die Worte dieses leztern müssen hier einzig und allein in Betracht gezogen werden, als solche, die allein anzeigen können, was das sey, das Frankreich an England abgetreten hat. Das ist aber nicht das Akadien zur Zeit des Bredaischen Friedens, sondern Akadien nach seinen alten Gränzen. Hätte man überdiß zu Utrecht den Bredaischen Frieden vor Augen gehabt, so würde man auch desselben Meldung gethan haben, aber davon ist nirgends einige Spur vorhanden.

Wann ferner die englischen Commissarien vorgeben, daß Großbrittannien im Frieden zu Utrecht nicht die Meynung gehabt, die Gränzen Akadiens einzuschränken, welches man ihnen gerne glaubt, so ist hier gar nicht die Frage von der Willensmeynung des Cessionarii, dem etwas abgetreten worden, sondern dessen, der etwas abtritt. Wann also in den Worten des Utrechterfriedens einiger Zweifel erscheinen sollte, so spricht allemal

das Gesez bey der Auslegung desselben für den Abtretenden wider den Cessionarium.

IX. Artikel.

Fortsezung des vorigen.

Als der Ritter Temple vermöge des Bredaerfriedens Pentagoet, St. Johann, Portroyal, Cap de Sable und la Heve heraus geben sollte, die drey erstern Forts aber aus dem Grund, weil sie nicht in Akadien, sondern in Neuschottland gelegen seyen, zurük behalten wollte, so nennen die englischen Commissarien diesen Unterscheid des Ritters eine Ausflucht, aber mit Unrecht. Er ist nicht nur in der Sache selbst, sondern auch in dem Patent, das er vom Cromwell und Carln II. erhalten, gegründet, woselbst ihm nicht nur das Land, Akadien genannt, sondern auch ein Theil des Landes Neuschottland bewilliget worden. Der Beweißgrund, den man also englischer Seits hieraus ziehen will, ist mehr wider als für diese Krone.

X. Artikel.

Antwort auf die Beweißgründe aus den Briefen und Me-

Die Beweißgründe, die die englischen Commissarien von einer Schrift eines französischen Gesandten vom Jahr 1685 nehmen, der Akadien von der Insel Percee bis an den Fluß St. Georg ausdehnt, ferner von dem

Vor-

Vorschlag eines andern Gesandten vom Jahr 1700, der Akadien gleichfalls bis zum St. Georg oder Kinibeki ausdehnt, anderer ähnlicher nicht zu gedenken, fallen durch eine einzige Anmerkung dahin. Sie bestehet darinn, daß die Schriften und Begebenheiten, aus denen sie hergeholet worden, viel später als der Traktat von Breda sind, daß damals der Mißbrauch das Wort Akadien schon auf die Küste Etechemins und die Franzbay ausgedehnet hatte. Alles dieses beweiset demnach vielmehr die neuen Gränzen Akadiens, und nicht die alten.

moiren französischer Gesandten.

XI. Artikel.

Die englischen Commissarien haben zwar bewiesen, daß bey den Verhandlungen vor dem Frieden zu Utrecht die Bevollmächtigten von England ausdrückliche Instructionen von der Königin Anna erhalten hatten, kraft deren sie das Land Akadien oder Neuschottland, und namentlich Portroyal, zurük begehren sollten. Hieraus, sagen die französischen Commissarien, kan England keine weitere Schlüsse ziehen, als vor Augen zu legen, worinnen eigentlich die Forderungen dieser Krone bestanden, hingegen können die gedachten Instructionen gar nicht als ein Maßstab der her-

Antwort auf die Schlüsse der englischen Commissarien, die sie aus dem Traktat von Utrecht ziehen.

hernach erfolgten Abtretungen angenommen werden (*). Wann ferner die englischen Commissarien zeigen, daß der englische Staatssecretarius St. Johann die Abtretung von Neuschottland oder Akadien nach seinen alten Gränzen begehrt, sogar, daß sie auch die Insel Cap Breton und die Inseln der Lorenzbay darunter wollten begriffen haben: so klingt die Antwort der französischen Commissarien nicht besser, es ist der Mühe werth, daß wir ihre ganze Widerlegung dieses wichtigen Beweißgrundes vorlegen. Frankreich, sagen sie, kam es sauer an, sich hiezu zu entschliessen, es schlug andere Abtretungen vor, um die Engländer zu bewegen, von ihrer Forderung wegen Akadien abzustehen. Im Fall es Akadien behalten würde, bot es an, die Gränzen der Besizungen, die damals einen Theil des nemlichen Gouvernements ausmachten, einzuschränken. Indem nun Frankreich die wirklichen Gränzen einzuschränken versprach, welches aber nicht geschah, so schliessen die englischen Commissarien, daß Frankreichs Intention gewesen, Akadien mit seinen wirklichen Gränzen abzu-

(*) Diese Antwort wird weder einem Unpartheyischen, und noch vielweniger einem Engländer Genüge thun.

abzutreten (*). Nun aber sagt der Utrechtertraktat, daß Akadien nach seinen alten, nnd nicht nach den wirklichen Gränzen abgetreten sey. Was Cap Breton betrift, so konnte der König in diesen Punkt durchaus nicht willigen, er führete deswegen zum Hauptgrund an, daß, wann Cap Breton unter englische Bottmässigkeit kommen, oder es nur mit Frankreich gemeinschaftlich besizen sollte, alsdann ganz Canada von der Willkühr der Engländer abhangen würde. Worauf auch England in seiner Forderung, Cap Breton betreffend, nachgab (**). Sollten nun die alten Gränzen von Akadien so weit sich erstreken, daß sie nach dem Vorgeben der Engländer das ganze mittägige Ufer des St. Lorenzflusses bis an Quebek in sich fasseten, so würde der Hauptgrund, warum der König Cap Breton nicht abtreten konnte, hier noch viel eher gelten (***).

(*) Aus dieser Antwort wird man schwerlich klug werden, geschweige, daß sie den Knoten lösen sollte. Man siht, daß die französischen Commissarien sich hier nicht recht helfen konnten.

(**) Hätten die französischen Commissarien auch so deutlich gezeiget, daß England in seinen Forderungen, Akadien nach seinen alten Gränzen betreffend, nachgegeben hätte, so würde man über diesen Punkt nicht noch im dunkeln gelassen seyn.

(***) Man muß einem jeden sein Recht lassen. Das Urtheil

XII. Artikel.

Von der Meynung des Herrn Durand.

Wann der Herr Durand die ganze Halbinsel unter Akadien begriffen hat, so ists ein Irrthum, worein ihn viele Geographen geführet

Urtheil der französischen Commissarien lässet in diesem Punct sich hören. Und wann es nicht zu verwegen ist, in Strittigkeiten ganzer Nationen ein Urtheil zu wagen, so scheinen die Engländer unter Akadien allzuviel, und die Franzosen allzuwenig zu begreiffen. Beyde Theile haben zwar ihre Gründe, und beyde würden, wann sie beym Utrechterfrieden anders nicht mit Fleiß die Worte in eine Dunkelheit verhüllen wollen, sich deutlicher erkläret haben. Die Engländer scheinen es aus Unbehutsamkeit, und die Franzosen mit gutem Willen unterlassen zu haben. „Wann wir „betrachten, sagt ein Engländer, was es zur „Zeit der Unterhandlung des Utrechterfriedens „mit unserm Ministerio vor eine Beschaffenheit „gehabt: so darf man sich nicht sonderlich dar„über verwundern, daß die Amerikanischen An„gelegenheiten bis nach dem Friedensschluß ei„nigen Commissarien übergeben worden. Die „Schwachheit, oder vielleicht noch etwas är„gers, derer, so unserer Seits, und zwar zu ei„ner Zeit, da wir nach Belieben Geseze vorzu„schreiben im Stand waren, bey dieser Unter„handlung gebraucht worden, hat alle die schlim„me Folgen zuwegen gebracht, so wir nach der „Hand von den Franzosen erfahren müssen.„ Wann die Engländer unter Akadien nach seinen alten Gränzen die Küste Etechemins und die Halbinsel verstünden, so würde vielleicht auf ihre Beweißgründe nichts mit Bestande zu erwiedern seyn.

führet hatten, die geglaubt, die ganze Halbinsel trage diesen Nahmen. Uebrigens nehmen die Herren Commissarien von England Durands Meynung selbst nicht an.

XIII. Artikel.

Erläuterung über die Landcharten von Akadien.

Die englischen Commissarien führen 3. Charten an, nemlich des Herrn de l'Isle, Bellins, und des Herrn d'Auville, die für ihre Forderungen reden. Allein erstlich sind diese Charten viel zu neu, als daß sie Akadien nach seinen alten Gränzen vorstellen sollten. Hernach ist keine der andern in Bestimmung der Gränzen Akadiens ähnlich; ja sie begreiffen weit nicht so viel unter Akadien, als die Engländer wollen. Die noch am meisten für die Engländer sprechen, ziehen die Küste der Etechemins und die Halbinsel darunter. Wann man die alten Charten zu Rathe ziehet, so findet man in des Jean de Laët seinen vom Jahr 1632, daß Akadien innerhalb der Halbinsel ligt; Eben dieses siehet man in einer Charte, die an. 1657. unter dem Titel: Novæ Franciæ accurata descriptio, herausgekommen, und in einer andern unter dem Titel: Novæ Franciæ Tabula 1660; nicht weniger in Sansons vom Jahr 1674 und des Coronelli vom Jahr 1698. Eine

Homännische Charte schränket Akadien in eben so enge Gränzen ein. Der D. Halley, ein Engländer, gab eine Charte heraus, darinnen Akadien nur den sudwestlichen Theil der Halbinsel einnimmt. In dem englischen See- und Handlungsatlas trift man eine Charte an, worinnen man zwar Neuschottland nach den Ideen der Engländer verzeichnet, Akadien aber nur den sudwestlichen Theil der Halbinsel gegeben hat, mit dem Beyfügen, daß Akadien nur der sudwestliche Theil von Neuschottland sey. Eben dieses ist in der Charte des Herrn People vom Jahr 1738 und in derjenigen beobachtet, die in Salmons neuer Historie im III. Tom. p. 425. stehet.

Ob nun gleich die Autorität der Erdbeschreiber nicht von solchem Gewicht ist, daß sie in diesem Streit etwas entscheiden könnte, so haben doch die französischen Commissarien für gut befunden, den Geographen, die für die Engländer sind, eine grössere Anzahl derer entgegen zu sezen, die den französischen Grundsäzen das Wort reden.

XIV. Artikel.

Grundsäze, durch welche man die

Hier fangen die französischen Commissarien an, den Beweiß zu führen, was unter Akadien nach seinen alten Gränzen zu verstehen

hen sey. Sie sezen folgenden Grundsaz. Dasjenige Land, welches beständig unter dem Nahmen Akadien bekannt gewesen, und welches nie einen andern Nahmen gehabt hat, muß nothwendig Akadien nach seinen alten Gränzen seyn. Hingegen diejenigen Länder, die niemalen diesen Nahmen getragen, oder doch auch unter andern Nahmen bekannt und benennet worden sind, müssen von Akadien nach seinen alten Gränzen unterschieden seyn.

Gränzen von Akadien bestimmen kan.

Nun ist offenbar, daß das Land von der äussersten Spize der Franzbay bis zum Cap Canseau niemals unter einem andern Nahmen als dem von Akadien bekannt gewesen. Es ist unmöglich, einen andern Nahmen dieses Strich Landes anzuzeigen. Hingegen alle übrige Länder, die die Engländer mit unter den Nahmen von Akadien ziehen wollen, haben andere Nahmen gehabt, und haben sie noch, als: Neufrankreich oder Canada überhaupt, das Land Norembegue oder der Etechemins, Franzbay, Lorenzbay, und Gaspesien.

XV. Artikel.

Der Herr Denys hat vom Jahr 1654 bis 1690 in Amerika gelebt, zu einer Zeit, da man gegenwärtige Strittigkeiten nicht vorhersehen

Beweise für die Gränzen von Akadien aus

dem Herrn Denys. hersehen konnte. Sein Zeugniß ist daher von aller Glaubwürdigkeit und Gewicht. Er ist derjenige, der sich mit einiger Ausführlichkeit und Gründlichkeit über die Gränzen der verschiedenen Länder in Nordamerika eingelassen hat. Er war Gouverneur, General-Lieutenant und Eigenthümer aller Länder von Cap Canseau an bis ans Cap Rosiers (*). Er sagt deutlich, daß diese ganze Strekke Landes nicht in Akadien liege. Ausser diesem hat er alle andere Länder selbst gesehen und durchwandert, daß er also von allem am besten hat unterrichtet seyn können. In seinem Patent wird er als Gouverneur in denjenigen Ländern von Neufrankreich, die sich von Cap Canseau bis Cap Rosiers erstrekken, ernennet. Es wird ihm zugleich erlaubt, eine stete Fischerey sowohl in seinem Gouvernement als den Küsten von Akadien anzulegen, welches beweiset, daß sein Land nicht zu Akadien gehörete. Sein Buch beschreibt alle die Länder, die England als Akadien anspricht. Wäre dem so, so würde er es Beschreibung der Küsten von Akadien genennet haben, an statt, daß er es Beschreibung der Küsten von Nordamerika

(*) Man sehe unsere Charte.

amerika betitelt (*). Eine Benennung, deren sich der Traktat von Westmünster 1655 vor ihm schon bedienet hatte. Seine eigene Worte, die von den Gränzen Akadiens handeln, sind folgende: Die lange Insel . . . . macht eine Durchfart, um aus der Franzbay heraus, und an das Land Akadien zu kommen, *pag.* 56. *Tom. I.* und an einem andern Ort: Indem man aus der Franzbay heraus kommt, befindet man sich an den Küsten von Akadien, *pag.* 58. Eben so genau bestimmet er das Ende von Akadien. Nachdem er im ersten Capitel die Küste der Etchemins bis zum Fluß St. Johann, und von da an im zweyten Capitel die Franzbay bis zur langen Insel beschrieben hatte, so beschreibt er im dritten Capitel Akadien von der Insel Longue bis zu la Heve, und im vierten Capitel von la Heve an bis zum Cap Canseau, wo es sich endet. Die vier folgenden Capitel enthalten die Beschreibung der Lorenzbay. Wann man also Herrn Denys zu Rath ziehet, so bleibt keine Dunkelheit über

(*) Da dieses Buch in Teutschland etwas unbekannt ist, so verdiente es eine Uebersetzung; wobey man das merkwürdige aus dem l'Escarbot und Champlain mit einrüken könnte.

ber die alten Gränzen Akadiens mehr übrig (*).

XVI. Artikel.

Beweise für die alten Gränzen Akadiens aus dem Champlain.

Champlain, der Stiffter von Quebec und Gouverneur von Canada, ist in seiner Beschreibung von den Gränzen Akadiens nicht so genau als Denys. Nichts destoweniger trift man zerschiedene Stellen in seinem Buch an, wo er zimlich deutlich von den Gränzen Akadiens redet. Man kan sie bey ihm selbst nachsehen Partie I. pag. 49. 96. 43. 49. 52. 54. 209. 93. 296. 98. p. 100. 104. Partie II. p. 297. 197.

XVII. Artikel.

Beweise aus dem l'Escarbot.

L'Escarbot war mit auf der ersten Reise, die der Herr de Mouts 1604 nach Nordamerika,

(*) Herr Denys ist den Franzosen ein willkommener Schriftsteller. Was werden sie aber sagen, wann die Engländer fragen, sind das die alten Gränzen von Akadien, die Herr Denys beschreibt? Sind die von ihm beschriebene Länder jederzeit vor der Verfassung seines Buchs so eingetheilt gewesen? Ist des Herrn von Charnisay Gouvernement vom Jahr 1647, das sich über Akadien erstrekte, nicht älter als des Herrn Denys Gouvernement und sein Buch dazu? Sind es nicht vielmehr die neuen Gränzen, die er sezt? Des Patents von Neuschottland von 1621 nicht einmal zu gedenken.

amerika, und zwar an die von ihm sogenannte Küste der Etechemins und nach Portroyal that. Er bedienet sich, wenn er von diesen Gegenden redet, niemalen des Worts Akadien, sondern er braucht entweder die particular-Nahmen derselben, oder den allgemeinen Nahmen Canada oder Neufrankreich.

XVIII Artikel.

Der allererste offene Brief, den der König von Frankreich über diese Länder gab, und der dem Herrn de Mouts ertheilet wurde, ist vom Jahr 1603. darinnen steht deutlich, daß ihm nicht nur Akadien, sondern auch die angränzenden Länder sollen bewilliget seyn, und zwar vom 40sten bis zum 46sten Grad. Woraus erhellet, daß alles, was über dem 46sten Grad gelegen, nemlich die ganze Lorenzbay, nicht zu Akadien könne gerechnet werden. Aus zerschiedenen öffentlichen Schriften, die die französischen Commissarien anführen, erhellet, daß das Land Norumbegue, die Küste Etechemins, St. Johann, Gemesik, ꝛc. nicht nur diese besondere Nahmen getragen, sondern auch als Theile von Neufrankreich, und als Lehen von Quebek angesehen worden sind. Man kan sie um beliebter Kürze willen nicht anführen, man

Beweise aus öffentlichen Schriften und Titeln der Franzosen.

man muß aber gestehen, daß sie mit vieler Ueberzeugung dasjenige darthun, was sie eigentlich hier beweisen sollen.

XIX. Artikel.

Beweise aus der Engländer eignen Patenten.

Der älteste Titel, unter welchem England Anspruch an Akadien oder Neuschottland macht, ist das Patent vom Jahr 1621. In diesem aber ist selbst der Küste Etechemins, Souriquois, und Gaspesien, nicht aber Akadiens Erwehnung geschehen, woraus erhellet, daß diese Länder selbst nach der Erkänntniß des Königs von England nicht zu Akadien gerechnet worden.

XX. Artikel.

Beweise aus dem Utrechtertraktat selbst.

Die Auslegung des Utrechtertraktats muß man aus ihm selbsten holen. Frankreich cedirt darinnen an England ganz Neuschottland, sonst Akadien genannt, nach seinen alten Gränzen, WIE AUCH die Stadt Portroyal ꝛc. Die Redensart wie auch (comme aussi) ist im lateinischen durch *ut &* gegeben. Es folgt hieraus, daß Portroyal keinen Theil der Cession von Akadien ausmacht, indem die Redensart wie auch so viel ist als: überdiß, und nach. Die Engländer prätendiren, daß diese Redensart

sehr

sehr gewöhnlich sey in Traktaten, um dasjenige anzuzeigen, das nicht mehr als die nemliche Sache, oder ein Theil derselben ist, allein sie werden schwerlich hievon ein Exempel aufweisen können. Dasjenige, das sie aus dem Traktat von St. Germain von 1632 anführen (*), hat die Redensart wie auch nicht, kan also hier nichts beweisen. Die Ausdrüke, wodurch die Cession von Akadien geschihet, sind also im Utrechtertraktat sehr deutlich, simpel und klar, und man erkennet sogleich, daß das alte Akadien die Stadt Portroyal nicht in sich schließt. Man erkennet ferner die Gränzen des alten Akadiens durch

(*) In den Memoiren der beiderseitigen Commissarien ist die Antwort der engländischen Commissarien, so sie auf dieses weitläuftige Memoire der französischen ertheilt haben, nicht publicirt worden. Man siht aber aus einer Schrift, die Frankreich nicht nur in Teutschland, sondern auch durch seine Gesandten in Dännemark, Schweden und Rußland mit Uebersezungen ausgestreuet hat, und Discoussion sommaire betitelt ist, daß die Engländer noch 3. Exempel von dieser Redensart angeführet haben. In gedachter Schrift reden die Affekten allzudeutlich, und man will die Gemüther wider England aufbringen, man wird aber aus derselben unmöglich die wahre Gestalt der Strittigkeiten beider Nationen erkennen lernen, weil die Gründe der Engländer darinnen theils verschwigen, theils geschwächt sind.

durch die angezeigte Gränzen der Fischerey, die den Engländern ausschliessungsweise darinnen abgetreten ist. Hier sind die nemlichen Worte des Traktats: „Und dieses auf eine „solche weite Art und Weise, daß es ins „künftige den Unterthanen des allerchristlich„sten Königs nicht erlaubt seyn soll, die Fi„scherey in gedachten Meeren, Bayen und „Oertern zu treiben auf 30. Meilen von den „südwestlichen Küsten Neuschottlands, anzu„fangen von der Sandinsel, und von da „südwestlich fortzugehen.„ Man siehet hieraus, daß nur dasjenige Land das alte und abgetretene Akadien seyn könne, dessen Küsten gen Südwest lauffen, und das trift nirgends als bey dem wahren alten Akadien ein, wovon die französischen Commissarien bewiesen haben, daß es dasselbe sey (*).

Dieses

(*) Man kan sich nicht enthalten, folgende Anmerkung zu machen. Einmal ist es nicht an dem, daß das alte Akadien, wie es die Franzosen nehmen, nach allen seinen Küsten nach südwest sich ziehe; dann von Cap de Sable an bis zum Cap Fourchu wendet es sich, und nimmt eine nordwestliche Richtung an. Hernach ist im Traktat selbst bey Bestimmung der Gränzen der Fischerey zwar der Anfang dieser Gränzen bestimmt, aber wo sie aufhören sollen, ist gänzlich verschwiegen. Es scheint nicht unnatürlich zu seyn, wann die Engländer diese Linie (man sehe unsere Charte)

Dieses ist ein kurzer, getreuer und unpartheyischer Auszug aus den Acten und Memoiren der englischen und französischen Commissarien, die Gränzen von Akadien betreffend. Wir finden aber für nöthig, noch ein paar Anmerkungen anhangsweise beyzufügen. Die englischen Commissarien haben das Patent des Königs Jakobs I. so er dem Ritter Wilhelm Alexander 1621 ertheilet, als ihren ältesten Titel über Neuschottland angeführet, ohne eines ältern zu erwehnen. Um der Vollständigkeit dieses Streits willen wollen wir hier davon Nachricht ertheilen.

Im Jahr 1620 entstund zwischen den beyden Compagnien von London und Bristol, denen gedachter König das veste Land von Nordamerika vom 34 Grad bis zum 45, an. 1606. bewilliget hatte, wegen des Rechts am Cap Cod zu fischen, ein Streit. Die Compagnie von Bristol, einige vornehme Herren, und andere Edelleute erhielten hierauf ein neues Patent, kraft dessen ihnen das ganze Land vom 40. Grad bis zum 48. Grad nordli-

te) in gerader Richtung fortziehen, welches ihnen der Traktat nicht verwehrt. Auf diese Weise würde das Ende der Linie sie bis in die Gegend Boston führen, und die ganze Küste Etechemins mit einschliessen.

nordlicher Breite zugestanden wurde. Die Verwilligung erstrekte sich der Länge nach, nemlich von Osten nach Westen, vom atlantischen Ocean bis zum stillen Meer, in dem Fall, daß solches noch von keiner Christlichen Macht in Besiz genommen worden. Diese Compagnie nahm den Nahmen, Rath von Plymuth oder von Neuengland, an, und der leztere Nahme ist dem ihr verwilligten Lande zu theil worden. Dieser Rath von Neuengland resignirte im folgenden Jahr, aus Ursachen, die man gleich hören wird, alles, was ihm nordwärts des Flusses St. Croix bewilliget war. Dieses ist der Grund, warum das dem Ritter William bewilligte Neuschottland vom Fluß St Croix den Anfang nahm, und die Engländer die Gränzen von Neuengland bis an den Fluß St. Croix auszudehnen berechtiget sind. Die mitternächtliche Linie dieses dem Rath von Neuengland 1620 zugestandenen Landes wurde gegen Norden an dem Fluß St. Lorenz ein wenig oberhalb Saguenay, und gegen Abend an dem nordlichen Ufer des obern Sees, bis an welchen sich die Gränzen der Compagnie von Hudsonsbay erstreken, gesezt. Da sich aber gefunden, daß die Franzosen schon von Quebek Trois Rivieres, und einigen andern Orten nordwärts

an dem Fluß St. Lorenz unterhalb Montreal, als von Gegenden, die innerhalb dieses verwilligten Landes lagen, Besiz genommen hatten, so wurde der ganze Theil dieses Privilegii gegen Norden des Flusses St. Lorenz bis nach Montreal annullirt und aufgehoben (*).

Indem die Engländer dieses gestehen, so werden die Franzosen ihrer Seits bekennen müssen, daß, da sie vor diesem Patent jenseit Montreal keine Pflanzstädte errichtet, sie auch nicht den mindesten rechtmässigen Anspruch weder auf den Strich Landes gegen Mittag des Flusses St. Lorenz von Montreal bis fast an seinen Ausfluß zu rechnen, noch von den nordlichen Gränzen dieses Patents südwärts über Montreal hinaus zu machen hätten.

Nachdem aber die Compagnie von London, und die von Bristol, mit ihren Unternehmungen nicht so glüklich waren, als sie sich anfangs Hoffnung gemacht, so übergaben sie ihre Patente 1635 wiederum an die

(*) Es ist diß ein Beweiß von der Billigkeit der Engländer, und man kan hieraus sicher schliessen, daß Neuschottland dem Ritter Wilhelm Alexander an. 1621. nicht würde bewilliget worden seyn, wenn damals französische Colonien darinnen gewesen wären. Und aus der Historie ist klar, daß die Colonien, die de Mouts und Poitrincourt in Akadien und Portroyal angelegt hatten, theils zerstört, theils verlassen waren.

Krone zurük. Bey Anfang der Regierung Carl des ersten gab man verschiedene neue Privilegia; allein die bürgerlichen Kriege, und die Verwirrung, so daraus entstanden, verursachten, daß solche nicht zu ihrer Vollziehung kamen. Die neuen Pflanzstädte wurden also auf gerathewohl, und ohne andere Regel und Richtschnur, als blos nach dem Eigensinn und Gutachten der Entrepreneurs errichtet.

Die andere Anmerkung, die wir noch anhängen wollen, bestehet darinnen. Es ist merkwürdig, daß Frankreich seine Gedanken von den alten Gränzen Akadiens bis zum Aachnerfrieden verborgen. Erst nach dem Schluß desselben mußte der Generalgouverneur von Canada einen förmlichen Brief an den Stadthalter von Neuschottland 1749 schreiben, um ihm die Ansprüche anzudeuten, welche Frankreich an den nordlichen Theil dieser Landschaft macht.

Oben haben wir gemeldet, daß John Nelson Neuschottland vom Ritter Temple geerbet, izo wollen wir nur mit zweyen Worten sagen, daß er 1730 diese Provinz dem wakern Samuel Waldo, einem Edelmann aus Neuengland, verkauft hat, der sich izo rechtmässiger Besizer davon nennet.

Zweyter Abschnitt.

Von den Strittigkeiten beyder Nationen in Ansehung der übrigen Nordamerikanischen Länder.

Nicht nur die Angelegenheiten von Akadien, sondern auch der übrigen Nordamerikanischen Länder sind in einem solchen Stande, welcher wohl verdienet, daß man alle Aufmerksamkeit darauf wende. Die Franzosen haben seit dem Aachnerfrieden bis ins Jahr 1755 ihre Völker vermittelst der Kriegsschiffe in Canada und Louisiana stark vermehret. Diese Kriegsschiffe haben den grösten Theil ihrer aufgehabten Mannschaft zurük gelassen, und sind mit so wenigem Volk nach Frankreich zurük gesegelt, als unumgänglich zur Besezung des Schiffes nöthig war. Auf diese Art, die am wenigsten Aufsehen gemacht, haben sie etliche tausend Mann regulirte Völker nach Canada, und eine noch grössere Anzahl nach Missisippi gebracht. Die mächtige Kriegsrüstung zu Brest hat endlich den Engländern die Augen geöffnet, daß sie, wie bekannt, aller ihrer Macht aufgebotten haben. Zwar haben die Engländer in der That eine Macht in Amerika, die die Eifer-

sucht der Franzosen nothwendig erregen muß. Diese Macht bestehet in den blühendesten und sehr volkreichen Colonien, und in einem Reichthum, an dem Großbrittannien so viel Antheil hat als die Colonien selbst, aber diese grosse Macht ist in einem engen Bezirk eingeschlossen. Ich sage in einem engen Bezirk, wann man es gegen die ungeheuren Länder betrachtet, die wenigstens in den bisherigen Landcharten unter dem Nahmen Canada und Louisiana den Franzosen zugeeignet worden. Die französischen Colonien und Besizungen in diesen Ländern kommen mit den englischen, man mag nun die Menge der Colonisten, oder ihren Reichthum und Handel, und andere der Schiffart dienende Bequemlichkeiten betrachten, in keine Vergleichung. Allein wann man die Tapferkeit der Canadier, die Kriegsverfassung der Franzosen, das auf einen Punkt hinzielende Interesse, die wohl überlegten und gut ausgeführten Projecte betrachtet, so wird man den Ausspruch für die Franzosen thun müssen. Diesen ligt ungemein viel daran, die Engländer in ihrem Bezirk einzuschliessen, und der Ausbreitung ihrer Colonien und ihres Handels Schranken zu sezen. Eben so wenig kan es der Engländer mit kaltem Blut ansehen, wann Frank-

reich

reich eine Mauer von Schanzen und Vestungen um seine weitläuffigen Länder zieht, oder nach den Grundsäzen der Engländer zu reden, wann Frankreich in den Ländern selbst, die England als sein Gebiet betrachtet, Bevestigungen anlegt. Die Gränzen von Neuengland, Neujork, Pensilvanien, Virginien und Carolina sind gegen Canada und Louisiana nichts weniger als bestimmt, und zwischen beyden Nationen ausgemacht. Die Begriffe, die beyde Nationen sich davon machen, sind noch weiter voneinander entfernt, als ihre Meynungen über die Akadischen Gränzen, und die Folgen davon scheinen noch wichtiger zu seyn, und weitaussehender zu werden. Was und wie viel die Franzosen von denen Ländern, die bisher von den Engländern bewohnt, und, wie es scheint, unstrittig besessen worden sind, als ihr Eigenthum ansprechen, ist nicht so bekannt, als dasjenige, was die Engländer in denjenigen Ländern als ihr Eigenthum ansehen, die bisher die Franzosen unter dem Nahmen von Louisiana und Canada innegehabt, und als ihr Eigenthum betrachtet. Von diesen Ansprüchen der Engländer wollen wir dem Leser einen kurzen Begriff geben.

Als die Holländer die Landschaft Neujork, die damals Neubelgien hieß, besassen, machten sie ein Bündniß mit den 5. indianischen Nationen, durch welches sie die Oberherrlichkeit und Schuzgerechtigkeit über dieselben erhielten. Diese Völker bewohneten damals den Strich Landes, der südwärts des Flusses St. Lorenz Montreal gegenüber ligt. Bey den Engländern sind diese 5. Völkerschaften unter den Nahmen Mohaws, Oneydoes, Onondagas, Cayugas und Senekas bekandt. Die Franzosen aber begreiffen sie insgesamt unter dem allgemeinen Nahmen der Irokesen, oder Iroker.

Dieses Bündniß wurde von beyden Seiten ununterbrochen bis ins 1664. Jahr fortgesezt. Als die Holländer in diesem Jahr den Engländern weichen mußten, giengen die 5 Nationen mit diesen die gleichen Verbündnisse ein, und das beiderseitige gute Verständniß hat bis auf den heutigen Tag fortgewähret. Vermög dieses erneuerten Traktats gaben die 5 Nationen gegen den Gouverneur von Neujork zu Albany ihre Unterwürffigkeit mit diesen Worten zu erkennen: Daß sie dem König von England ihr Land übergeben, und sich demselben freywillig unterworffen hätten, ja sie hängen

das Wappen des Herzogs von York vor ihren Hütten auf. Dieser Traktat wurde 3. Jahre vorher geschlossen, ehe die Franzosen jemals mit ihnen einiges Bündniß gemacht. Sie waren vielmehr seit ihren Niederlassungen in Canada bis ins Jahr 1667 beständig mit den Wilden in Krieg verwikelt, erst im leztbesagten Jahre giengen diese mit den Franzosen einen Freundschafts-Bund ein. Aber sie befanden sich nicht gar zu wohl dabey, und die Franzosen brachen ihn 1683 leichtsinniger Weise, wordurch die 5 Nationen genöthiget wurden, ihre Zuflucht zu den Engländern zu nehmen, deren Oberherrlichkeit sie 1684 aufs neue erkannten, und nachgehends durch einen zweyten zu Albany 1687 geschlossenen und unterzeichneten Traktat bekräftigten (*).

(*) Da der Oberste Dungan, der damals Gouverneur von Neujork war, ihnen nicht offentlich zu Hülfe kommen konnte, weil er vom König Jakob II. Befehl hatte, alles anzuwenden, damit der Friede zwischen den Franzosen und diesen Indianern erhalten werde, so hielten diese bey dem Beschluß des Traktats von 1687 folgende Rede an den Gouverneur und die Commissarien: Brüder, ihr versichert uns, daß der König von „England wahrhaftig ein groser König sey. „Warum soltet ihr euch nicht bey einer gerech-„ten Sache zu uns schlagen, eben zu einer Zeit, „da„

Alle diese Schenkungen und Concessionen sind nachgehends durch Traktaten sowohl als durch eine Akte oder Verkaufcontrakt bestätiget worden, kraft dessen die Indianer im Jahr 1701 alle ihre Erb- und eroberte Länder an die Engländer abgetreten und übertragen haben. Diesen Unterhandlungen wurde 1726 noch ein starkes Gewicht durch die Erneuerung der vorhergehenden Instrumenten gegeben, und man bekräftigte sie in dem zu Lancaster in Pensylvanien 1744 geschlossenen Frieden auf das neue.

Diese Traktaten der Engländer mit den 5. Nationen sind selbst von den Franzosen in dem Utrechter- und Aachnerfrieden confirmirt worden. Man erkennet sie darinnen vor Unterthanen

„da die Franzosen die Parthey unserer Feinde „nehmen? O Brüder! wir sehen die Ursach davon nicht ein. Dann die Franzosen werden „uns insgesamt aufreiben, und wann sie ihr Vorhaben ausgeführt haben, so werden sie allen „Handel von Biberfellen nach Canada ziehen, „und der König von England wird zu gleicher „Zeit das ganze Land verlieren. Oeffnet dem„nach eure Augen, o grosser Sachen jenseit des „grossen Sees, und gebet nicht zu, daß diese arme Indianer, welche sich selbst und ihr ganzes „Land in eure Hände gegeben, und eurem Schutz „sich anvertrauet haben, ohne einige Ursach von „den Franzosen völlig aufgerieben und unterdrükt werden.

terthanen von Großbrittannien, und den König von England vor ihren Oberherrn. Es ist darinnen vestgesezt, daß weder die Irokesen, noch die andern Indianer, so mit den Engländern im Bündniß stehen, von den Franzosen auf keine Art sollen beunruhiget werden; und daß die Unterthanen beyder Kronen, zur Verbesserung und Aufnehmen ihrer Handlung, in den Colonien sowohl der einen als andern Nationen, frey und ungehindert aus- und eingehen könnten.

Die Oberherrlichkeit der beyden Kronen in Nordamerika, das Land der Irokesen allein ausgenommen, zu bestimmen, ist zwar nach Auswechselung der Ratificationen des Utrechter- und Aachnerfriedens einigen Commissarien aufgetragen worden, aber es ist überall noch nichts gewisses vestgesezt.

Nun fragt es sich, welches dann die Erb- und eroberten Länder der Irokesen sind, über welche die Engländer das Obereigenthum erhalten haben. Folgende Erzählung wird die ganze Sache aufklären.

Die französische Geschichtschreiber melden uns: Daß, als sie im Jahr 1603 ihre Wohnpläze zu Canada errichtet, (nemlich 6. Jahr vorher, ehe die Holländer von Neubelgien, so izo unter dem Nahmen von Neujork

bekannt

bekannt ist, Besiz genommen,) die Jroquoisen das Land bewohnet hätten, welches sich über das mittägliche Ufer des St. Lorenzflusses bis an den Ausfluß des Ontariosees erstreket.

Dieses ist der umständliche Bericht, den jemals ein Europäer von diesem Land gegeben; man muß also natürlicher Weise schliesen, daß dieses ihr Erb- und Geburtsland gewesen.

Die nemlichen Schriftsteller führen weiter an: Daß sie die Jroquoisen in einem rechtmäsigen und nothwendigen Krieg mit den Adirondacs oder Algonkins (einem mächtigen indianischen Volk, so damals das Land bewohnete, welches izo die Utawacwas innen haben) verwikelt gefunden.

Die Algonkins zwangen die Jroquoisen, ihr Land zu verlassen, und an die Ufer des Sees Ontario und Erie zu entweichen.

Sie haben seit der Zeit gemeiniglich ihren Aufenthalt in dieser Gegend sowohl, als auch in dem Land zwischen diesen beyden Seen und dem Hudsonsfluß, bis an Albany hinauf, an den Flüssen Delaware, Susquenahab und Ohio gehabt, und besizen diese Länder noch bis auf den heutigen Tag: was sie

an

an die Engländer verkauft oder abgetreten, davon ausgenommen.

Diese Länder, so sie an dieselbe abgetreten, sind zum Theil an dem Fluß Mohawks, und an dem See Ontario gelegen, wo die Engländer 1727 die kleine Vestung Oswego gebauet.

Die übrige befinden sich an dem Ausfluß der Flüsse Delaware, Susquenahab in Pensilvanien, und an dem Ohio.

Als sie, in diesen Gegenden sich niederzulassen, ankamen, so überfielen sie die Satanas oder Schawonos, welche um den See Ontario und Erie herum wohneten, mit Krieg; allein die Jroquoisen hatten dieselbe gar bald dergestalt verjagt, daß sie gegen Osten zu bis nach Missisippi entfliehen mußten. Die Feldschlachten, so zwischen den Satanas und Jroquoisen vorgefallen, hatten diese leztere Völker so kriegerisch gemacht, daß sie wieder einen herzhaften Muth fasseten, den ihnen die Algonkins ziemlich benommen, und sich im Stand hielten, ihnen genugsam die Spize zu bieten.

Die Indianer vergessen niemals eine Beleidigung, und ruhen nicht eher, bis sie ihre Rachgierde befriediget. So bald die Jroquoisen derowegen nur die Satanas glücklich über-

überwunden, so fiengen sie mit den Algonkins einen Krieg an.

Der Ausgang stimmete auch so wohl mit ihrer sich gemachten Hoffnung überein, daß sie nicht allein ihre Erbländer wieder eroberten, sondern so gar noch die Algonkins aus ihrem eigenen Land verjagten, und solche bis in die Gegend zurük trieben, wo izo Quebec liegt.

Mit allen diesen erhaltenen Vortheilen waren sie noch nicht zufrieden; sie fuhren fort, dieselbe so lang zu verfolgen, bis sie die ganze Nation, bis auf einige wenige, ausgerottet, welche sich unter den Schuz der Franzosen zu Quebec begaben. Ihre Nachkommen haben sich nach der Zeit um diese Stadt herum niedergelassen. Nach dieser vor ihre Nation so unglüklichen Begebenheit, seit welcher sie niemals wieder sich recht erholen können, hat man sie, so wohl in Kriegs- als Friedenszeiten, vor nichts gerechnet.

Man hatte in diesem Theil der Welt niemals einiges Schiesgewehr, noch eiserne oder stählerne Kriegsinstrumenten gesehen, ehe die Franzosen solche daselbst eingeführet.

Durch die Neuigkeit dieser Waffen, und derselben grossen Nuzen, wozu noch die verschiedene Galanteriewaaren kamen, womit die

Franzo-

Franzosen sich bey allen andern Nationen so geschikt einzuschmeicheln wissen, lokten sie die Indianer an sich, von welchen sie Pelzwerk nahmen. Alle diese Nationen liefen ihnen haufenweise zu, um mit ihnen zu handeln.

Nur allein die Iroquoisen wollten niemals einige Gemeinschaft mit ihnen haben, weilen die Franzosen den Algonkins, ihren Feinden, beygestanden, und denselben Schuz gegeben.

Die Franzosen, welche sich wegen ihrer Standhaftigkeit vor beleidigt hielten, brachten alle übrige Indianer, so ihres Handels wegen nach Quebec kamen, zu dem Entschluß, daß sie sich insgemein vereinigten, die Iroquoisen zu bekriegen.

Da sie denselben an der Zahl weit überlegen waren, und noch überdas den Vortheil des Schiesgewehrs vor sich hatten, so entschlossen sie sich dazu mit dem vollkommensten Vertrauen, als Leute, die ihrer Sache gewiß sind.

Die erste Schlacht fiel in dem Land der Iroquoisen vor. Das Glük wendete dabey den Iroquoisen den Rüken: sie wurden auf das Haupt geschlagen. Die Franzosen, so sich verborgen gehalten, kamen nicht eher zum Vorschein, als bis sie untereinander ins

Hand-

Handgemeng gekommen; und ihr Schiesgewehr, so den Iroquoisen bisher unbekannt gewesen, richtete ein solches Blutbad unter ihnen an, daß sie sehr bald in die gröste Unordnung geriethen.

Der erhaltene Sieg und die gute Wirkung der Waffen machten die Indianer ganz stolz und übermüthig. Sie fiengen an, die Befehle ihrer Oberhäupter zu verachten, und griffen die Feinde aller Orten und ohne einige Ordnung an. Diese leztere, welche klüger als jene waren, suchten sich nur zu vertheidigen, und ersezten durch List, was ihnen von Seiten der Gewalt abgieng.

Sie wußten sich auf die geschikteste Art einer Kriegslist nach der andern zu ihrem Vortheil zu bedienen, und es glükte ihnen öfters, ohne viele Leute dabey zu verlieren, eine grosse Menge ihrer Feinde niederzumachen. Einer von ihren gebrauchten listigen Streichen ist zu sonderbar, als daß man denselben mit Stillschweigen übergehen sollte.

Der Gouverneur von Canada wollte sich die mißliche Umstände, worinnen die Iroquoisen sich damals befanden, einigermassen zu Nuz machen, und thate derowegen den Vorschlag, er wolle ihnen einige französische Geistliche zuschiken, die sie in den Anfangsgrün-

den

den der Christlichen Religion unterrichten sollten. Sie nahmen dieses Anerbieten sehr eifrig an. Allein, kaum waren diese Priester bey ihnen angelangt, als sie die Franzosen wissen liessen, daß dieselbe ihnen als Geiseln dienen, und sie sich an diese Missionarien halten würden, wann die Franzosen nicht die genaueste Neutralität beobachteten. Da sie auf dieser Seite sicher waren, und die Holländer, die damals Neubelgien besassen, ihnen Schiesgewehr hatten zukommen lassen, so liessen sie ihrer Rache gegen die Indianer, ihre Feinde, freyen Lauf.

Die erste, so davon das Schlachtopfer wurden, waren die Watoghies, so die Franzosen Hurons nennen, und der wenige Ueberrest der Algonkins.

Sie wurden in einer blutigen Schlacht, so etliche Meilen von Quebec vorgieng, überwunden. Die Franzosen gestehen selbst, daß, wann die Iroquoisen damals ihre Schwäche gewußt, die ganze Colonie würde verlohren gewesen seyn. Dieser so vollkommene Sieg, den sie vor den Augen der Franzosen erhalten, jagte unter alle Indianer, die Bundsgenossen der Franzosen waren, einen grossen Schreken ein.

Sie waren sehr zahlreich wegen des Handels, so ihnen eine Menge Sachen an die Hand gab, die sie nicht wohl entbehren konnten.

Die Nixicerinier, welche damals sich an dem mitternächtlichen Ufer des St. Lorenzflusses aufhielten, giengen tiefer in Norden bis an den See Abitibis hinein; die Ueberbleibsel der Watoghies oder Hurons aber, nebst den Utawawas und etlichen andern Nationen, wendeten sich gegen Südwest.

Es währte inzwischen nicht lang, daß sie an dem, was sie von den Franzosen gezogen, Mangel zu leiden anfiengen; damit sie sich nun wieder versehen möchten, so kehrten sie nach Quebec zurük. Eben hiedurch entdekten die Iroquoisen aber gar bald den Ort ihres Aufenthalts; und weil sie ihre Rache noch nicht genugsam ausgeübet zu haben glaubten, so machten sie sich auf den Weg, dieselbe in ihren Wohnpläzen aufzusuchen. Gegen das Jahr 1650 gelung es ihnen endlich, daß sie alle übrige indianische Nationen, welche sich auf den beyden Seiten des St. Lorenzflusses, oberhalb Quebec, und den beyderseitigen Ufern der See Ontario, Erie, und Huron aufhielten, völlig ausrotteten, oder wenigstens unter sich aufnahmen.

Inzwi-

Inwischen ist sehr wahrscheinlich, daß sie niemals zu ihrem Zwek würden gekommen seyn, wenn sie nicht einem gewissen Grundsaz genau nachgekommen, wobey sich die Römer so wohl befunden: wann sie nemlich das Volk von andern Nationen nicht aufgemuntert, sich unter sie einzuverleiben.

Die Indianer brachten es also dadurch so weit, daß aus einigen ihrer Gefangenen die grösten Sachems und angesehenste Feldherren geworden.

Auf diese Art brachten sie 1672 die Illinoisen unter ihre Bottmäsigkeit, und incorporirten selbige unter sich; ein Volk, welches an dem Ufer von dem Flusse wohnete, welcher aus dem See dieses Nahmens, der auch Mitschigan heißt, entspringet, und sich nachgehends in den Fluß Missisippi ergiesset.

In Ansehung der Satanas haben sie auf gleiche Weise verfahren, die sie vorher von dem See Ontario und Erie verjaget. Daß also solchergestalt der Fluß Illinois und Missisippi damals die westliche Gränzen ihrer Eroberungen ausmachten. Eben dieses waren die Gränzen des Landes, so sie vermög einer Acte von 1701 an die Engländer verkauft haben.

Nicht weniger haben sie auf diese Art die Indianer von Neujork, oder von den Flüssen Hudson, Delaware, Susquehanah und Ohio, wie auch die übrige Indianer in den Provinzien Neujork, Pensilvanien, Marilland und Virginien gegen das Jahr 1672 unter sich gebracht.

Im Jahr 1685 machten sie sich die Twightwees, oder die Miamis unterwürfig, welche an dem Fluß Ouabache oder dem abendländischen Theil des Ohio herum wohneten.

Mit einem Wort, wann die nahgelegenste Indianer sich angegriffen sahen, so schlugen sie sich zu ihren nächsten Nachbarn. Die Iroquoisen folgten ihnen auf dem Fuß nach, und brachten nicht allein die Ueberwundene völlig unter das Joch, sondern auch selbst diejenige, so sie aufgenommen. Sie drangen mit ihren siegreichen Waffen, denen nichts widerstehen konnte, bis in Neuengland, und gegen Osten an den Fluß der Utawawas, gegen Norden bis in die Landschaft von der Compagnie der Hudsonsbay, gegen Westen an den Fluß Illinois und Missisippi, und gegen Süden bis in Westcarolina, indem sie die Völker, so sie nicht völlig aufrieben, unter sich aufnahmen, und sie zu ihren Vasallen, und sich zinsbar machten.

Als

Als die Tuscaroras, welche Carolina bewohnten, 1711 durch die Engländer daraus vertrieben worden, so nahmen sie zu den Iroquoisen ihre Zuflucht, welche solche sogleich unter sich incorporirten. Seit dieser Zeit nennet man sie die sechs Nationen.

Die Cowetas, oder die Indianer von Creek, stehen ebenfalls mit den Iroquoisen in gutem Verständniß.

Die Eroberungen der fünf Nationen haben nicht auf eine gewisse Zeit nur gewähret; sie sind auch nicht blose Titul gewesen. Alle Völker, die um sie herum liegen, sind ihnen seit vielen Jahren unterwürfig gewesen, und bezahlen einen jährlichen Tribut in Wampum an sie, welches die gewöhnliche Münze der Indianer ist. Sie fangen niemals einen Krieg an, oder schliesen ohne ihre Einwilligung einen Frieden, diejenige Völker ausgenommen, so sich unmittelbar unter den Schuz der Franzosen begeben haben.

Die fünf Nationen schiken alle Jahre, oder manchmal alle zwey Jahre, zwey alte Männer in die eroberte Länder, um den Tribut zu empfangen, und ihre Sachems ertheilen darinnen ihre Befehle, öfters mit einer solchen willkührlichen Gewalt, als nur immer ein römischer Dictator hat thun können.

Ihr gegründetes Recht auf die eroberte Länder wird noch weiter dadurch bewiesen, weilen sie in allen den Cessionstraktaten, die sie mit unsern Stadthaltern geschlossen, sich vorbehalten haben, weitere Schadloshaltungen zu fodern, vor alle nicht besezte Landschaften, worauf entweder sie selbst oder ihre Vorfahren einiger unserer Colonien zu Gunste besonders abgesagt, oder wovor sie kein Aequivalent empfangen hätten.

Sie ermangeln niemals, solches anzubegehren, und es wird ihnen auch jederzeit, so oft wir unsere Pflanzorte in diesen Ländern erweitern, zugestanden; dieses muß so gar geschehen, ehe die Uebergebungsacte unterzeichnet wird; indem sie darauf beharren, daß ihnen das Land, vermög des Rechts als Sieger, zugehöre, und sie solches mit Verlust ihres Bluts, und mit einem rechtmäsigen Krieg erobert.

Auf diese Art verkauften sie 1736 an die Einwohner von Pensilvanien die ganze Landschaft auf beyden Seiten der Mündung des Flusses Susquehanah, so weit sich nur diese Provinz gegen Süden erstreket, und nach Norden zu bis an das Gebürg Kittochtinny, welches von der Seite die Gränzscheidung der Provinz ist.

Diese

Diese Uebergab oder Erkaufung begreift die ganze Gegend des Flusses und der Landschaft am Ohio in sich, so in dieser Provinz gelegen sind: welches unsere Gerechtsame auf dieses Land bestärket.

Ihre übrige Ansprüche in diesen Gegenden wurden 1744 von dem Gouvernement von Maryland erkauft.

Das Gouvernement von Virginien bezahlte ihnen das nemliche Jahr 200 Pfund, in Waaren nach dem laufenden Preiß, und eben so viel in Geld, vor die Verkaufs- und Uebergabsacte alles dessen, was sie in der von dem König ausgestellten schriftlichen Urkunde wegen Virginien wirklich besassen, oder besizen konnten: Ein zweyter Beweiß, daß der Fluß Ohio und die angränzende Länder, als die in unsern Colonien gelegen sind, dem König von England zugehören.

Die fünf Nationen haben auch, nach dem Maas, wie unsere Pflanzstädte erweitert worden, jederzeit die Zinsen gefodert.

Die westlichen Gränzen von Neuengland scheiden ihre ererbte und eroberte Länder von Osten nach Süden des St. Lorenzflusses. Von dem oberen See erstreken sie sich gegen Südwest, bis an das äuserste Ende der Seen Ontario oder Frontenac, und Erie, wo sie

bey diesen Seen vorbey gehen, und bis auf den See und den Fluß der Illinesen, und längst dieses Flusses bis an den Missisippi stossen.

Gegen Westen fangen die Gränzen des Landes der fünf Nationen bey dem Zusammenfluß der Flüsse der Illinesen und Missisippi an, und behalten diesen leztern Fluß, nach Süden zu, bis in Westcarolina, zu Gränzen. Diese Landschaft ist sehr weitläuftig. Sie begreift ohngefehr von Norden nach Süden 1200 englische Meilen in die Länge, und 7 bis 800 in die Breite.

Die fünf Nationen haben darinnen verschiedene Völker ausgerottet, von welchen izo die Frage nicht mehr ist.

De l'Isle, und einige andere französische Erdbeschreiber, haben vor dienlich befunden, in ihren Landcharten die Gränzen ihres Landes durch eine gegen Südwest, von Montreal bis an den See Toronto, gezogene Linie zu bemerken; und da sie auch gegen Westen daran angränzen, so haben sie den fünf Nationen nichts übrig gelassen, als das zwischen dieser Linie und unsern Pflanzstädten gelegene Land. Wenn man alle die irrige Dinge, so ganz ohnfehlbar mit allem Fleiß und gutem Vorbedacht in die amerikanische Landcharten,

ten, so seit einiger Zeit zum Vorschein gekommen, gesezt worden, anzeigen sollte, so müßte man solche von Anfang bis zu End vornehmen.

Ein jeder rechtschaffener Engländer kan also dem Doctor Mitchel nie genugsam danken, welcher in der neuen Specialcharte von Nordamerika, so vor kurzem an das Licht gekommen, die wahre und eigentliche Gränzen der beyderseitigen Gerechtsame und Landesgebiete wieder ordentlich bemerket, damit durch die Irrthümer, so er in den französischen Landcharten entdeket, das Publicum nicht möge gefährdet, und auf irrige Meynungen gebracht werden.

Die fünf Nationen haben niemals, weder von ihren erb- noch eroberten Ländern, an jemand etwas veräussert, als an den König von Großbrittannien oder dessen Unterthanen; und die Franzosen, welche damals mit ihnen in Frieden lebten, haben nur die Erlaubniß bekommen, in Norden an der westlichen Mündung des Sees Ontario oder Frontenac ein Magazin zu erbauen.

Das folgende Jahr erbaueten sie um die Gegend, unter dem nemlichen Vorwand, noch einige andere; bald hernach aber sahe man, daß aus diesen Magazinen Schanzen und

kleine Vestungen wurden, so die fünf Nationen, aus Mangel des dazu gehörigen Geschüzes, oder weilen sie sich dessen wenigstens nicht zu bedienen wußten, nicht über den Haufen werfen konnten.

Sie unterliessen inzwischen nicht, diesen unrechtmässigen Eingriff dem Gouverneur von Canada vorzuwerfen; Sie sagten ihm ganz natürlich unter die Augen, daß sie weiter nicht das mindeste Vertrauen mehr auf die Franzosen sezen könnten, weilen sie unter dem Vorwand, Häuser zu bauen, die zu einem Sammelplaz vor die Kaufleute, und zu Magazinen vor die Castor- oder Biberfelle und übrige Kauffmannsgüter dienen sollten, Waffenpläze und Schanzen angelegt hätten: wobey sie noch hinzu sezten, daß sie durch eine solche Aufführung verhindern würden, daß der Baum des Friedens wachsen, und seine Zweige über ihr Land ausbreiten könne.

Der Stadthalter von Neujork protestirte ebenfalls gegen die Erbauung dieser Schanzen, als gegen einen Einfall in das Gebiete des Königs von Großbrittannien.

Da der Krieg zwischen den Franzosen und den fünf Nationen 1684 auf das neue angegangen, so legten die erstere an dem Wasserfall von Niagara, zwischen dem See Frontenac

tenac oder Ontario, und Erie, eine neue Schanze von vier Bastionen an: ein Unternehmen, gegen welches, nach des P. Charlevoix eigenem Geständniß, die Engländer feyerlich protestirt haben.

Im Jahr 1725 erbaueten die Franzosen einige andere, und seit dem Utrechter- und Aachnerfrieden noch mehrere, daß sie also auf die Art wirklich zwanzig haben, ohne ihre Magazinen und Niederlagen zu rechnen, welche allemal eben so viel kleine Schanzen sind.

Sie haben sich überdas noch einer Schanze bemächtigt, so wir an dem Ohio in dem Strich Landes besessen, den die fünf Nationen an uns überlassen, und den uns Frankreich selbst, vermög des Utrechterfriedens, so durch den Aachner confirmirt worden, abgetreten.

Nach diesem gründlichen Beweiß der Rechte des Königs von England in Norden, bis zum 34. Grad der Breite, schreiten wir nun zu denen, so derselbe in Süden unter eben der Breite hat.

Die Engländer haben seit dem Patent, so 1684 dem Ritter Walter Raleigh zugestanden worden, beständig fort die mittägliche Küste von Nordamerika besuchet, und die meisten von ihren Pflanzstädten in dem nördlichen

lichen Amerika von dieser Seite, und in dem Land, das man heut zu Tage das mittägliche Carolina nennet, errichtet; wie aus vielen Reisebeschreibungen und Geschichten dieses Landes deutlich zu ersehen ist.

Aus diesen Pflanzstädten breitete sich das Volk, ohne einiges Privilegium oder sonstige Vergünstigung, bis nach Süden, unterm 34. Grad nördlicher Breite, aus.

Im Jahr 1630 aber verwilligte der König Carl I. an den Ritter Robert Heath, die ganze Landschaft, nebst den Insuln an den Küsten des atlandischen Oceani, unterm 31. und 36 Grad, und von da nach Westen bis an die Südersee; und dieses Land wurde Carolina genennet.

Dieses Patent wurde 1665 unter Carl dem II. wieder erneuert, und unter dem nemlichen Namen einigen vornehmen Herren und Edelleuten zu Gunst vom 29. bis 36. Grad 30 Minuten nordlicher Breite, und von da nach Westen, von dem atlandischen Oceano bis an das Mare Pacificum, jedoch mit der Bedingung, wann von diesen Ländern nicht schon vorher andere Christliche Potentaten Besiz genommen.

In

In diesem Patent sind die Provinzien Nord- und Südcarolina, und ganz Louisiane begriffen, das die Franzosen nach der Hand an sich gebracht.

Der Obriste Welch liefe 1698 von Charles Town, der Hauptstadt in Südcarolina, in den Fluß Missisippi ein, wo Ferdinand Soto, ein Spanier von Florida, 1541 am ersten Entdekungen gemacht hat.

Der Ritter Daniel Cox nahm sich ebenfalls vor, den alten Anspruch auf den Strich Landes wieder zu erneuern, so vordem an den Ritter Robert Heath verwilligt worden; allein, da er die westliche Küste schon bevölkert fande, so schikte er unter dem Commando des Schiffhauptmanns Wilhelm Bond zwey Schiffe in den Meerbusen von Mexico, die mittägliche Küste von Carolina zu untersuchen, und Pflanzstädte daselbst anzulegen.

Eines von diesen Schiffen liefe 1698 in den Missisippi ein, und fuhre in diesem Fluß mehr als 100 engliche Meilen hinauf. Er nahm sodann im Nahmen des Königs Besiz von diesem Land, und hinterließ an verschiedenen Orten das Wappen von England, um dadurch ein gegründetes Recht zum Besiz zu erlangen. Er entwarfe auch einige Plans von der Küste, sowohl als von dem Fluß, so weit

weit er nur mit seiner Entdekung kommen konnte.

Es geschahe nicht ehender als im folgenden Jahr darauf, währender Zeit der Ritter Cox in England schon um ein neues Patent anhielte, daß der Herr d'Iberville von Seiten Frankreichs die Ausflüsse des Missisippi in das Meer entdekte, und an deren einem derselbe eine Schanze anlegte. Die Engländer würden eben das gethan haben, wann nicht eines von ihren Schiffen davon gesegelt wäre.

Auf diese besondere Umstände gegründet, sezen die Engländer ihre rechtmäßige Ansprüche auf das Land vest, so unterm 29. und 34. Grad 30 Minuten nördlicher Breite gelegen ist. Das Land gegen Westen, so durch das Mare Pacificum eingeschränkt ist, prätendiren sie auch, wegen der Entdekung, so im Jahr 1578 von dem Ritter Franz Drake geschehen, welcher die ganze Küste durchsucht, vor England förmlich davon Besiz genommen, und das Land Neualbion genennet.

Da die Franzosen und Spanier auf einen grossen Theil des Strich Landes, wovon wir geredet, einiges Recht zu haben behaupten, so werde ich die Bewegursachen umständlich untersuchen, worauf sie ihre Ansprüche gründen. Da die Engländer aus der Acht gelassen,

gelassen, sich des Rechts der Entdekung, so die Cabots im Jahr 1496 von Nordamerika gemacht, nicht eher zu bedienen, als bis der Ritter Walter Raleigh 1584 sein Patent erhalten, so machten sich inzwischen die Spanier die Nachlässigkeit der Engländer zu Nuz, und stiegen an der morgenländischen Küste an Land.

Die Spanier fanden sich von einem guten Theil von Carolina unter dem Nahmen Florida im Besiz, als 1667 und 1670 zwischen England und Spanien die Traktaten geschlossen wurden. Es wurde in diesem Frieden verabredet, daß eine jede von beyden Nationen in dem Besiz von Amerika bleiben sollte, wie sie damals wären; eben daher hat Spanien seine Rechte auf einen Theil von Carolina, so man noch heut zu Tage Florida (*) nennet, beybehalten.

In

(*) Aus eben dem Recht haben die Engländer einen ungezweifelten Anspruch auf die Bayen Campeche und Honduras. Dann sie hatten schon bey dem Beschluß dieser Traktaten Colonien daselbst, so von dem Gouvernement von Jamaika dahin gesezt worden. Dieses berechtiget die Ansprüche des Königs sowohl auf die beyden Bayen, als auch der Unterthanen ihre, in denselben das Farbholz, mit eben dem Recht als die Spanier, zu fällen. Inzwischen haben doch die Spanier sie daraus verjagt, und arbeiten stark daran, (indem

In den Jahren 1702 und 1703 wurden sie, nebst den Indianern ihren Bundsgenossen, von den engländischen Einwohnern von Carolina in zwey merkwürdigen Schlachten überwunden; und man jagte sie bis gegen Süden des Flusses Alatamaha, in den mittäglichen Theil von Carolina. Es würde damals gar leicht gewesen seyn, sie gänzlich zu vertilgen, wenn der Stadthalter Morre die Belagerung von St. Augustin nicht zu eilfertig, bey Wahrnehmung zweyer spanischen Fregatten, aufgehoben hätte, die doch nicht im Stande waren, ihm einigen Schaden zuzufügen.

Die Indianer von Creek aber machten, daß die Spanier 1714 ganz Florida, die einzige Stadt St. Augustin ausgenommen, völlig raumen mußten.

Dieses verursachte, daß, als die Spanier 1738 einen weitläuftigen Strich dieses Landes zurük forderten, um zu verhindern, daß die Engländer bey der Bevölkerung von Westcarolina nicht gegen Norden des Flusses daselbst einige Pflanzstädte errichten möchten, vestgesezt wurde, daß Großbrittannien seine Colonien

dem sie beständig neue Colonien errichten, und sich von Tag zu Tag vester sezen,) sie auf ewig davon auszuschliessen.

Colonien gegen Süden des mittäglichen Arms des Flusses Alatamaha nicht mehr erweitern solle.

Die Urkunde der Verwilligung, so wegen Westcarolina oder Georgien gegeben worden, wie auch die unlängst dem Gouverneur von Georgien ertheilte Commissionen und Instructionen überschritten auch die mittägliche Gränzen dieser Provinz jenseit des mittäglichen Arms des Flusses Altamaha nicht; daß also der ganze Strich Landes gegen Mittag des Altamaha bis an den mittäglichen Arm des obigen Flusses (*), noch heut zu Tag einen Theil von Carolina ausmacht.

In dem leztern Krieg mit Spanien legten die Spanier gegen Norden des oftberührten Flusses einige Schanzen und Pflanzstädte an, so der General Oglethorp wieder niederreissen lassen. Allein man hat die Nachricht, daß sie seit dem Aachnerfrieden auf das neue, und in der nemlichen Gegend, einige Schanzen aufgebauet, und in dem verwichenen Sommer eine grosse Anzahl Familien aus Havana angekommen wären, um sich in dem platten Land auf der Abendseite von Westcarolina oder Georgien niederzulassen: welches

(*) Dieser Fluß ist nicht benennet.

welches vielleicht das schönste Land von der Welt ist, und das ganz unstrittig in den 1738 gegen Norden vestgesezten Gränzen gelegen ist, und folglich zu dem Gebiet des Königs von England gehöret.

Die unrechtmässige Besizung, und die gewaltsame Vertreibung aus der Bay von Honduras, wozu noch kommt, daß seit dem Aachnerfrieden die englischen Schiffe auf offener See durchsucht und angehalten werden, ungeachtet sie nur aus einem ihrer Häven in den andern handeln, scheinen ihnen von Seiten der Spanier die nemliche Unglüksfälle zu verkündigen, die sie schon wirklich wegen der Einfälle und Plünderungen der Franzosen empfinden müssen, wann sie sich nicht bey ihren rechtmässigen Vorrechten und Possessionen besser handhaben, und gegen dergleichen Unternehmungen auf eine nachdrükliche Art in Sicherheit zu sezen suchen.

Die Franzosen haben an der mittäglichen Küste von Westcarolina einen sehr weitläuftigen Strich Landes ungerechter Weise in Besiz genommen, welcher von Rechts wegen an Großbrittannien gehört; Sie haben daselbst eine mächtige Colonie errichtet, welcher sie den Nahmen Louisiana beygelegt.

Aus

Aus dem Journal, das Jolliet von den Unternehmungen der Franzosen herausgegeben, um den grossen Fluß Missisippi zu entdeken, und sich daselbst vest zu setzen, erhellet, daß er 1673 zu Land von Canada abgereiset, wohin er auch wieder zurük kehrete, nachdem er einen Theil dieses Flusses entdeket.

De la Salle ware der erste, welcher ihm nachfolgte. 1679 1680 1682 und 1683 reisete er von dem See Ontario oder Frontenac ab, schiffte durch den See Erie, Huron und Michigan, und seegelte den Fluß der Illinesen herunter, bis an den Missisippi. Als er hierauf nach Canada zurük gekommen, so machte er sich wieder nach Frankreich.

In dem folgenden 1684. Jahr schiffte er sich mit 200 Soldaten zu Rochelle ein, in der Hoffnung, die Mündung des Missisippi in den mexicanischen Meerbusen zu finden; es gelung ihm jedoch nicht, sondern kame in der St. Bernhard- oder St. Ludwigsbay an, unterm 28. und 29. Grad nördlicher Breite. Er legte daselbst eine Schanze an; indem er aber zu Land seine Nachforschungen fortsezte, um den Ort ausfündig zu machen, wo der Missisippi in das Meer stürzte, so wurde er von seinen eigenen Leuten mörderischer Weise

umgebracht, welche aus einer natürlichen Folge ihrer boshaften Niederträchtigkeit die Schanze zu St. Bernhard verliessen, und nach Canada zurük eileten, ohne den Ausfluß des Missisippi entdekt zu haben. Dieses war das traurige Ende des de la Salle, dessen kühne Unternehmung seinem Vaterland in der That viel Ehre macht. Wegen dieses unglüklichen Zufalls wurde bis gegen das Ende des 1698. Jahrs diese Entdekung weiter fortzusezen gänzlich aus der Acht gelassen.

Iberville that hierauf einen Versuch, welcher glüklicher als der vorige abliefe. Er entdekte 1699 eine von den Mündungen dieses Flusses, und legte zu seiner Sicherheit eine Schanze dabey an.

Die erste Pflanzstadt, welche auf diese gefolgt, war die, so man 1701 an dem Fluß Mobile errichtet.

Die Pflanzstadt von der Insul Dauphin wurde 1702 angefangen. Alle diese Colonien aber nahmen nicht eher als 1708 eine gewisse Gestalt an.

Crozat erhielte 1712 ein Patent von Ludwig XIV. auf alle die Länder, so zwischen Neumexico und den engländischen Colonien von Carolina gelegen sind.

Dieses Privilegium begriffe alle Pflanzstädte, Seehäven und Flüsse, und insbesondere den Haven von der Insul Dauphin in sich, der vordem unter dem Nahmen Massacre bekannt war; weiter den St. Ludwigsfluß, ehedessen Missisippi, von dem Strand des Meers bis an den Fluß der Illinesen; den Fluß St. Philipp, vor Zeiten Missourys; und zulezt noch den St. Hieronymusfluß, so auch Wabache genennet wird; wie nicht weniger alle Länder, Landschaften, Seen und Flüsse, welche gerad oder vermittelst anderer in den St. Ludwigs- oder Missisippifluß fallen.

In dem Eingang dieses weitschweifigen Patents führet der König kein anderes Recht als die Reise an, so de la Salle 1683 gethan, welche als die erste Entdekung von Missisippi angesehen wird: Man gibt darinn inzwischen doch zu verstehen, daß der König keine Befehle gegeben, einige Colonien daselbst zu errichten, als nach dem Ryswikischen Frieden 1697; der König erklärt auch darinn ausdrüklich, daß der vornehmste Endzwek dieses Patents wäre, vermittelst der See und Flüsse zwischen Canada und Louisiana eine Communication zu verschaffen: eben dieses ist es aber, was die Engländer vor allen Dingen zu verhüten suchen.

Als dieses Patent ertheilet wurde, waren sie eben mit Frankreich und Spanien im Krieg begriffen; und man darf sich nicht verwundern, warum sie in dem Utrechterfrieden keine bessere Achtung darauf gehabt, wenn man sich nur die Mühe geben will, den Charakter und die Geschiklichkeit der Negociateurs vor Augen zu stellen, welche ihrer Seits dabey gebraucht worden.

Die Franzosen legten zu Alibamous eine Schanze an, die gegenwärtig mit 14 Canonen besezt ist, mitten in dem Land der Creekischen Indianer, die Unterthanen von England sind, und im Herz des dem Missisippi gegen Morgen gelegenen Theils dieser Provinz, so heutiges Tags Georgien heisset: eine Landschaft, von welcher die Engländer seit dreyssig Jahren wegen der Kauffhäuser in Besiz waren, so sie darinnen für die Indianer aufgebauet.

Neuorleans, die Hauptstadt von Louisiane, wurde 1717 erbauet. Da aber in dem nemlichen Jahr der Herr Crozat bey dieser Unternehmung seine Rechnung nicht mehr fande, so übergab er sein Patent an den Regenten von Frankreich zurük, welches zu dem berüchtigten Actienhandel des Laws, oder der Compagnie von Missisippi, Gelegenheit gegeben.

geben. Da diese Compagnie den Untergang vieler tausend Personen verursachet, so hat die Krone endlich selbsten sich dieser Sache angenommen, und dieselbe auch seit der Zeit fortgesezt; dieses Land ist in der That izo sehr wohl bevölkert, und stark bevestigt.

Dieses ist vermög der Relation, so die Franzosen selbst so höflich gewesen, in das Publicum auszustreuen, der Ursprung und Fortgang ihres Besizes von Missisippi.

Was den Anspruch anlangt, welchen die Franzosen auf die Entdekung gründen, so de la Salle von der St. Bernhard- oder St. Ludwigs- oder Missisippibay gemacht, so gehört für die Spanier, daß sie sich besonders dagegen in acht nehmen, weilen sie leicht erfahren könnten, daß die reiche Goldminen von Neumexico den Franzosen, wenigstens eben so stark, als immer den Spaniern, in die Augen stechen; zumalen einige darunter nur 300 englische Meilen von dieser Bay abgelegen sind.

Ich glaube nicht, daß sich jemand etwa sollte einfallen lassen, dieses vor eine Chimäre zu halten, wenn man nur im mindesten sein Augenmerk auf die unaufhörliche Einfälle richtet, womit die Franzosen, seit der Zeit sie in der Insul Hispa-

niola oder St. Domingo Fuß gefasset, die Spanier beunruhiget, und wenn man ihre Art, wie sie gegen ihre Nachbarn in allen Theilen der Welt und zu allen Zeiten gehandelt, betrachtet.

Allein, wir wollen auch den Fall sezen, daß, da sie sich in der St. Bernhardsbay vestgesezt, dieselbe den Spaniern in Neumexico keinen Eingriff thun wollten, so darf man doch nicht zweifeln, daß sie nicht den grösten und besten Theil der Handlung in diesem Strich Landes an sich ziehen werden.

Sie haben schon wegen ihrer Pflanzstädte in Missisippi einen grossen Antheil daran, wie man solches deutlich bey der Wegnehmung des goldenen Löwen gesehen, welcher in dem leztern Krieg aus Missisippi zurük kam, indem man eine erstaunliche Summe an baarem Geld am Bord dieses Schiffes gefunden.

Es ist nicht wohl möglich, daß aus Missisippi so viel heraus komme, wenn man nicht zum voraus sezt, daß dieses der Gewinnst von den französischen Manufacturen sey, so unter die Einwohner von Neumexico verkauft worden.

Es wäre also vor Spanien eine Sache von der äussersten Wichtigkeit, daß sie trachteten, die Franzosen aus dem Theil dieser

Provinz

Provinz zu vertreiben, worauf sie Ansprüche machen.

Vermög der angeführten gründlichen Ausführung der Gerechtsamen des Königs von Großbrittannien findet sich Canada (in Vergleichung der Grösse, welche die französische Geschichtschreiber und ihre Landcharten auf Befehl ihres Hofs dieser Landschaft zugemessen) in weit engere Gränzen eingeschlossen. Sie mögen auch vorgeben, was sie wollen, so können sie doch aus keinem hinlänglichen Grund die mitternächtliche über die mittägliche Gränzen von der Compagnie der Hudsonsbay, und über Neubrittannien oder Labrador; gegen Westen über den Fluß Abitibis, und längst des Flusses Utawacwa, welcher grad gegen Montreal über seinen Ausfluß nimmt; gegen Süden über das mitternächtliche Ufer des St. Lorenzflusses, und gegen Osten über die Gränzen von Neubrittannien oder Labrador hinaus erstreken.

Dieses ist das eigentliche Canada oder Neufrankreich. Man kan dasselbe aus keiner Befugniß weiter ausdehnen, und die Franzosen können in Nordamerika auf weiter nichts einigen Anspruch machen.

Sie würden dieses Recht nicht einmal erlangt haben, wann der engländische Hof,

wie schon gemeldet, seine Vortheile und Nuzen in diesem Land besser eingesehen und fortgesezt hätte.

Das erste Capitel.

Chronologisches Verzeichniß der Entdekungen und Niederlassungen in Nordamerika.

Man ist noch zweifelhaft, zu welchem Welttheil Grönland gehöre. Die es zu Europa ziehen, haben keinen andern Grund vor sich, als den, daß es einem europäischen König, nemlich dem König von Dännemark, unterwürfig ist. Allein es ist keine Seemacht oder handelnde Nation in Europa, die nicht in andern Welttheilen Besizungen hätte, deswegen aber rechnet niemand diese Ländereyen zu Europa. Die haben mehr Grund vor sich, die Grönland als einen Theil von Amerika ansehen. Es hängt unstrittig mit dem nordlichsten Theil von Canada zusammen, und gesezt auch, daß eine Meerenge zu einer nordwestlichen Durchfart, die man schon 200 Jahr lang vergebens sucht, vorhanden wäre, so

so würde diese doch nicht hindern, es für einen Theil von Amerika zu halten. Aus diesem Grunde müssen wir hier etwas von seiner Entdekung erwehnen, besonders auch, weil die Entdekung Grönlands den Normännern Gelegenheit gegeben, ihre Schiffarten bis nach Nordamerika lange vor Columbi Zeiten auszubreiten.

Das eigentliche Jahr, wann Grönland den Europäern zuerst bekannt worden, ist ungewiß. Es ist ein Diploma vorhanden, so zu Aachen von Kaiser Ludwig dem Sanftmüthigen 834 der Kirche zu Hamburg gegeben worden, darinnen nicht nur Jßlands, sondern auch Grönlands Erwähnung geschiehet. Nach einer gewissen Dänischen Chronik trug sich die Entdekung 770 zu; Snorro Sturläson aber sezet sie in das 981 oder 982ste Jahr. Beyde schreiben sie dem Erik Rothkopf, einem Norweger, zu, der aber die erste Nachricht von diesem Lande dem Gunbiörn zu danken hatte. Arngrim Jonas in seiner Grönländischen Historie sagt, er habe keinen andern Wegweiser, als den Lauf der Sonne und die allgemeine Sage des Volks gehabt, woraus erhellet, daß das Land vorher schon einigermassen müsse bekannt gewesen seyn. (Gesezt, daß Sturläson das rechte

Grönland. 770 834 982

Jahr

Jahr angibt.) Allein Erik war der erste, der sich daselbst niederließ. Sein Sohn Leiff entdekte diese Begebenheit dem König in Norwegen, der ihn wohl aufnahm, und im Jahr 1000 nach Grönland sendete.

Winland oder Weinland. 1000 Dieser Leiff gieng weiter als sein Vater, und entdekte ein Land, das er Winland nannte, und allem Ansehen nach ein Stük von Nordamerika ist. Wir wollen Arngrim Jonä Erzählung davon hören. „Leiff, sagt er, „reisete auf einem Schiff mit 35 Mann nach „seines Vaters Anleitung, der damals ein „alter Mann war, fort. Er fand zuerst „das Land, welches das lezte war, das Biörn „vor ihm gesehen hatte, und Grönland am „nächsten lag. Er warf den Anker aus, „und gieng ans Land, wo er nichts anders „als Helder, d. i. flache Steine, wie auch Eiß „auf dem Lande fand, aber kein Gras. Von „diesen Steinen nennete er das Land Helleland. Nachher gieng er weiter, und fand „das andere Land, das Biörn gesehen hatte. „Er fand es nach Biörns Beschreibung eben „und voller Wälder, rund um dasselbe war „ganz weisser Sand. Leiff nannte es Markland, d. i. eben Land. Davon segelte er „in Südwest mit einem Nordostwinde zween „Tage lang, und fand ein neues Land, das

„ihm

ihm weit besser vorkam, als die vorigen „ Länder. Sie blieben den Winter über da- „ selbst. Ausser allen andern Arten von Fi- „ schen, die sich in der See und in andern „ Gewässern befanden, fiengen sie auch Lach- „ se, die sehr groß waren. Der Winter war „ daselbst nicht so stark, auch war der Frost „ und Schnee nicht so heftig, wie auf Iß- „ land oder Grönland, und man konnte die „ Sonne am kürzesten Tag vollkommen sechs „ Stunden sehen. Sie fanden daselbsten „ auch Weinstöke und Weintrauben, welche „ Art von Bäumen und Früchten die Grön- „ länder zuvor niemals gesehen hatten. Al- „ lein es war ein Teutscher unter ihnen, der „ diese Dinge gar wohl kannte. Leiff gab „ dem Lande den Nahmen Winland, und rei- „ sete im Frühjahr wieder nach Hause nach „ Grönland, wo er seine Entdekungen bekannt „ machte, und Gelegenheit gab, daß nicht „ nur die Grön- und Ißländer, sondern auch „ die Norweger häufige Reisen dahin thaten, „ und Niederlassungen anrichteten. „ Pontop- pidan glaubt, es sey nichts unwahrscheinli- ches, daß noch Ueberbleibsel von dieser nor- dischen Nation daselbst vorhanden seyen. Und Charlevoix glaubt selbsten, die Völker, die in dasigen Gegenden, und ins besondere

auf

auf Terreneuf, wohnen, und Esquimaux heissen, seyn eine Colonie von Europäern, die durch das Elend, den Mangel der Unterweisung, und man kan hinzu sezen, durch die ausgebliebene Schiffarten nach dasigen Gegenden, indem Grönland seit 1406 gleichsam verlohren worden, gänzlich ausgeartet sind. Laffiteau findet auch diese Esquimaux von allen übrigen Wilden in Nordamerika dergestalt unterschieden, daß sie nothwendig einen ganz andern Ursprung als diese haben müssen. Er glaubt mit einigen, daß sie entweder aus dem Schiffbruch einiger Biscayischen Schiffe entstanden, oder aus den Brittannischen und Orkadischen Inseln ausgegangen, oder gar Nachkömmlinge derjenigen Cambrier seyn möchten, welche das Land Wallis ums Jahr 1190 verlassen, und unter der Anführung eines ihrer Fürsten, Nahmens Madoc, dessen in David Pouwels Historie der Cambrier gedacht wird, in Westen, neue Länder zu entdeken, ausgegangen sind. Allein wann Laffiteau diesen weit ältern Seezug der Normänner gewußt hätte, so würde er dieser Muthmassung um so weniger Plaz gegeben haben, da ja bekannt ist, daß die Biskayer und Brittannier schon Christen waren. Bey den Esquimaux hingegen hat man nicht

die

die geringste Spur vom Christenthum angetroffen, welches auch, wann sie von den Normännern entsprossen, nicht seyn kan. Dann eben die Einführung der Christlichen Religion zu Ende des zehenden oder Anfang des eilften Jahrhunderts, und die dabey gebrauchte Härte gaben Anlaß zu häuffigem Ausreissen vieler Colonisten. Wann man noch dazu nimmt, daß damals die nordische Nation, welche Dännemark, Norwegen, Jßland, die Orkadischen, Schetländischen und Färöischen Inseln und Grönland bewohnten, auch die Brittannischen Inseln zu wiederholten malen bezwangen, die grössesten Seeleute und Freybeuter waren; so ist es ganz natürlich, daß diese Nation, die mehr auf der See als auf dem Lande lebte, auf dem Nordmeer Entdekungen habe machen können, die andern Nationen unmöglich gewesen. Es wird auch keine gezwungene Auslegung seyn, wann man unter Helleland Labrador, als das nächste an Grönland, unter Starkland Terreneuf, und unter Winland Akadien, Canada, oder Neuschottland verstehet. Adam von Bremen meldet über dieses von der Beseglung gedachten Winlands, daß er mit seinen eigenen Ohren aus dem Munde König Swend Estridsens, der im zwölften Jahrhun-

dert

dert gelebet, gehöret hätte: auf der Insel Winland, die von vielen besucht worden, wachsen Weinreben die Menge. Er sezt noch hinzu: es sey keine fabelhafte, sondern gewisse Erzählung der Dänen, daß daselbst auch Getreide, ohne daß es gesäet worden, wachse. Man wird also der nordischen Nation die Ehre der ersten Erfindung von Nordamerika nicht absprechen können.

Frießland oder Terreneuf. 1390 Izo kommen wir zu einer Geschichte, die zwar viel Fabelhaftes hat, aber doch nicht ganz zu verwerfen ist. Nicolaus und Antonius Zeno, zween Venetianische von Adel, stunden bey einem irländischen Könige in Diensten, und halfen ihm die Insel Frißland erobern, die dem König Haquin in Norwegen gehörete. Dieses geschah zwischen den Jahren 1380-1390. Auf eben diesem Zug, und Krieg zwischen beyden Königen kamen die beyden Venetianer auch nach Ißland und Grönland. Eben damals wurde Estoti Land von einigen Fischern aus Frießland, welches Terreneuf ist, erfunden, die dahin verschlagen worden. Welches Land Zeno auch aufsuchen solte, aber nicht gefunden hat. Man kan diese mit Wahrheit und Fabeln vermischte Geschichte lesen in dem neu entdekten Norden, so zu Leipzig in Octav 1728 her-

aus-

ausgekommen. So viel ist ohne Zweifel gewiß, daß Frießland Terreneufe ist: Ohne anderer Umstände zu gedenken, erhellet es daraus, daß Zeno sagt: Ganz Niederland, Brittannien, England, Schottland, Norwegen und Dännemark werde daraus mit Stokfischen versehen, und grosses Geld und Gut werde damit erworben (*). Was aber Estotiland betrift, so scheinet es eher, wann es nicht gar ein fabelhaftes Land ist, ein südliches Land von Amerika, vielleicht eine von den Antillen, als Labrador, zu seyn, welches den neuländischen Fischern nothwendig bekannt seyn mußte, da es nur durch eine schmale Meerenge von Neuland abgesondert ist. Frobischer kam im Jahr 1578 nach einer Fahrt von zwanzig Tagen an dieses von den Brüdern Zeni genannte Frießland, das er das occidentalische England nennete.

Die grosse Seuche, die unter dem Nahmen des schwarzen Todes im Jahr 1350 eine so grosse Verwüstung in Norden anrichtete, Terreneuf und Canada. 1400

te,

(*) Von diesem Krieg an, in welchem der norwegische König Terreneuf verlohren, scheinet dieses Land erst den brittannischen, normandischen und biskayischen Fischern bekannt, und wegen des einträglichen Stokfischfanges von ihnen hernach fleissig besucht worden zu seyn.

te, und das scharfe Verbot der Königin Margaretha im Jahr 1387, daß kein Privatschiffer mehr nach Grönland fahren sollte, sind die zwo Hauptursachen, daß Grönland weniger besucht worden, und nach und nach gar verlohren gieng, mithin auch der Weg nach Nordamerika ausser Acht gelassen wurde. Diese Saumseligkeit der nordischen Nation, und die anderweitige Beschäftigungen der Königin Margaretha und ihres Nachfolgers, Erichs aus Pommern, machten sich die Biskayischen, Bretonischen, Normandischen und Flandrischen Schiffer zu Nuze, die entweder den Weg dahin von selbst gefunden, oder aus den Nachrichten der Normänner gelernet. Den eigentlichen Anfang ihrer Fahrt dahin weißt man nicht, so viel ist gewiß, daß sie, wie l'Escarbot, Champlain, Witflit, Ant. Maginus und Charlevoix bezeugen, vor dem Jahr 1500 bey Terreneuf, in der ganzen Lorenzbay, und an den Küsten des benachbarten Landes den Stokfischfang und Handlung getrieben (*). Der nordliche Ocean zwischen Europa und Nordamerika muß von ihnen öfters, und lang vorher befahrē worden seyn, weil Boterus meldet, daß 1439 eine flandrische Colonie sich auf

(*) Terreneuf wurde von den Biskayern Baccalaos, d. i. Stokfischinsul genennet.

auf den azorischen Inseln niedergelassen, die sie auf ihrer Fahrt nach Terreneuf mögen entdekt haben. Als Jakob Quartier 1534 nach Neuland kam, trugen einige Vorgebürge und Häven theils französische, theis biskayische Benennungen. Dionysius von Honfleur zeichnete 1506 eine Charte von Neuland und den anligenden Gegenden (*). Im Jahr 1508 brachte ein Steuermann, Nahmens Thomas Aubert, aus Dieppe einen Wilden aus Canada; welches alles anzeiget, daß diese Gegenden lange vor dieser Zeit müssen bekannt gewesen seyn.

Es ist schon angemerkt worden, daß die Flanderer 1439 sich auf den azorischen Inseln niedergelassen haben. Es scheint, daß sie vor dieser Zeit schon da gewesen, andere geben das Jahr 1447 zu ihrer Niederlassung an. Die Portugiesen kamen erst 1448 unter dem Gonzalo Vello dahin, nahmen sie in Besiz, und bevölkerten sie, die flandrischen Colonien auf der Insel Funchol vereinigten sich mit ihnen. Auf der Insel Corvo traf man eine Bildsäule zu Pferd an, wovon man den Stoff nicht errathen konnte. Diese hatte ein Fußgestell von eben dieser Materie, auf welchem

Azorische Inseln. 1439

1448

(*) Fastes chronologiques du nouveau monde p. 13.

welchem Charakter verzeichnet waren, die niemand verstund. Man hat aber dieses Stük von Handen kommen lassen, weil die ersten Seefahrer auf dergleichen Denkmale nicht achteten. Der Reuter wies mit der rechten Hand gegen Abend, gleichsam anzuzeigen, daß nach dieser Gegend zu noch Länder befindlich wären. Wann diese Bildsäule keine Erdichtung ist, so ist ihr Verlust zu bedauren (*).

Labrador 1477 Man will behaupten, daß im Jahr 1477 ein Polak, Joh. Scalve, Estotiland oder Labrador gefunden habe, es ist aber nicht zulänglich erwiesen.

Columbi Entdekung 1292 Christoph Colombo, ein Genueser, entdekte am 11.ten October 1492 den mittlern Theil von Westindien oder Amerika, durch einen Weg, den vor ihm noch niemand genommen hatte. Das erste Land, das er sah, war

(*) Weil die azorischen Inseln weiter von Europa und Afrika als irgend ein Land, so zu dem einen oder dem andern gerechnet wird, entlegen sind, so können sie nicht füglich zu diesen beiden Welttheilen gezogen werden. Sie gehören vielmehr zu Amerika, weil sie mit diesem Welttheil den Europäern vor dem Jahr 1400 gleich unbekannt waren. Ja, da sie gänzlich unbewohnt angetroffen wurden, so scheint es, wann man sich die Bildsäule nicht irren läßt, sie seyen allen Völkern in der alten und neuen Welt unbekannt geblieben.

war eine der lukayischen Inseln, Nahmens Guanahani, der er den Nahmen San Salvador gab. Obgleich die Länder, die Columbus entdekt, nicht zu Nordamerika im eigentlichsten Verstande gehören, so durfte doch diese Entdekung, die unter allen die wichtigste war, hier nicht vorbey gelassen werden.

Johann Cabot, ein Venetianer, der in England wohnte, lief auf Befehl König Heinrichs des VII. von England in diesem Jahr aus Bristol aus, neue Länder zu entdeken. Den 24. Junii sahe er das erste Land, welches er deswegen prima vista nannte, izo aber Bonavista heißt. Es war ein Stük von Terreneuf. Er segelte hierauf bis zum 55. oder 57. Grad Norderbreite, und wandte sich wiederum gegen Süden, und bestrich die ganze Küste von Nordamerika bis an Florida. Er brachte 3 Wilden mit sich zurük nach England.

Nordamerika. 1497

Sein Sohn, Sebastian Cabot, soll 1516 eben diese Reise mit zwey Schiffen gethan haben.

Casper Cortereal, ein portugiesischer Edelmann, reisete in die nordlichen Gegenden von Amerika. Er lief in der Insel Terreneuf in einer Bucht ein, welcher er den Nahmen Conception gab, den sie noch führet.

Terreneuf. 1501

Er wendete sich jenseit der Mündung des grossen Flusses von Canada, der izt St. Lorenz heißt. Er sah ein Land, das er Terreverde nannte, so nachher mit seinem Nahmen Terra de Cortereal beleget worden ist, izo aber Labrador genennet wird. Das Volk, das daselbst wohnte, waren die Esquimaux. Cortereal legte bey seiner Zurükkunst nach Portugall Rechenschaft von seiner Verrichtung ab, und reisete, so bald er konnte, wieder dahin. Jedoch die zweyte Reise 1502 war sehr unglüklich für ihn, dann er verlohr auf derselben sein Leben. Es sey nun, daß er durch die Wilden getödtet worden, oder daß er Schiffbruch gelitten, dann etwas gewisses weiß man davon nicht anzugeben. Sein Bruder Michael, der mit zwey Schiffen abreisete, um von ihm Erkundigung einzuziehen, kam auch nicht wieder. Der dritte Bruder Johann Vasquez wollte eben diese Reise unternehmen, aber der König gestattete es nicht, doch wurden zwey Schiffe abgesendet. Allein sie konnten keine Nachricht von den Verlohrnen erhalten. Doch müssen diese Reisen Gelegenheit gegeben haben, daß die Portugiesen nach der Hand den Stokfischfang bey der Insel Terreneuf getrieben haben. Dann zwey Englische Schiffe, wel-

che

che durch Nordwest einen Weg nach Cathey (so nannte man damals den nordlichen Theil von Sina) suchen sollten, traffen bey Terreneuf im Jahr 1520. 50. theils spanische, theils portugiesische und französische Schiffe auf dem Fischfang an. Demnach müssen auch die Spanier, der Biskayer ohngerechnet, diese Gegenden nicht unbesucht gelassen haben, wie weiter unten aus einem Exempel erhellen wird.

Der Spanier Joh. Ponce von Leon entdekte von Porto Ricco aus das Land, das von ihm den Nahmen Florida bekommen. Der Leser muß hier erinnert werden, daß die Spanier damals und noch lange hernach unter Florida nicht nur das heutiges Tages noch so genannte Land, das sie im Besiz haben, sondern auch alle die Länder, die die Franzosen unter dem Nahmen Louisiana, und die Engländer unter dem Nahmen von Carolina und Virginien besizen, verstehen. Ja weil sie sich ganz Amerika zueigneten, so begriffen sie auch Canada und alle übrige Engländische Pflanzländer darunter. Florida. 1512

Die Entdekung von Florida sezte der Licentiat Lukas Vasquez von Ayllon fort, und entdekte die Landschaft Chicora, und das Vorgebürge St. Helene, welches an dem Aus- 1520

fluß des zimlich grossen Flusses Jourdain ligt.
1528 Im Jahr 1528 entdekte Narvaes, ein Spanier, das Land der Apalachen in Florida. Er sollte das Land erobern, erlitt aber eine unglükliche Niederlage, und verlohr sein Leben.

1518 Im Jahr 1518 that der Baron de Lery, ein Franzose, den ersten Versuch nach Nordamerika, er sezte einiges Vieh auf der Sandinsel aus, ohne weiter etwas auszurichten.

Nordamerika. 1524 Johann Verazani, ein Florentiner, der in den Diensten Königs Franz I. von Frankreich war, that 1523 seine erste Reise nach Nordamerika. Er meldet zwar in seinem Brief an den König, daß er die östlichen Küsten von Nordamerika auf 700 Meilen durchstrichen, es scheinet aber, daß diese seine sogenannte erste Reise mehr eine auf die Spanier zielende Streifferey zur See gewesen, dergleichen damals mehr als eine vorgefallen. Die Franzosen selbsten läugnen es nicht. Im Jahr 1524 langte er auf der zweyten Streifferey, oder ersten Reise, Länder zu entdeken, im Merz angesichts des Landes Florida an. Hierauf segelte er in Süden bis zum 34. Grad Norderbreite. Alsdann wendete er sich gegen Norden längs der Küste bis an eine Insel, die unter dem 50. Grad lag, diese

kan

kan keine andere als Terreneuf seyn. Im Jahr 1525 nahm er noch eine Reise vor, von deren Erfolg man nichts weiß, weil er umgekommen. Gonzalez de Barcia berichtet, daß er nahe bey den Canarischen Inseln von den Spaniern gefangen, und als ein Seeräuber aufgehänget worden sey. Man findet nicht selten, daß die Franzosen den Besiz ihrer Nordamerikanischen Länder von dieser Entdekung Verazani herleiten, so wie hie und da die Engländer mit Cabots Entdekung thun. Allein wenn beyde Theile nicht bessere Gründe für die Rechtmäßigkeit ihres Besizes so wohl gegen einander als gegen einen Dritten anzugeben wüßten, so würde ihr Recht auf schwachen Füssen ruhen. Cabot solte einen Weg durch Westen nach Ostindien suchen, Verazani aber war ein Caper, beyde entdekten von ungefähr Land, das zum Theil schon vor ihnen bekannt war; und beyde thaten nichts weiter, als daß sie die Küsten von Nordamerika besahen. Wir werden in der Folge sehen, daß die spätern Entdekungen und Niederlassungen beyder Nationen ein gegründeters Recht auf ihre izige Besizungen gegeben. Im Jahr 1527 schikten die Engländer zwey Schiffe aus, welche Terreneuf und Labrador untersuchen sollten.

Busen St. Lorenz. 1534 Ob man gleich Merkmale hat, daß den Normännern, Biskayern und Bretagnern der Busen St. Lorenz und Canada in den ältern Zeiten bekannt gewesen, so sind doch in den neuern Zeiten die Franzosen die ersten gewesen, die nach Canada gekommen.

Philipp von Chabot, Admiral von Frankreich, trug auf Befehl Franz I., Königs von Frankreich, dem Jakob Quartier oder Cartier, einem erfahrnen Seemann, auf, die Entdekungen Verazani fortzusezen. Im Jahr 1534 den 20. April stieg er zu St. Malo zu Schiffe, und bekam in 20 Tagen das Vorgebürge Bona vista auf Terreneuf zu Gesichte. Fünf Meilen davon gab er einem Hafen den Nahmen St. Catharina. Hierauf durchschiffte er den Busen St. Lorenz, der auf der folgenden Reise von ihm diesen Nahmen bekommen, entdekte die darauf ligende Inseln, und kam in eine Bucht, die man manchmal Baye des Espagnols genennet hat, weil vor ihm schon Spanier daselbst gewesen waren. Sie heisset izt Bay des Chaleurs.

Canada. 1535 Eben dieser Quartier gieng auf der zweyten Reise weiter. Nachdem er den Busen St. Lorenz durchloffen, gieng er in den Fluß dieses Nahmens. Indem er den Fluß aufwärts fuhr, kam er an den Fluß Saguenay

den

den ersten September. Hierauf kam er an die Insel Orleans, die er voller Reben fand, und deswegen Bachusinsel nannte. (Sollte diese Insel nicht das Winland seyn, davon oben geredet worden?) Zehen Meilen höher überwinterte er an dem kleinen Fluß St. Croix, der izt St. Carl heißt, und wo nachher Quebek erbauet worden. Izo hatte er 80 Meilen in dem Fluß zurük gelegt. Gegen das Frühjahr lief er noch 60 Meilen höher den Fluß hinauf bis an den Wasserfall St. Ludwig und die Insel Montreal. Weil aber unter seinen Leuten der Scharbok einriß, so gieng er mißvergnügt nach Frankreich, ohne eine Niederlassung, die man doch vorhatte, zu bewerkstelligen. Das Land auf beyden Seiten des Flusses nannten die Wilden Canada, die Franzosen haben aber diesen Nahmen noch über mehr Länder erstrekt.

Im Jahr 1536 rüstete eine Gesellschaft in London etliche Schiffe aus, um Nordamerika zu untersuchen. Sie kamen in die äusserste Noth, in welcher sie ein französisches Schiff, das auf den Fischfang gieng, plünderten, und mit ihm nach England giengen. 1536

Der Spanier Ferdinand von Soto, der unter dem Pizarre als Hauptmann bey der Eroberung von Peru gedienet hatte, nahm sich Florida und Louisiana. 1539-1543

sich vor, Florida in der alten Bedeutung, da Louisiana und Carolina darunter verstanden wird, mit 1200 Mann zu erobern. Allein er richtete so wenig aus, als vor ihm Narvaez im Jahr 1528. Nachdem er 3 Jahre darinnen herumgeschwebet, mußte er sterben, ohne einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben. Moscoso führete den elenden Ueberrest seines Volks im vierten Jahr zurük nach Mexico, wo sie sich zerstreueten. Garcilasso de la Vega hat diesen merkwürdigen aber unglüklichen Zug beschrieben, und ihm den hochmüthigen Titel: Geschichte der Eroberung von Florida, gegeben (*). Es hätte heissen sollen: Geschichte der 1200 Spanier in Florida, und ihres Rükzugs. Der Tapferkeit der Spanier würde nichts entgangen seyn, und vielleicht hätte man sie doch mit den zehen tausend Griechen in Vergleichung gestellet (**). Die Spanier haben gegenwärtig nichts von Florida, als die Halbinsel, in das übrige haben sich die Engländer und Franzosen getheilet, ohne das, was die Eingebohrne besizen, und was wirklich besonders in

(*) Dieses Buch ist 1753 teutsch herausgekommen.

(**) Man kan den Zug des Soto auf der Homännischen Charte vom Missisippi sehen.

in den Gegenden des Ohio, die die Franzosen zu Louisiana ziehen, unter beyden Nationen strittig ist.

Johann Franz de la Roque, Herr von Roberval, ein Edelmann aus der Picardie, richtete 1541 eine Niederlassung auf der Insel Cap Breton an, und schikte einen gewissen Alphonsus aus, der die nordlichen Gegenden von Canada und Labrador erforschen sollte, man hat aber von dessen Reise keine umständliche Nachricht erhalten; so viel weiß man, daß die Colonie keinen Bestand gehabt. Cap Breton. 1541

In diesen Jahren geschahe die Niederlassung der Franzosen in Florida, die aber ein schnelles Ende genommen. Die Erzählung davon stehet im ersten Theil p. 176-178. Französisches Florida. 1562-1564

Humphrey Gilbert nimmt im Nahmen der Königin Elisabeth Besiz von Tereeneuf. Vid. I. Theil p. 21. Terreneuf. 1583

Greenwille, ein Engländer, richtete auf Befehl der Königin Elisabeth in Florida ein wenig unterwärts von St. Johann von Pinos eine Colonie an, die aber nicht allzu lange gedauret. Florida. 1583

Der Ritter Walther Raleigh schikt den Philip Amidas und Arthur Barlow ab, welche Virginien entdeken und bevölkern. Vid. I. Theil p. 143. seq. Virginien. 1584

In

Hudsons-bay. 1591 In diesem Jahr soll Fridrich Anschild, ein Däne, in Hudsons Meerbusen überwintert haben, und reich beladen nach Hause gekommen seyn.

Akadien. 1598 Der Marquis de la Roche aus Bretagne, hatte sich bey Heinrich IV., Könige in Frankreich, Commission ausgewirket, die von Jakob Cartier angefangene Entdekungen fortzusezen. Er nahm einen Steuermann, Nahmens Chedotel, zum Wegweiser mit, der ihn an die Sandinsel, 25 Meilen gegen Süden, von Cap Breton führete. Man hätte aber keinen ungelegenern Ort zu Anlegung einer Colonie antreffen können. Dann es war weder Holz noch zum bauen tüchtige Steine vorhanden. Die Colonisten lagerten sich gleich den Füchsen in Löcher, so sie in die Erde gruben. Sie nähreten sich so wohl von dem Vieh, das der Baron Lery 80 Jahre vorher daselbst gelassen hatte, als von den Fischen, die sich um diese Insel im Ueberfluß fanden. Ihre Kleider nuzten sich ab, daher machten sie sich andere von Seehundhäuten, und huben das Fett davon zu mancherley Gebrauch auf. Auf diese Art lebten sie sieben Jahr, und waren von dem übrigen menschlichen Geschlechte gänzlich abgesondert. Endlich erinnerte sich das Parlament von Rouen

ihrer,

ihrer, und legte dem Chedotel durch einen Ausspruch auf, sie abzuholen, und wieder nach Europa zu bringen, welches auch geschah. Der Marquis la Roche bearbeitete sich vergeblich bey Hofe, die versprochene Verstärkung zu erhalten, und wurde durch Verdruß und eine sich daraus zugezogene Krankheit hingerissen.

Chauvin, ein Normann, und Seehauptmann des Königs, ein erfahrner Seemann, unternahm einen andern Versuch im Jahr 1599, und zwar gemeinschaftlich mit Pontgrave von St. Malo, der ein Schiffmann von Profession war. Sie hatten den Herrn von Mons bey sich, der von dem König sehr geliebet wurde. Sie giengen in den grossen Fluß St. Lorenz, den sie auf 90 Meilen bis nach Tadussak hinauf fuhren. Hier legte Chauvin wider des Pontgrave und de Mons Gutbefinden eine Colonie an. Ein Ort, der voller Wälder, ingleichen mit Bergen und Felsen überall vermengt war; Ein Erdreich, das keineswegs zum Akerbau gebraucht werden konnte, und endlich ein Ort, wo die Kälte sehr streng war. Hier bauete Chauvin ein Hauß, das mehr einem Lusthause gleich, als einer Wohnung, worinn Leute den Winter über zubringen sollten. An diesem Ort wur-

Canada. 1599

den

den 16 Mann mit einigen Lebensmitteln gelassen, mit den übrigen giengen Chauvin, Pontgrave und de Mons wieder nach Frankreich. Die Colonie hatte ihre Lebensmittel gar bald aufgezehret, und wurde durch Faulheit, Verdruß und Krankheiten in das äusserste Elend gesezet. Die Wilden hatten Mitleiden mit ihnen, und nahmen sie zu sich. Einige starben vor Kummer, andere aber brachten ihr Leben in Erwartung der Zurükkunft der Schiffe elendiglich zu. Chauvin
1600 kam zwar 1600 wieder zu ihnen, allein er war aus Unterlassung besserer Vorsicht nicht glüklicher als auf der ersten Reise, und als er die dritte antreten wollte, starb er.

Neuengland. 1602 Ehe wir in dieser Erzählung fortfahren, wollen wir nur mit zweyen Worten anführen, daß Gosnold im Jahr 1602 Neuengland entdekte, und daselbst eine Colonie anrichtete. Siehe den ersten Theil p. 56.

Canada. 1603 Des Chauvin Unternehmen sezte la Chate, Gouverneur von Dieppe, fort. Es geselleten sich verschiedene Edelleute und Kaufleute aus Rouen zu ihm, mit denen er sich wegen des Vorschusses verglich. Pontgrave hatte die Aufsicht über die Reise, indem er viel Erfahrung besaß, und die Fehler wohl einsah, die den bisherigen Unternehmungen

hinderlich

hinderlich gewesen. Champlain, ein guter Schiffmann, der auch den Erfolg dieses Unternehmens beschrieben, war ebenfalls mit zu Schiffe gegangen. Sie kamen glüklich nach Tadussak, schränkten sich aber daselbst nicht so, wie vormals Chauvin, ein, sondern begaben sich bis an den Wasserfall von St. Ludwig. Champlain gieng über denselben, und entwarf so wohl von dem, was er sah, als auch nach den Antworten der Wilden, die er des Laufs der Flüssen halber, die in den St. Lorenz fallen, befragte, eine Charte und Erzählung. Als die Schiffe zu Tadussak den Handel mit Pelzwerk geschlossen hatten, begaben sie sich wieder nach Frankreich. Daselbst vernahmen sie des la Chate Ableiben, wodurch ihr Entwurf verrükt wurde. Inzwischen legte Champlain dem König Heinrich IV. seine Entdekungen vor, der auch wohl mit ihm zufrieden war.

De Mous sezte fort, woran der Tod den la Chate verhindert. Im ersten Theil p. 39-42. trifft man eine Erzählung hievon an, die sich aber blos auf Akadien einschränkt. Als de Mous seine Flotte zu Dieppe ausgerüstet sahe, segelte er mit Pontgrave und Champlain ab. Ein Schiff gieng nach Tadussak, einen Handel zu machen. Pontgra- Canada und Akadien. 1604

ve hatte vom de Mouts Commission, nach Canceau, dem äussersten Vorgebürge in Akadien gegen Cap Breton, zu gehen, um diejenigen zu beobachten, die des Königs Befehlen zuwider daselbst handelten. De Mous selbst aber blieb weiter unten gegen den Küsten von Akadien, in Zeit von einem Monat kamen sie ans Vorgebürge la Heve in Akadien. De Mous wählete für seine Colonie eine Insel in der Franzbay, die von den Engländern Foundy genennet wird; und als er seine Schiffe ausgeladen, sendete er sie wieder zurük nach Frankreich. Er blieb 3 Jahre in dieser Gegend. Während dieser Zeit entdekten die Franzosen die Küste von Mittag bis ans Vorgebürge Malebarre, das izo noch diesen Nahmen führet. Sie legten den mehresten Orten Benennungen bey. Z. Ex. diejenige Insel bey Neujork, die izo Longue heisset, nannten sie Ascension. Diese Nahmen haben andern Plaz gemacht, welche von andern Nationen herrühren. Sie fanden im Jahr 1605 den Fluß Kinnibeki. Sie entdekten das ganze Land, welches zwischen dem St. Lorenzfluß und dem Ocean unter den Nahmen Neujork, Neujersey, Pensilvanien, Neuengland, Akadien, Neuschottland und Gaspesien bekannt ist. Die vier ersten Land-

schaften führten den gemeinschaftlichen Nahmen Norumbegue (*), alle aber hiessen Neufrankreich.

So fleissig aber de Mous samt seiner Colonie und Champlain in seinen Entdekungen war, so würkten doch die Kaufleute von St. Malo die Aufhebung des dem de Mous gegebenen Privilegii aus. De Mous verhandelte seine Rechte an die Frau von Gnicherville, Portroyal ausgenommen, die im Jahr 1613 den la Saussaye abschikte. Man kan dieses im ersten Theil p. 40. 41. 42. weitläuftig lesen.

Von Portroyal, davon im ersten Theil, der aus des Französischen Commissarii in den Amerikanischen Strittigkeiten Herrn Dumouts Französischem übersezt ist, nur ein paar Worte p. 40. gesagt worden, müssen wir weitläuftiger reden, weil die Franzosen um dieses Punkts willen die Worte des Utrechter Friedenstraktats, darinnen den Engländern Akadien und Portroyal abgetreten worden, so erklären wollen, als ob diesen unter Akadien, oder, nach der Redensart der Engländer, unter Neuschottland nur ein kleiner Theil der Halbinsel übergeben worden, aus diesem

(*) Im ersten Theil p. 46. wird dieser Nahme viel enger genommen, und zwar mit gutem Grunde.

Grunde, weil man nicht nöthig gehabt hätte, Portroyal besonders zu erwähnen, wann man unter Akadien die ganze Halbinsel, geschweige das gegenüber ligende veste Land, das die Engländer auch unter Akadien oder Neuschottland ziehen, begriffen und verstanden hätte. Dieser Einwurf ist scheinbar, allein er fällt sogleich hinweg, wann man folgendes bedenkt.

Portroyal erbauet. 1605

Ehe de Mous durch die Kaufleute von St. Malo genöthiget worden, seine Rechte über Norumbegue und Akadien an die Frau von Guicherville abzutreten, trat er im Jahr 1606 oder 1607, da er noch in Amerika war, Portroyal an Johann von Pointrincourt oder Biencourt unter der Bedingung ab, in Zeit von 2 Jahren mit andern Familien daselbst eine Colonie anzulegen. Biencourt reisete zu dem Ende nach Frankreich, hier erfuhr er, daß die Kaufleute von St. Malo dem de Mous zuwider waren. Zu diesen gesellete er sich, und unter ihrer Begünstigung dehnete er sein nur auf Portroyal gehendes Recht auf mehrere Küsten und Länder aus. Von dieser Zeit an blieb Portroyal samt allem, was Biencourt mit Recht und Unrecht dazu gezogen, beständig von Akadien abgesondert, und deswegen scheint es auch, daß im Utrechtertraktat beyder gedacht worden. Es ist offenbar,

bar, daß, weil den Engländern Portroyal und Akadien nach den alten Gränzen abgetreten worden, ihnen demnach alle diejenige Länder gehören, die dem de Mous und nach ihm der Frau von Guicherville in Ansehung Norumbegue und Akadiens, wie auch dem Biencourt in Ansehung Portroyals samt dem, was er dazu gezogen, zum Handel und Colonien gestattet worden.

Um der Zeitordnung willen müssen wir hier erinnern, daß im Jahr 1606 König Jakob I. zwoen Compagnien das berühmte Patent über Nordamerika gegeben, wovon der erste Theil p. 58. nachzulesen ist.

De Mous überließ zwar seine Rechte an Canada. 1608.
Akadien und Portroyal andern, allein die über das innere Theil des Landes um den St. Lorenzfluß behielt er. Zu dem Ende schikte er Pontgrave und Champlain im Jahr 1608 mit 2 Schiffen nach dem St. Lorenzfluß. Ersterer gieng nach Tadussak, lezterer aber legte mit seiner Colonie die Stadt Quebek an. Quebek.
Die Rocheller, Bretagner, Gascogner und Normänner verfolgten den de Mous, der in Paris geblieben war, aufs neue, doch verblieb ihm Quebek. Pontgrave und Champlain waren inzwischen nach Frankreich gekommen, reiseten aber 1610 mit Handwerks-

leuten wieder ab, und trafen ihre kleine Colonie in gutem Stande an. Mit der Zeit wurden einige Schanzen aufgerichtet, die innern Länder nach und nach entdekt, und mit den Wilden Bündnisse errichtet. Das Land hieß Canada, und beyielt diesen Nahmen, wurde auch Neufrankreich genennet.

Der Cardinal Richelieu brachte diese Co-
1628 lonie in Aufnahme. Im Jahr 1628 gab er im Lager vor Rochelle ein Edict wegen Errichtung einer Canadischen Handlungsgesellschaft. Seit dem April 1627 hatten sich verschiedene Kaufleute, Negotianten und andere reiche und angesehene Personen anerbotten, eine Gesellschaft von 100 Mitgenossen zu errichten, um dadurch die bereits angelegte Colonien in Canada zu unterstüzen; überdiß auch neue in das weitläufige und noch nicht hinlänglich bekannte Land abzuschiken. Die vornehmsten darunter waren Roquemont, Houel, Lattagnant, Dablon, du Chesne, und Chatillon. Dieser Gesellschaft verstattete Ludwig XIII. durch das bereits erwähnte Edict die Verwilligung auf 15 Jahre, unter Bedingungen und Freyheiten, die in 16 Artikel vertheilt waren.

Die Bedingungen bestunden in folgendem: Daß im Jahr 1629 die Gesellschaft

zwey-

zwey- bis dreyhundert Menschen von allerley Professionen nach Neufrankreich schaffen sollte, und während der fol . den 15 Jahren müßte die Zahl bis auf 4000 von beyderley Geschlechte angewachsen seyn; selbige sollte sie 3 Jahr in allem erhalten; unter diesen Bewohnern müßten keine Ausländer, sondern lauter Franzosen Catholischer Religion seyn; in jeder Colonie müßte die Gesellschaft 3 Geistliche, und, wo es nöthig, mehrere halten. Im Fall sie die Anzahl in den ersten 10 Jahren ihrer 15 jährigen Bewilligung nicht auf 1500 Mann erfüllen würden, so sollten sie zur Schadloshaltung dieses Unterbleibens den Werth der beyden Kriegsschiffen, so ihnen der König gestattete, ersezen; dieses sollte ebenfalls statt haben, wann in den fünf übrigen Jahren die gänzliche Zahl von 4000 nicht voll seyn würde. Endlich sollten die Gesellschafter an statt eines Grundzinses den Eid der Treue, nach der in Frankreich gewöhnlichen Art, bey jedesmaliger Veränderung eines Königs leisten, und eine göldene Krone von 8 Mark überreichen.

Die Freyheiten bestunden darinn: Sie sollten auf immerdar das Eigenthum, Handhabung der Gerechtigkeit, und Herzschaft über die Schanzen und Wohnungen von Quebek

bek und dem ganzen Lande von Neufrankreich längs den Küsten von Florida an, an der Seeküste fort bis an den arctischen Cirkel in der Breite; und von Terreneuf gegen Westen bis an das stille Meer in der Länge besizen. Ferner sollte ihnen das Eigenthum aller Minen, um solche nach den Anordnungen des Königs von Frankreich gebrauchen zu können, übertragen werden. Nicht weniger sollte ihnen gestattet seyn, Stüke zu giessen, und aller Orten Städte und Vestungen anzulegen. Der Handel mit Fellen, Häuten, Pelzwerk und andern Waaren des Landes, wie auch der Stokfisch- und Wallfischfang sollte hingegen allen königlichen Unterthanen offen stehen, u. s. w. Diesen Freyheiten fügte der König annoch das Geschenk von zwey Kriegsschiffen, jedes von zwey- bis dreyhundert Tonnen und vier metallenen Feldschlangen, bey.

Diese Gesellschaft hatte auch sogleich einen zimlichen Fortgang, und sie ist es auch eigentlich, der man die wichtigen Niederlassungen, welche die Franzosen heut zu Tage in Canada haben, zu danken hat.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir die chronologische Ordnung ein wenig verlassen, und die Geschichte dieser französischen Gesellschaft zuvor zu Ende bringen.

Als dieselbe nach der Hand unterließ, den nöthigen Nachschub nach Canada zu senden, kam sie sehr in Abnahme, wozu freylich der Tod des Cardinals Richelieu, die Schwäche des Gouvernements während der Minderjährigkeit Ludwig des XIV, die innerlichen Kriege, nebst noch andern Ursachen vieles beytrugen. Eben dieses war auch die Ursache, daß die weit ältere Gesellschaft der Inseln in gleichen Verfall kam. Aus dieser entstund eine neue unter dem Nahmen von Frankreich unter der Mittellinie, worunter man Cayenne oder Guyane verstund. Diese erhielt 1651 ihre Patente deswegen, allein die Colonie gieng in zwey Jahren aus eigner Schuld zu Grunde, bis la Barre sich vornahm, dieselbe wieder zu erweken. Colbert genehmigte diesen Vorsaz, und die Patente sind vom Jahr 1663. Die Gränzen der Gestattung waren der Amazonenstrom und der Orenok. Der Herr von Barre brachte die Colonie in Aufnahme, die Gesellschaft aber genos die Gestattung nur ein Jahr, dann 1664 entstund die königliche Handlungsgesellschaft von Westindien, um denen Unordnungen abzuhelfen, welche der Eigennuz einiger Privatpersonen einschleichen lassen. Ohnerachtet Frankreich seine Herrschaft

Handlungsgesellschaft von Westindien. 1664

ausgebreitet hatte, so machte es sich doch solche fast gar nicht zu Nuze; die einzelen Gesellschaften munterten ihre Colonien sehr langsam auf, und diese handelten mehr mit Ausländern, als mit Franzosen. Wann ja auch einige französische Schiffe dahin giengen, Kaufmannsgüter einzunehmen; so fanden sie oftermalen, daß sie von den Holländern, die ihnen zuvorgekommen, bereits abgeholet worden waren. Man war daher darauf bedacht, eine einzige Gesellschaft aufzurichten, die mächtig genug seyn sollte, allen Colonien aufzuhelfen, und ihnen mit gleichem Nachdruk unter die Arme zu greifen. Die französischen Inseln wurden von denen, an die sie die Gesellschaft überlassen hatte, wieder eingelöset. Mit der Gesellschaft von Canada wurde in Absicht dessen, was ihr von ihrem Freyheitsbrief von 1628 noch übrig blieb, ein Vergleich getroffen. Alle Gestattungen wurden widerruffen, und die Patente den 11. Julii 1664 ausgefertiget. Durch diese Patente gestattete der König dieser neuen Gesellschaft zu einem rechten wahren Eigenthum, Recht und Gerechtigkeit, Canada, die Antillen, Akadien, (welches aber damals gröstentheils noch in der Engländer Händen war,) die Inseln von Terreneuf, die Insel Cayenne,

und die Landschaften in Südamerika von dem Orenok bis an den Amazonenstrom, mit der Freyheit, daselbst auf 40 Jahre lang sowohl als zu Senegai, an den Küsten von Guinea, und an andern Oertern in Afrika, Handel und Wandel zu treiben. Diesen Vortheilen fügte er annoch die Erlassung der Helfte der Abgaben für die Kaufmannsgüter, die von diesen Ländern kämen, bey; ingleichem die Freyheit, Gouverneurs und alle Kriegs- und andere Bediente, ja so gar Priester und Küster, zu sezen; ertheilte auch endlich das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schliessen, wann es nöthig seyn sollte. Der König selbst behielt sich weiter nichts, als die Huldigung und eine göldene Krone von dreyßig Mark bevor, die bey jedesmaliger Veränderung eines Königes überbracht werden sollte. Die Gesellschaft rüstete in einer Zeit von sechs Monathen mehr dann 45 Schiffe aus, mit welchen sie von allen in dem Bewilligungsbrief enthaltenen Oertern Besiz nahm, und ihre Handelschaft errichtete. Sie bestund nichts desto weniger nur neun Jahr. Dann weil sie eigentlich blos deshalb errichtet war, den Handel von Westindien, so sich die Holländer unvermerkt zugeeignet hatten, in der Franzosen Hände zu

spielen,

spielen, so schien sie nunmehr nicht ferner nöthig zu seyn, indem diese Absicht war erreicht worden. Der König brachte demnach 1674 alle Länder, Inseln und Besizungen, so er ihr überlassen, an sich, verleibte sie seinen Domainen ein, und bezahlte den Antheilnehmenden ihre Actien.

Akadien. 1602 Nun wollen wir wieder ein wenig zurük gehen. Im Jahr 1602 thaten die Engländer den ersten Versuch, sich in Akadien niederzulassen. Weil die Franzosen glaubten, die Engländer hätten dieses Land aufgegeben, so kamen sie 1604 unter dem Herrn de Mouts dahin. So reden die englischen Schriftsteller, die Franzosen aber wollen nichts davon wissen.

Neuengland 1608 Im Jahr 1608 geschah die erste Niederlassung in Neuengland, die aber keinen Bestand hatte, bis die Nonconformisten 1620 einen ernstlichen Anfang machten. Sihe den ersten Theil.

Terreneuf. 1610 Der Graf von Northhampton bekommt 1610 von König Jakob I. die Freyheit, Terreneuf zu bevölkern. Man sehe auch den ersten Theil in diesem Capitel.

Neubelgien. In dieses Jahr wollen einige sowohl die Entdekung von Neubelgien, so hernach im Jahr 1664 Neujork genennet wurde, als auch

auch von Hudsonsbay sezen. Ersteres Land Hudsons-
aber wurde von dem berühmten Hudson 1608, bay.
und leztere 1609 entdekt. Diese hat von ihm den Nahmen, so wie im erstern Land der fürnehmste Fluß seinen Nahmen verewiget. Man sehe den ersten Theil.

Hudson wollte eigentlich eine nordwestliche Durchfahrt nach Ostindien suchen, die man aber noch nicht gefunden. Wann folgende Nachricht keine Fabel ist, so müßte sie schon gefunden worden seyn. Wir wollen sie mittheilen.

Ein im Jahr 1609 von dem im Sudmeer gelegenen Haven Aquapalco abgegangenes Schiff wurde von einem heftigen Sturm überfallen, und verlohr seinen Weg; nach Verlauf zweyer Monathen befand es sich zu Dublin in Irland. Als es sich nun von da nach Lissabon begeben, ließ der König von Spanien alle Tagbücher der Steuermänner ins Feuer werfen, damit er den Ausländern den Weg, den dieses Schiff genommen, verborgen halten möchte. Es müßte nemlich durch das nordliche Canada, die Hudsons- oder Baffinsbay gesegelt seyn.

Im Jahr 1616 oder 1617 gieng Baf- Baffins-
fin durch die Strasse, die Davis 1585 ent- bay. 1616-
deket hatte, und kam weiter nordlich, wo er 1622
eine

eine Bay fand, die noch von ihm den Nahmen trägt. Andere sezen seine Reise ins Jahr 1622. Vor diesen beyden Seefahrern hatte Frobischer schon 1576 Grönland, Terreneuf und Labrador befahren; das erstere nannte er Meta incognita, das andere erkannte er unter dem alten Nahmen Frisland, und lezteres, welches von den Spaniern vor ihm den Nahmen erhalten, hielte er für das berüchtigte Estotiland.

Neuschottland. 1621 Im Jahr 1621 bewilliget König Jakob I. dem Wilhelm Alexander Neuschottland.

Charletown. 1631 Hauptmann Jakob entdekt 1631 an dem südlichsten Ende der Hudsonsbay die Insel Charletown unterm 52. Grad.

Maryland. 1633 Der Lord Baltimor fängt im Jahr 1633 an, Maryland zu bevölkern. Man sehe den ersten Theil.

Hudsonsbay. 1656 Bourdon, ein Einwohner in Canada, kam 1656 von da aus zu Lande nach Hudsonsbay, wohin vor ihm durch diesen Weg noch niemand gekommen war, und nahm im Nahmen des allerchristlichsten Königs Besiz davon.

Carolina. 1663 Die Engländer bevölkern 1663 Carolina, welches 100 Jahre vorhero das französische Florida genennet wurde. Sihe den ersten Theil.

Zwey Dänische Schiffe versuchten 1668 Hudsons-
eine Niederlassung gegen Norden der Hud- bay.
sonsbay, und entdekten einen Fluß gegen Nor- 1668
den dieser Bay unterm 59. Grad, der noch
der Dänenfluß heißt. Im folgenden Jahr
aber verliessen sie ihn wieder.

Der P. Albanel, ein Jesuit, und Dio-
nysius von St. Simon, ein canadischer Edel-
mann, wurden 1671 von dem Generalgou- 1671
verneur von Neufrankreich, Herrn von Fron-
tenac, in das nordliche Canada abgeschikt,
kamen auch in Hudsons Meerbusen durch ei-
nen Weg, der bisher noch nicht bekannt ge-
wesen war, und nahmen für den allerchrist-
lichsten König Besiz davon.

Vier Jahre vorher wurde Gillam dahin 1667
geschikt, der die Handlung der Engländer da-
selbst anfieng, worauf 1670 die Hudsonsbay
Gesellschaft einen Freyheitsbrief erhielt. Si-
he den ersten Theil p. 5. 6.

Der P. Marquette, ein Jesuit, und Jo- Missisip-
liet, ein Einwohner in Neufrankreich, ent- pi.
dekten 1673 den Missisippi. Sie kamen durch 1673
den Fluß Quisconsing dahin, und fuhren auf
dem Missisippi bis zu den Akansas herab.

Wir sind wieder zu dem Zeitpunkt ge- Canada
kommen, in welchem wir oben die canadischen und Loui-
Colonien und die zu deren Aufnahme errich- siana.
1680

tete,

tete, und wieder aufgehobene Gesellschaft von Westindien verlassen haben. Frankreich hatte damals vortreffliche Männer in Canada. Unter diese berühmten Männer kan man den von Frontenak und von Salle zählen. Der erste, welcher so wohl bey Franzosen als Amerikanern beliebt war, erweiterte und bevestigte durch seine gute Aufführung den Besiz der Franzosen in Canada, allwo sein Nahme lange Zeit in Ehren gehalten seyn wird. Der andere entdekte Louisiana. Also nannte man ein weites Land, welches sich an beiden Seiten des Flusses Mißisippi erstreket, und ungefehr 1800 Meilen in der Länge, und eben so viel in der Breite in sich enthält.

Robert Cavelier de la Salle, aus Rouen gebürtig, begab sich in seiner Jugend zu den Jesuiten, verließ sie aber wieder, ohne sich ihrem Orden einverleiben zu lassen. Die Frömmigkeit, die ihn dazu bewogen hatte, begleitete ihn auch in seinem Soldatenstande, den er hernachmals ergrif: ins besondere behielt er ein grosses Verlangen bey, denen Nationen, die noch keine Kenntniß von dem Christenthum hatten, die Thüre des Evangelii zu öfnen. Er war überredet, daß es noch andere Wege gebe, nach dem Südmeer zu gelangen, als durch die Erdenge von Panama,

so

so die Spanier inne hatten, und durch die Meerenge von Magellan, welche man nur mit solchen Gefährlichkeiten befahren konnte, wodurch auch die herzhaftesten Seefahrer abgeschrökt wurden. Der Zusammenlauf vieler Flüsse, die ihren Gang nach Westen richteten, bestätigten ihn noch mehr in seiner Meynung. Das allgemeine Vorurtheil war, daß, wann man das Meer erreichen wollte, man nur einem Fluß folgen müßte; und unerachtet viele ihren Lauf in Seen endigten, so wären es doch Ausnahmen von der Regel, wodurch selbige nicht aufgehoben würde. Dem mochte aber nun seyn, wie ihm wollte, so verhofte er doch, einen Vortheil daraus zu erlangen, nemlich, Länder zu entdeken, neue Völker kennen zu lernen, und der Krone Frankreich neue Bundesgenossen, der christlichen Kirche aber neue Lehrlinge zu erwerben. Er hatte seinen Entwurf bereits im Jahr 1669 gemacht. Als er nun endlich Gouverneur und Besizer der Schanze Frontenac geworden, so machte er im Jahr 1675 die Zubereitung zu Ausführung seines Unternehmens. Er gieng 1678 wieder zurük nach Frankreich, um die lezten Befehle von den obersten Staatsräthen zu empfangen, und solche Maaßregeln zu nehmen, damit er in seinem Vorhaben und

Niederlassungen, von denen er im voraus sahe, daß ihm die neuen Entdekungen dazu Gelegenheit geben würden, unterstüzet werden möchte.

Als er nun von Canada zurük gekommen war, so schikte er im Februario den Herrn Dacan mit dem P. Hennepin ab, längst dem Missisippi von dem Illinoisenfluß an hinaufwärts Entdekungen zu machen. Diese giengen den 28. Febr. 1680 zu Schiffe, und sezten ihre Fahrt, bis auf 450 Meilen gegen seiner Quelle, fort. Sie nahmen von diesem vortrefflichen Lande Besiz, allwo sie von den Einwohnern als Freunde aufgenommen wurden.

So viel den Herrn la Salle anbelangt, so suchte er mit Gewinnung verschiedener Völker den Anfang zu machen, und trat im November 1682 im Lande der Miamis seinen Weg an: und nach einer Reise, die er bald zu Wasser, bald zu Lande verrichtete, stieg er den Fluß der Illinoisen hinab, gieng den 2. Febr. 1683 in den Missisippi, und bauete in dem Land der Chiacacas, mit Bewilligung dieses Volks, eine Schanze, die er Preudhomme nannte. Er reisete auch am Ende eben dieses Monats daselbst ab; und da er dem Lauf des Flusses beständig folgte,

so durchlief er verschiedene Völkerschaften, und langte den 7. April bey der Oefnung des Missisippi an, nachdem er mehr dann 800 Meilen theils zu Wasser, theils zu Lande zurük geleget. Die Astronomie war ihm hinlänglich bekannt, daß er an dem Himmel den Weg, den er in diesem wüsten Lande zu nehmen hatte, abnehmen konnte. Er wurde gewahr, daß die Mündung dieses Flusses in dem Mexicanischen Meerbusen lag. Als er nun erfreuet war, einen neuen Weg nach Neufrankreich gefunden zu haben, so begnügete er sich damit, daß er die Mündung dieses Flusses entdeket hatte. Es sey nun, daß er dafür gehalten, diese Oeffnung genau genug beobachtet zu haben, oder daß es ihm an der Zeit und Mitteln gefehlet, sie recht in Augenschein zu nehmen; so ist so viel gewiß, daß er die umligenden Gegenden nicht genug geprüfet, wie bald erhellen wird. Er gieng also auf dem Fluß wieder zurük, kam nach Canada, von da er im Anfang des Octobers abreisete, um die erste Nachricht von seinem Lauf und Entdekung nach Frankreich zu überbringen.

Daselbst entstund eine neue Handlungsgesellschaft, für die er von dem König Patente erhielt, und den 14. Julii 1684 mit ei-

nem Schiff, das mit neuen Einwohnern, Soldaten, und mit allem beladen war, was zu Anlegung einer neuen Colonie, die er an der Mündung des Missisippi errichten wollte, erfordert wurde. Er begab sich weit in den Mexicanischen Meerbusen hinein, weil er aber von der Mündung, welche er suchte, eine noch nicht hinreichende Kenntniß hatte, so fuhr er fehl, und sahe eine Bucht an einem unbekannten Flusse für die Mündung des Missisippi an. Er war aber ungefehr 100 Meilen zu weit westlich gesegelt. Sie heisset izo St. Ludwigsbucht, und den 18. Febr. 1685 langte er daselbst an, und sezte seine Mannschaft, die das Meer nicht länger halten konnte, daselbst aus. Sie mußte aber daselbst dergestalt viel ausstehen, daß im Junio nicht mehr als 100 Personen beiderley Geschlechts und mancherley Alters übrig blieben. Er wurde darüber mehr betrübt als verzagt, und unternahm verschiedene Fahrten, den Missisippi zu finden, allein lange vergeblich; als er selbigen endlich angetroffen, so war seine Mannschaft dergestalt geschmolzen, daß eine Colonie nicht weiter möglich war. Er fassete also einen neuen Entschluß. Er wollte nemlich die Gegenden erforschen, die zwischen den Spaniern in Mexico und

dem

dem Missisippi durch einen Fluß, Rio del Norte, oder Rio bravo, oder auch Rio verde genannt, begränzet wurden. Zu diesem Ende reisete er den 22. April 1685 ab. Zwanzig Mann begleiteten ihn, und als er eine lange Fahrt gehalten, so kam er nach einer ausgestandenen Krankheit wieder zu seiner Colonie nach der Ludwigsbucht. Den 26. Merz 1686 reisete er wieder aufs neue ab, ungefähr dreyßig Personen waren seine Begleiter, unter diesen befanden sich zween Lotterbuben und ein Bedienter, welche ihn zwischen den Palaquessons und Wadisches ermordeten. Da sich also die Colonie ohne Oberhaupt befand, zerstreuete sie sich. Die beiden Mörder wurden wieder durch einen Engländer und einen Teutschen von ihrer Bande niedergemacht, mit welchen sie wegen Plünderung der Todten in Uneinigkeit geriethen, und die beiden leztern kamen auch nicht wieder zum Vorschein; die übriggebliebenen wurden von den Spaniern weggeführet, welche auch die Colonie zerstöreten.

Was la Salle nicht zu Stande bringen 1698
können, das gelung dem Engländer Dan. Cox, der im Jahr 1698 die Mündung des Missisippi fand.

1699 Ein canadischer Edelmann, Nahmens Iberville, entdekte die Mündung des Missisippi 1699 gleichfalls; andere sezen es ins Jahr 1693, wieder andere ins Jahr 1701.

Die Franzosen entdekten hierauf den Missisippi vollends, sie legten an dessen Ufern den Grund zu einer Colonie, baueten ein Fort, um sich den Besiz zu versichern. Eine neue Verstärkung, welche Iberville bey einer zweyten Reise überbrachte, bevestigte sie noch mehr, und als er sich zu einer dritten anschikte, verstarb er. Durch seinen Tod wurde die Colonie in grosse Verlegenheit versezt, an dem Crozat aber, der ihr zweyter Stifter genennet werden kan, fand sie 1712 einen neuen Beschüzer. Der König ließ ihm im September die Patente ausfertigen, und unerachtet sich die Gestattung bereits auf 15 Jahre belief, so wurden doch in selbigen noch 5 andere Jahre hinzu gefüget. Im Jahr 1717 aber verlangte er, dem König sein Privilegium wieder zu überliefern, und er erhielt auch durch eine Verordnung des Staatsraths vom 23. Aug. 1717 die Erlaubniß dazu. Und da nun der Castorhandel von Canada, welchen einige Privatpersonen seit 1706 gehabt, zu Ende gieng, so errichtete ein Edict vom August 1717 eine Handlungsgesellschaft,

unter

unter dem Nahmen der Westindischen Gesellschaft, welcher die Gestattung von Louisiana und der Castorhandel von Canada überlassen wurde, ja das Jahr darauf vereinigte man die von Senegal damit. Diese dergestalt angewachsene Gesellschaft verschlung 1719 die ostindischen und chinesischen Gesellschaften, und selbst 1620 die von St. Domingo.

Das zweyte Capitel.

Bank bey Neufundland, und St. Lorenzbay.

Wann die Franzosen nach Canada reisen, so nehmen sie ordentlich den Weg über die grosse Bank, zwischen Neufundland und Cap Breton durch die St. Lorenzbay. Wir wollen also diese zuerst beschreiben.

Grosse Bank bey Terreneuf.

Dasjenige, was die grosse Bank von Neufundland oder Terreneuf genannt wird, ist eigentlich ein unter dem Wasser verborgener Berg. Seine Weite wird von Norden bis Süden auf 150 Meilen insgemein geschäzet; doch nach denen aufs genaueste entworfenen Seecharten ist dessen Anfang an der Südseite, 41 Grad Norderbreite; und sein

mitternächtiger äusserster Theil 49 Grad, 25 Minuten. Seine beiden äussersten Theile laufen dergestalten spiz zu, daß man deren Gränzen fast ohnmöglich so genau bestimmen kan. Seine grösseste Breite von Morgen bis Abend erstrekt sich ohngefähr auf 90 Seemeilen, zwischen 40 und 49 Grad der Länge. Gegen die Mitte seiner Länge, nach Europa zu, bildet er eine Art der Bucht, welche man die Grube (*) nennet; und diese verursachet, daß von zweyen Schiffen, welche auf eben der Linie und einander im Gesichte sind, das eine Grund, das andere aber keinen findet.

Kleine Bank.

Ehe man die grosse Bank erreichet, trift man eine kleinere an, welche die Bank Jacquet genennet wird. Ihre Breite enthält die Helfte ihrer Länge. Einige sezen auch dieser noch eine andere vor, der sie die Gestalt eines Kegels beylegen. Andere Seefahrer aber machen aus allen dreyen nur eine, und sagen, daß es auf der grossen Bank Hölungen gäbe, deren Tiefe diejenigen irre gemacht, welche drey unterschiedene antreffen wollen, weil sie nicht tief genug Grund gesuchet.

Beschaffenheit derselben.

Die Grösse und Gestalt dieses Berges mag aber beschaffen seyn, wie sie wolle, so wird man doch keine eigentliche zuverläßige Nach-

(*) La Fosse.

Nachricht davon erfahren können. Man findet im übrigen eine ungeheure Menge von Muscheln, und vielerley Arten Fische von mancherley Grösse daselbst; die mehresten dienen dem Stokfisch zur gewöhnlichen Nahrung, deren Anzahl den Sandkörnern zu gleichen scheinet, womit die Bank bedeket ist. Seit einigen Jahrhunderten sind zwey = bis dreyhundert Schiffe jährlich damit angefüllet worden, und man merket doch nicht den geringsten Abgang. Der Stokfischfang ist überhaupt den Gold = und Silberadern in Peru und Mexico weit vorzuziehen; indem mit wenigern Kosten eine stärkere Ausbeute erhalten werden kan.

Ursachen des daselbst befindlichen Windes und Nebels.

Der Seestrich dieser Bank ist der allerunangenehmste des ganzen Oceans. Die Sonne lässet sich fast niemalen sehen, und die meiste Zeit ist die Luft mit einem diken und kalten Nebel angefüllet; wodurch man auch die Näherung der Bank kaum erkennen kan. Die Ursache dieses Uebels ist auf der Bank selbst zu suchen. Denn keine andere Gegend, auch nicht einmal Terreneuf, ist an einer andern Seite, als wo die grosse Bank lieget, nebelicht. Man merket bey Näherung der Bank noch ein ander Zeichen: denn an ihren äussersten Seiten wird das Meer rauschend,

und die Winde ungestümm. Dieses beides könte wohl die Ursach des Nebels seyn; indem die Bewegung des Wassers, dessen Grund mit Sand und Staub vermischt ist, die Luft verdiket; und da die Sonne diese dike Dünste an sich ziehet, so kan sie selbige niemalen völlig zertheilen.

Stokfisch-fang.

An dieser Bank wird der Stokfisch am stärksten gefangen. Davon ist im ersten Theil im Capitel von Neuland schon Nachricht ertheilet worden, wir wollen hier nur noch folgendes hinzusezen. Wann der Fisch noch frisch ist, so ist alles und jedes an demselben brauchbar. Die besten Lekerbissen sind der Kopf, die Zunge und die Leber. Diese werden von den Fischern gleich nach dem Fang verzehret, und geben mit Oel, Essig und Pfeffer ein vortrefflich Essen. Die grössesten Stokfische sind ungefehr drey Fuß lang. Er hat einen breiten Rachen, und ist sehr gefräßig. Die europäischen Stokfische sind kleiner als die amerikanischen; den die Jßländer fangen, ist derjenige Fisch, den die Dänen und Teutschen Torsch nennen, und von der Art seiner Zubereitung heisset er entweder Flakfisch oder Hängefisch, beiderley Art wird in der kalten Luft getroknet. Es ist eben der Fisch, den die Holländer Cabeljau nennen, nur daß

dieser

dieser eingesalzen wird. Die Holländer und Schottländer machen noch eine Gattung Stokfische, die von einem in Schottland gelegenen Ort, Lapperdan heissen. Der von den Norwegern zubereitete sogenannte Rundfisch soll auch eine Art Stokfische seyn.

Streit des Walfisches uñ Schwertfisches.

Der Stokfisch ist aber nicht der einzige Fisch, so in diesem Gewässer angetroffen wird; sondern man findet noch ausserdem grosse und kleine Walfische, Schwertfische, Meerschweine, Platfische, und noch viele andere geringere. Nichts ist spashafter, als der Streit zwischen dem Walfische und Schwertfische. Lezterer ist von der Dike einer Kuh, sechs bis acht Fus lang, und sein Körper gegen den Schwanz zu immer schmäler. Den Namen hat er von seinem Gewehr erhalten, so einem drey Fus langen und vier Finger breiten Schwerte gleichet. Dieses befindet sich über seiner Nase; und hat auf beiden Seiten eine Reihe Zähne von der Länge eines Daumens, welche insgesamt in einer gleichen Weite von einander stehen. Der Fisch an sich selbst ist von vortrefflichem Geschmak. Sein Kopf insbesondere ist so schmakhaft und weich, als ein Kalbeskopf. Seine Augen sind von ungemeiner Grösse. Niemalen begegnet ein Walfisch und ein Schwertfisch einander, daß

sie

sie sich nicht solten in einen Streit mit einander einlassen; und lezterer soll allemal der Veranlasser dazu seyn. Oftermalen vereinbaren sich zween Schwertfische wider einen Walfisch, und alsdenn ist der Streit ungleich. Denn der Walfisch hat nichts wie seinen Schwanz, womit er sich vertheidiget. Wenn er sich dessen wider seinen Feind bedienen will, so taucht er den Kopf ins Wasser; und wenn er den Schwertfisch trift, so tödtet er ihn mit einem einzigen Schlage seines Schwanzes. Lezterer ist aber sehr gewandt, und weiß dem Streiche geschikt auszuweichen, und gehet alsdenn hizig auf den Walfisch los, und bohret ihm sein Schwert durch den Rüken. Oftermalen kommt er nicht tiefer als in das Fett, und thut ihm eben keinen sonderlichen Schaden. Wenn der Walfisch einen solchen Stos vermerkt, so taucht er sich unter: der Schwertfisch aber verfolget ihn im Wasser; und nöthiget ihn, wieder hervor zu kommen. Alsdenn gehet der Streit aufs neue an, und währet so lange, bis der Schwertfisch seinen Feind aus dem Gesichte verlieret, welcher sich allezeit vertheidigend zurük ziehet, und besser als der Schwertfisch über dem Wasser schwimmen kan.

Der Platfisch gleichet einer grossen Scholle. Auf dem Rüken ist er grau, am Bauche aber weis. Seine Länge bestehet gemeiniglich aus vier bis fünf, und seine Breite aus zween Fus: seine Dike aber machet einen Fus aus. Er hat einen diken Kopf. Sein Fleisch ist zart und wohlschmekend. Aus seinen Knochen wird ein Saft gezogen, der besser als das feinste Mark ist. Seine Augen, welche beynahe eben von der Grösse, als bey dem Schwertfische sind, und die Ränder auf beiden Seiten, welche Relinges genannt werden, sind schöne Lekerbissen. Der ganze Körper wird zum Unterhalt der Stokfische ins Meer geworfen. Bey seinem Leben ist er der Stokfische gefährlichster Feind, und kan auf einmal drey derselben verzehren. Platfisch.

Das Vorgebürge oder Cap de Raze ist die südostliche Spize von der Insel Terreneuf. Es liegt unter dem 46. Grad und ohngefähr 30 Minuten Norderbreite. Die Küste lauft von da 100 Meilen gegen Westen, neiget sich etwas gegen Norden, und endiget sich an dem Cap de Raye, welches unter dem 47. Grade lieget. Auf dem halben Wege ist die grosse Bucht, Plaisance genannt, welche einen der schönsten Haven in Amerika bildet. Gegen Westsüdwest dieser Bucht ist eine Klippe, Cap de Raze.

pe, die man von weitem erblikt. Diese nennet man insgemein den rothen Hut (*), weil sie in der Ferne einem Hute gleichet, und eine röthliche Farbe hat.

St. Petersinseln.

Die St. Petersinseln sind an der Zahl drey, und zween davon sind sehr erhaben, daher sie auch in der Ferne als zween mit Moos bedekte Berge scheinen. Man meynet, daß unter diesem Moos an manchen Orten ein vortrefflicher Porphyr verborgen liegen soll. Gegen die Seite nach Terreneuf sind einige Felder tragbar; desgleichen ist auch ein zimlich guter Haven daselbst. Die grösseste Insel, und die am meisten abendwärts unter allen dreyen lieget, welche insgemein die Maloneninsel genannt wird, ist nicht so hoch als die beiden andern, und ihr Boden scheinet sehr eben zu seyn. Sie ist ohngefähr drey viertel Meilen lang.

Meerbusen von St. Lorenz. Vogelinseln.

Der Meerbusen von St. Lorenz ist 80 Meilen lang. Ehe man dahin gelanget, trift man die Vogelinseln (**) an; welche aber mit denen, so bey Terreneuf liegen, nicht verwechselt werden müssen. Diejenigen, wovon hier die Rede ist, sind zween Felsen, welche ohngefähr 60 Fus hoch über dem Wasser hervor-

(*) Le Chapeau Rouge.
(**) Isles des Oiseaux.

hervorragen, und wovon der grösseste kaum 300 Schritte im Umfange hält. Sie liegen beide nahe bey einander, so daß zwischen beiden kaum so viel Wasser befindlich ist, daß eine grosse Schaluppe durchgehen kan. Sie sind über und über mit Vogelmist bedekt; daher man auch nicht eigentlich sagen kan, was sie vor eine Farbe haben. Sie sind verschiedentlich besuchet worden. Man hat auch Vogeleyer von mancherley Art darauf angetroffen, der Gestank aber ist unerträglich. Man findet nebst verschiedenen aus der Nachbarschaft dahin gekommenen Vögeln auch verschiedene Arten von solchen, die nicht fliegen können. Wobey zu bewundern ist, daß unter einer so unglaublichen Menge ein jeder sein Nest zu finden weiß.

Vorgebürge Rosier, Gaspee, und Einfahrt des Flusses St. Lorenz.

Das Vorgebürge Rosiers ist eigentlich die Einfahrt in den Fluß St. Lorenz; und daselbst muß man die Breite seiner Mündung abmessen, welche sich ohngefähr auf 30 Meilen erstreket. Ein wenig weiter disseits, weiter gegen Süden, ist die Bucht und Spize von Gaspee oder Gachepe. Unterhalb der Bucht entdekt man eine Art von Insel, die im Grunde nichts anders, als ein zertheilter Felsen ist, welcher ohngefähr 30 Klafter lang und 10 Klafter hoch, und der 4 Klafter in

der Breite hält. Dieser Felsen könte auch als ein Stük einer verfallenen Mauer angesehen werden. Man will auch versichern, daß die Insel ehemalen an Mont Joli, so gegen über auf dem vesten Lande lieget, gestossen. Dieser Felsen hat in der Mitte eine Oefnung, in Gestalt eines gewölbten Bogens, durch welche eine kleine Schaluppe hindurch segeln kan; daher hat sie auch den Namen durchbrochene Insel (*) bekommen. Die Seefahrer nehmen ihre Annäherung bey selbiger Insel durch die Wahrnehmung eines platten Berges ab, der über verschiedene andere hervorraget, und des Rolands Tisch (**) genennet wird. Die Insel Bonaventure liegt eine Meile von dieser Insel: und fast in einerley Weite liegt auch die Insel Miscu, welche 8 Meilen im Umkreise und einen sehr guten Haven hat. Etwas in der Breite dieser Insel entspringet mitten im Meer eine süsse Wasserquelle, welche sich hoch über das Meerwasser rauschend erhebet. Alle diese Gewässer sind vortrefflich zur Fischerey. Nicht weniger würden auch vortheilhafte Vorrathshäuser zu Erleichterung des Weges nach Quebek daselbst angeleget werden können.

Die

(*) Isle Periée.
(**) La Table de Roland.

Die Insel Anticosty erstreket sich ohngefähr vierzig Meilen Nordost- und Südwestwärts, fast mitten in dem St. Lorenzflusse. Sie wurde dem Joliet bey seiner Zurükkunft von der Entdekung des Missisippi überlassen. Das Geschenk war aber von schlechter Erheblichkeit; weil sie, wegen des Mangels an Holz, und wegen des unfruchtbaren Bodens, zu nichts auf der Welt nuzte. Es ist auch kein Haven daselbst befindlich, worinn ein Schiff einlaufen kan. Es erscholl vor einiger Zeit ein Gerüchte, als ob eine Silberader darauf gefunden worden: und es wurde in Ermangelung der Bergleute ein Goldschmied aus Quebek dahin gesandt, der die Probe davon machen solte. Dieser setzte aber seine Reise nicht allzuweit fort. Denn er vermerkte gar bald unterwegens, daß diese Ader blos in dem verrükten Gehirn desjenigen befindlich war, der solche gefunden zu haben vorgeben wollen. Die Küsten dieser Insel sind ziemlich fischreich. Insel Anticosty.

Das dritte Capitel.

Von Cap Breton und Neuschottland oder Akadien.

Cap Breton.

Von der Entdekung und Bevölkerung von Cap Breton ist bereits im ersten Capitel das nöthige gemeldet worden. Sie wurde von den Biskayern Baccalaos, d. i. Stokfischinsel genannt, ob gleich einige glauben, daß Terreneuf unter dieser Benennung gemeinet sey. Sie ist 60 französische Meilen lang, 12 breit, und enthält ungefähr 140 Meilen in Umfang. Von der natürlichen Beschaffenheit derselben ist nichts besonders anzuführen, weil sie mit Neuschottland, davon sie nur durch eine schmale Meerenge abgesondert ist, von einerley Beschaffenheit ist. Ausser was die Bäume anlangt, so trift man auf derselben eine solche Menge an, daß sie fast undurchdringlich davon wird. Die mehresten davon sind Fichten, und diese bestehen aus einer zwiefachen Art. Die erstere ist gut zu Getäfeln und Gebäuden zu gebrauchen, die andere hingegen dienet zum Brennholz. Diese Bäume werden auch Pruchen genennet, den Wipfel davon pfleget man zu kochen, mit einem Honigwasser zu vermischen, und beedes miteinander gären zu lassen. Daraus entstehet ein sehr gutes Getränk. Das Wasser ist süß und scharf, und pfleget leichtlich die rothe Ruhr zu befördern, wann es aber mit vorbeschriebenem

Trank

Trank vermischet wird, so wird es sehr gesund.

Es befanden sich auf dieser Insel bey ihrer Entdekung Einwohner, welche entweder daselbst oder auf dem benachbarten vesten Lande gebohren waren. Sie sind von den Peruanern in der Farbe und Gestalt wenig unterschieden, ausser daß sie etwas länger von Person sind. Der Krone Frankreich sind sie weder gänzlich unterwürfig, noch völlig ungehorsam. Sie verehren solche zwar als ihr Oberhaupt, jedoch bleiben sie auch bey ihren Gesezen und Einrichtungen. Sie sind, wie alle Völker in Canada, ein herumschweifendes Volk, und suchen ihr Vergnügen in Veränderung des Wohnplazes.

Eingebohrne des Landes.

Im Utrechterfrieden wollte England diese Insel wenigstens mit Frankreich gemeinschaftlich besizen, allein Frankreich behauptete sie allein. Als sie im lezten Krieg im Jahr 1745 von den Engländern durch den General Peperell eingenommen worden, so mußten sie solche im Aachnerfrieden 1748 wieder an Frankreich abtreten. Die Englische Nation bedauret den Verlust derselben hauptsächlich um deshalb mit, weil man davon den ganzen Eingang in die Lorenzbay beschiessen kan, und sie sehr bequem gelegen ist, alle Ge-

meinschaft zwischen Quebek und andern zum Fischen tüchtigen Häven zwischen Canada und Europa abzuschneiden.

Haven Ludwigsburg.

Der wichtigste Hafen ist Ludwigsburg. Der Ort ist mittelmässig gros, die Häuser sind von Holz auf einem steinernen Grund aufgeführet. Der Plaz hat eine Ringmauer, und ist völlig nach neuer Art bevestiget. An einem Orte ermangelt die Mauer, weil sie daselbst entbehret werden kan, indem das Meer auf dem Markt eintritt, daß also eine blose Umpfählung zur Vertheidigung hinreicht. Hier entstehet gleichsam eine grosse See, wohin sich weder grosse noch kleine Fahrzeuge in einer gewissen Entfernung wagen dürffen, weil sie theils durch die Klippen, theils durch den seichten Grund, theils durch die Batterien daran verhindert werden. Mitten in einem der vornehmsten Bollwerke ist ein vestes Haus, so gegen die Stadt zu einen vesten Graben hat, dieses wird die Citadell genennet. Es hat kein Geschüz, auch keine Bequemlichkeit, dergleichen zu pflanzen, ob man schon durch eine Zugbrüke hinein gehen kan. In dieser Citadelle ist eine Besazung; der Stadthalter hat auch seine Wohnung darinnen. Unter den Wällen des Bollwerks sind Zeughäuser angelegt. Die Capelle, die an

statt

statt der Pfarrkirche dienet, war ehedem auch darinnen befindlich. Ausserhalb derselben ist auch ein Hospital ganz von Steinen erbauet. Der Haven ist sehr geraum und sicher, die Einfahrt aber sehr enge, weil sie durch die sogenannte Ziegeninsel gesperret wird. Auf dieser Insel ist ein mittelmässiges Fort, und auf der Küste gegen über ein hoher Thurn, der zu einem Leuchtthurn dienet, weil zur Sicherheit der Schiffe alle Nächte Feuer darauf angezündet wird. Auf dieser Seite bildet die Küste eine Landspize, die an dem Ufer hervorraget. Auf dieser Landspize ist wieder eine Vestung, so die Königsbatterie genennet wird, und die Einfahrt in den Haven, folglich auch den Plaz auf dieser Seite bedeket. Von dieser Vestung wendet sich die Küste wieder einwärts, und bildet eine grosse Bucht, woselbst es sehr stille, und ein tiefer Grund ist. Die Fahrzeuge des Landes können aus dieser Ursache daselbst überwintern, und im Sommer ankern alle Fahrzeuge ungefähr eine Viertelmeile vor der Stadt. Zwischen der Landspize, wo die Königsbatterie ist, und zwischen der Landspize der Ziegeninsel, wo sich der Leuchtthurn befindet, trift man eine Untiefe an, die sich zimlich weit in die See erstreket. Uebrigens ist der ganze Haven sicher.

Handlung.

Die Handlung der Einwohner von Ludwigsburg bestehet hauptsächlich in Stokfischen, und ist sehr einträglich. Die Stokfische sind hier im grösten Ueberfluß, und werden allen andern vorgezogen. Der Reichthum der Einwohner besteht in Magazinen, die sich entweder in dem Plaz selbst befinden, oder an dem Ufer des Havens hin und wieder aufgeführet sind; ingleichem in Lanchen, die ein jeder zur Fischerey halten kan, und die sich nach Beschaffenheit des Fischfanges beständig vermehren. Mancher Einwohner hat 40 bis 50 derselben. Auf jeder Lanche befinden sich nicht mehr als 3 bis 4 Mann, die eine gewisse Anzahl Stokfische liefern müssen, und deswegen gelohnet werden. Wann nun ein Vorrathhaus mit Fischen angefüllet ist, und die mit Früchten und Kaufmannswaaren beladene Schiffe ankommen, so versehen sich die Einwohner mit dem, so sie brauchen, und vertauschen dagegen ihre Fische, oder schiken sie auf ihre Rechnung nach Frankreich. Auf eben solche Weise bringen die Fahrzeuge von den französischen Colonien zu St. Domingo und Martinique Zuker, Caffe, Tabak, Brandwein und Honig hieher, und vertauschen dieses alles gegen Stokfische. Was nun von solchen Waaren übrig bleibt, wird nach Canada

nada verführt, und gegen Biberhäute und ander Pelzwerk umgesezet.

Feldbau.

Weil im Winter alles mit Schnee und Eiß auf 3 bis 4 Fuß hoch bedeket ist, auch das Eis nicht eher, als weit in den Sommer hinein schmilzt, ohnerachtet sie mit der Lombardie in gleicher Polhöhe ligt, so ist das Land nicht sonderlich zu bebauen. Viehweide ist aus eben dieser Ursache auch nicht viel zu erlangen, dann zu dem wenigen Vieh, so daselbst gehalten wird, muß man im Winter Futter und Heu haben, damit es so lang, bis das Erdreich wieder Gras hervorbringen kan, unterhalten werden möge. Manchmalen aber bringet das Land so viel Weide und Getreide auch in kurzer Zeit hervor, wann nemlich der Schnee bald schmilzt, daß durch die Menge und Geschwindigkeit des Wachsthums der Früchte der Abgang oftermalen reichlich ersezet wird.

Andere Häven.

Es finden sich ausser Ludwigsburg noch andere Häven, so wohl an der östlichen Küste, als auch an der südlichen von Osten nach Westen zu. Auf dieser Seite sind sonderlich die beyden Buchten St. Anna und Cabaru anzumerken, welche sehr geräumlich sind. Die Einfahrt der ersten ist fast wie bey Ludwigsburg zimlich eng. Weil der Franzosen Be-

mühung blos auf Ludwigsburg abzielet, so sind dieselben unbewohnet geblieben. Dann die Insel ist sehr bergigt, und voller Waldung, daher sie sich auf dieser Seite vor einem feindlichen Einfall gesichert zu seyn glauben.

Neuschottland.

Ob gleich Neuschottland oder Akadien schon im ersten Theil als eine englische Pflanzstadt beschrieben worden, so muß dennoch auch hier davon geredet werden, weil die Franzosen nicht nur den grösten Theil davon als ihr Eigenthum ansehen, sondern auch wirklich im Besiz desselben sind. Sie haben sich in vorigem Jahrhundert nicht nur an den Küsten der Lorenzbay um der Fischerey willen niedergelassen, sondern auch am Flusse St. Johann zerschiedene Colonien errichtet. In diesem Jahrhundert sind sie noch weiter gegangen. Seit dem Utrechterfrieden haben sie erst empfunden, wie wichtig diese Provinz ist, und wie viel sie durch die Abtretung derselben an England verlohren.

Schanzen der Franzosen.

Nach dem Aachnerfrieden haben sie sich in dem Theil, den sie den Engländern strittig machen, immer vester gesezt. An der Erdenge, die die Halbinsel mit dem vesten Lande zusammenhängt, haben sie zwo Schanzen erbauet, eine zu Beaubassin an der Franzbay, und eine an der Bay Verde gegen Norden

dieser

dieser Erdenge. Sie sind nicht weiter als 6 französische Meilen von einander abgelegen. Von da aus versehen sie die Indianer, Mikmak oder Souriquois genannt, und die von der Insel St. Johann, welche ungefehr 300 Mann auf die Beine stellen können, mit Kleidern, Waffen, und nöthigem Kriegsvorrath. Als die Engländer nach dem Aachnerfrieden Neuschottland zu bevölkern suchten, und Hallifax anlegten, hezten die Franzosen diese Indianer gegen die Engländer auf, und leisteten ihnen hiezu allen möglichen Vorschub. Ja sie versprachen ihnen, wie die Engländer vorgeben, vor einen jeden engländischen Gefangenen grosse Belohnungen, und noch grössere vor einen Kopf von einem Engländer. Sie versprachen ihnen noch, in ihren Schanzen Schuz zu geben, und stekten sich so gar verkleidet unter die Indianer, um desto kräftiger ihre Unternehmungen gegen die englischen Pflanzstädte unterstüzen zu können. Die Engländer konnten keine Colonie anlegen, ohne dieselbe zu bevestigen, und gleichsam mit der einen Hand zu bauen, und mit der andern die Waffen zu führen. Es ist fast nicht zu glauben, wie sehr diese Handvoll Indianer ihre Colonien in die Enge getrieben. Man kan darinnen weder pflügen noch säen und

pflanzen, ohne von einem Haufen Soldaten unterstüzt zu seyn. Aller Orten ligen Indianer im Hinterhalt. Was sie nicht tödten, machen sie zu Gefangenen, die sie entweder durch die erschröklichste Martern nach ihrer Weise hinrichten, oder an die Franzosen verkauffen. Diese sezen nachgehends so viel zum Löseqeld für sie an, als man sonst für einen Schwarzen zu zahlen pflegt, unter dem Vorwand, ihnen dardurch das Leben zu retten. So überfielen sie das Dorf Dormuth, verbrannten die Häuser, und erwürgten alle Männer, Weiber und Kinder. So bald die Franzosen diese beyde Schanzen angelegt, so droheten sie, alle Franzosen, die Unterthanen des Königs von England waren, mit Feuer und Schwerdt zu verfolgen, auch ihre Pflanzstädte ausserhalb dem Gebiet dieser Schanzen auf der Halbinsel zu zerstören, wann sie sich nicht unverzüglich unter ihre Gerichtbarkeit begeben würden. Ohngeachtet diese Leute, seit dem sie unter Großbrittannische Oberherrschaft gekommen, bey der Ausübung der Catholischen Religion erhalten und geschüzt worden, so behielten sie doch immer eine Neigung für ihre Landsleute. Es fiel ihnen also nicht sonderlich schwer, ihre eigne Häuser anzusteken, ihre Pflanzereyen zu verderben, und un-

ter

ter den Schuz der Franzosen zu begeben. Sie sind izo eben so getreue Unterthanen des Königs von Frankreich, als nur immer andere seyn können.

Es mögen ungefähr in dieser Provinz 10000 Franzosen seyn, welche man neutral nennet, einige sezen die Anzahl auf 15000, andere aber nur auf 7000. Dem sey, wie ihm wolle, so haben die Franzosen durch dieses Mittel doch allezeit mitten in dieser Provinz eine sehr ansehnliche Colonie.

Neutrale Franzosen.

Die dritte Schanze, so die Franzosen seit dem Aachnerfrieden angeleget haben, ist an der Mündung des St. Johannflusses. Sie halten dadurch die Indianer an diesem Fluß im Zaum, welche ungefähr 150 streitbare Männer ausmachen mögen, diese senden sie von Zeit zu Zeit gegen die Einwohner nach Nordost von Neuengland aus.

Schanze und Fluß St. Johann.

An der Mündung des St. Johannflusses ist eine Rhede, auf welcher eine zimliche Anzahl grosser und kleiner Schiffe ligen kan. Gegen Norden dieser Rhede ist eine Meerenge, ungefähr eines Pistolenschusses breit. Man kan durch solche nicht eher fahren, bis die Fluth am höchsten ist. Zu sonst einer jeden Zeit ist der Abfall so beträchtlich, daß er bis auf 30 Fus abnimmt. Dieser Ausfluß,

welcher in der Mitten bey 40 Ellen breit ist, hat auf beiden Seiten einen harten Felsen, welcher macht, daß man der Schanze der Franzosen unmöglich beykommen kan. Wann man den engen Strich hindurch ist, so dehnt sich der Fluß auf eine halbe englische Meile weit aus, und weil der Strom allda nicht stark treibt, so kan man mit grossen Schiffen bis auf 60 englische Meilen, mit kleinern aber sehr weit hinauf ins Land fahren.

Wichtigkeit dieses Postens.

Der Fluß St. Johann ist für die Franzosen ungemein nüzlich. Um eine beschwerliche und öfters sehr gefährliche Schiffahrt auf dem St. Lorenzfluß zu vermeiden, der überdiß nur vom May bis zum October schiffbar ist, haben sie sich mit grossem Vortheil dieses Wegs bedienet, die aus Frankreich angekommene Hülfsvölker und Waaren so wohl in Kriegs- als Friedenszeiten nach Quebek zu überbringen. Dieser Fluß dient ihnen auch, wann sie von Quebek aus an die neutrale Franzosen und Indianer Verstärkungen oder Mund- und Kriegsvorrath überschiken wollen. Ueberhaupt können sie viel leichter und weit sicherer durch diesen Fluß, als durch den St. Lorenz aus und nach Canada kommen. Sie können daselbst einen Haven anlegen, der weit besser gelegen ist, als Ludwigsburg auf

der Insel Cap Breton, welches doch das amerikanische Dünkirchen ist. Bisher haben sie noch in allen ihren Colonien keinen Haven, aus dem sie theils die Brittannische Colonien durch Kriegsschiffe und Capers bey Kriegszeiten beunruhigen, theils für Altfrankreich alle nöthige Schiffszurüstungen, und alle Arten von Materialien für ihre Zukerplantagen herbeyschaffen könnten. Die Inseln in der Lorenzbay können ihnen zu weiter nichts dienen, als ihren Fischfang zu beschüzen, und zu Kriegszeiten einigermassen die Colonien der Engländer zu beunruhigen.

Die Franzosen sind also beynahe im Besiz von ganz Neuschottland, die Halbinsel nach Südost zu ausgenommen, die sie zwar den Engländern nicht streitig, den Besiz derselben aber sehr beschwerlich machen. Die Engländer haben es mit aller ihrer Mühe und Sorgfalt mit einem Aufwand von 450000 Pfund Sterling, doch nicht weiter, bringen können, als daß sie vier Pflanzstädte und so viel Schanzen angeleget haben, worunter Hallifax der beste Ort ist.

Unter den Indianern von Penobscot oder Pentagoet, welche über 150 Mann nicht ausmachen, so die Waffen führen können, unterhalten die Franzosen einige Missionarien; Pentagoetfluß.

sie

sie wohnen meistens in der Bay von Pentagoet. Es finden sich auch einige französische Missionarien unter den Indianern von Norridschwaag, die um den Fluß St. Croix beynahe 120 englische Meilen von seinem Ausfluß ins Meer wohnen, und ungefähr 150 streitbare Mann auf die Beine stellen können. Beyde Nationen sollen von den Franzosen aufgehezt worden seyn, die angehenden Colonien der Engländer zu beunruhigen. In der That haben diese Wilden seit dem Utrechterfrieden den Engländern viele Leute theils getödtet, theils gefangen genommen, allein das Gouvernement von Massachusets hat vor zwey Jahren durch Anlegung zweyer Schanzen unweit des Flusses St. Croix, worinnen in jeder 100 Mann zur Besazung ligen, Mittel gefunden, dieselbe im Zaum zu halten, so daß sie sich nicht mehr getrauen, die Engländer anzugreifen. Sie haben sich öfters für Unterthanen von Großbrittannien erkannt, und die Gouverneurs der Provinz, die von ihnen bewohnet wird, haben jederzeit viele Sorge getragen, sie mit allem, was sie nur wünschen, zu versorgen, auch zu verhüten, daß sie von niemand betrogen, oder wegen ihrer Unwissenheit mißbraucht würden. Zu dem Ende ist jedermann verbotten, mit ihnen zu handeln,

oder

oder ihnen ihre Ländereyen ohne Bewilligung des Gouverneurs abzukauffen. Die Handlung ist unter der Aufsicht eines Generalcommissarii, und die Engländer haben seit verschiedenen Jahren Magazine angelegt, woraus die Indianer alles, was sie wünschen, ziehen können, ohne mehr als fünf vom hundert über das, was man zu Boston im Grossen um baares Geld kaufet, davor zu bezahlen. Man gibt ihnen vor ihr Pelzwerk eben so viel, als sie auf dem Markt dieser Hauptstadt lösen würden, welche Vortheile ihnen die Franzosen nicht zu verschaffen im Stande sind. So weislich und billig inzwischen alle diese Verordnungen seyn mögen, auch aller Hülfe und Beystandes der Engländer ungeachtet, so ist es doch wegen der einschmeichlenden Geschiklichkeit, und dem unermüdeten Fleiß der französischen Priester so weit gekommen, daß alle Bemühungen der Engländer vergeblich gewesen. Diese Priester wissen sich so vollkommen gut in die Lebensart der Völker zu schiken, daß man sie selbst oft für Indianer hält. Sie haben sich dadurch bey diesen Leuten so wohl einzuschmeicheln gewußt, daß sie nichts ohne deren Einwilligung und Vorbewust thun, und wann der Gouverneur von Massachuset sie nicht durch Furcht

gezwun-

gezwungen hätte, die alten Traktaten zu erneuern, so würde er nichts ausgerichtet, noch die obgedachten zwo Schanzen errichtet haben. Nichts als eine überlegene Macht kan den feinen Kunstgriffen und der einnehmenden Art dieser Priester die Wage halten. Da dieselbe meistentheils in der Mechanik sehr wohl erfahren sind, so bringen sie sich dadurch in ein grosses Ansehen, und leisten ihnen in der That gute Dienste.

Man siehet hieraus, daß die Engländer ausser dem grössesten Theil der Halbinsel sonst nichts von dem bestrittenen Neuschottland besizen, als die Gegend, die von Neuengland an bis an den Fluß St. Croix sich erstrekt.

Rauchklystire der Wilden in Akadien.

Die Wilden in Akadien haben ein Mittel, sich auf gewisse Weise vom Tod zu erweken. Sie gerathen oftermalen durch ihre zerbrechliche Fahrzeuge in Gefahr zu ersaufen. Diejenigen nun, die der Gefahr entkommen, bemühen sich, die Verunglükten aus dem Wasser zu ziehen; hierauf füllen sie den Magen von einem Thier, oder einen grossen und langen Darm, so ihre gewöhnliche Gefässe sind, mit Tabaksrauch an: alsdann fügen sie an das eine Ende, nachdem sie das andere vest zusammen gebunden haben, ein Stük von einer Tabakspfeife, welches sie als

eine

eine Röhre dem Ertrunkenen in den Hintern steken; und vermittelst derselben bringen sie ihm den in dem Darme befindlichen Rauch bey, da sie solchen beständig mit den Händen drüken. Endlich hängen sie den Verunglükten bey den Füssen an einen Baum, und geben Achtung auf ihn. Mehrentheils verspüren sie, daß diese Rauchklystiere das eingeschlukte Wasser wieder wegtreiben, und den Todten solchergestalt wieder lebendig machen, welches sie an den Bewegungen, die derselbe macht, gar bald abnehmen können. Dieses Mittel ist durch viele Proben bewährt befunden worden.

Das vierte Capitel.

Canada von der Mündung des Lorenzflusses bis Montreal.

Wann man in den St. Lorenzfluß hinein gefahren ist, so befindet man sich beständig zwischen zweyen Ländern: und man kan wegen des Weges bis nach Quebek ausser Sorgen seyn, wenn man sonst die auf diesem Flusse nöthige Vorsichtigkeit beobachtet. Man lässet zur Linken die Gebürge unserer lieben

Unserer lieben Frauen und Ludewigs Gebürge.

lieben Frauen (*) und den Ludewigsberg (**) liegen: diese bestehen aus einer Reihe hoher Berge, zwischen welchen einige Thäler liegen, die ehedem von Wilden bewohnet waren. Die Gegend um den Ludewigsberg hält viel gute Ländereyen, und man trift daselbst einige französische Wohnungen an. Es würde daselbst eine vortheilhafte Niederlassung wegen der Fischerey, ins besondere wegen des Walfischfangs, errichtet werden können.

Die Zizen von Matance.

Auf diesem Wege trift man auch die sogenannten Zizen von Matance an. Diese sind zwo Spizen eines Berges, der zwo Meilen von dem Ufer entfernet lieget. Man kan nicht leicht einen verwildertern Erdboden antreffen. Es ist nichts als unbrauchbares Holz, Felsen und Sand, nicht aber eine Handbreit gut Land darauf befindlich. Es giebt zwar gute Quellen und Wild in Ueberfluß daselbst; die Jagd aber ist fast für alle, ausgenommen für die Wilden und Canader, unbrauchbar.

Sandbank von Manicougan.

Man hat sich ins besondere für die trokene Sandbank Manicougan zu hüten, die aus mehr als einem Schiffbruche bekannt geworden, und die sich zwo Meilen in den Fluß

St.

(*) Les monts notre Dame.
(**) Mont Louis.

St. Lorenz erstreket. Ihren Nahmen hat sie von einem Flusse erhalten, der aus den Gebürgen von Labrador entspringet, eine ziemlich grosse See bildet, und eben diesen Nahmen führet; gemeiniglich aber der St. Barnabasfluß genennet wird. Dieser stürzet in den Lorenzfluß mitten durch die Sandbank. Auf einigen Charten wird er auch der schwarze Fluß (*) genannt.

Der Fluß Saguenay fliesset auf der Fahrt nach Quebek rechter Hand, und ist von der Grösse, daß die stärksten Schiffe 25 Meilen selbigen befahren können. Bey der Einfahrt liegt rechter Hand der Haven Tadussak, woselbst die mehresten Erdbeschreiber eine Stadt verzeichnet haben. Es ist aber nichts weiter als ein Haus der Franzosen und einige Cabanen der Wilden daselbst anzutreffen, welche zur Zeit des Stillstandes sich einfinden, und nachher ihre Cabanen gleich den Buden auf Jahrmärkten mit sich nehmen. Es ist übrigens ein guter Haven; und man will versichern, daß auf 25 Schiffe sicher einlaufen können. Seine Gestalt ist fast rund; er wird mit vielen erstaunlich hohen zertheilten Felsen aller Orten umgeben; und es trit ein kleiner Fluß heraus, welcher hinlänglich ist,

Fluß Saguenay. Haven Tadussak.

(*) Riviere noire.

alle Schiffe mit Wasser zu versehen. Das ganze Land ist voller Marmor: der grösseste Vortheil aber würde in einem Walfischfange bestehen können. Die Biscayer haben vormals diesen Fang mit Nuzen getrieben; und man trift annoch auf einer kleinen Insel, die ihren Nahmen führet, Ueberbleibsel von Brennösen und Walfischribben an.

Bucht St. Paul

Fünfzehen Meilen von Tadussak, ingleichen eben so viel Meilen von Quebek, ist die Bucht St. Paul, woselbst die Wohnungen ihren Anfang nehmen. Man trift daselbst Fichtenwälder an, daraus die Bäume von besonderm Werth gehalten werden. Sie sind roth, und von grosser Schönheit, und brechen niemalen. Die Seminaristen von Quebek sind Eigenthümer dieser Bucht. Man hat auch seit kurzem eine gute Bleyader daselbst entdekt. Sechs Meilen weiter hinaufwärts liegt ein ausserordentliches hohes Vorgebürge, woselbst sich eine Reihe Berge endiget, welche sich auf 400 Meilen nach Westen erstreket. Man nennet es auch das Vorgebürge der Qual (*), weil allem Vermuthen nach der Erfinder dieses Nahmens viel Ungemach daselbst ausstehen müssen.

Hierauf

(*) Cap Tourmante.

Hierauf folget die Insel Orleans, deren völlig bebauete Felder einem Amphitheater gleichen, wobey sich das Gesicht allmählich angenehm verlieret. Sie hat ohngefähr 15 Meilen im Umfange, und sie wurde 1676 unter dem Nahmen St. Lorenz zu einer Grafschaft gemacht. Dieses geschahe Franciscus Berthelot zu Ehren, der Generalsecretarius der Artillerie war; und welcher sie von Franciscus Laval, erstern Bischof von Quebek, überkommen hatte. Damals hatte sie schon vier Fleken; und nunmehro zählet man sechs ziemlich stark bewohnte Kirchspiele daselbst. Von den beiden Canälen, so diese Insel bilden, ist blos der einzige gegen Süden schiffbar. Auch so gar die Schaluppen können nicht durch die Nordseite fahren. Als Jakob Cartier diese Insel fand, war sie voller Weinreben; weshalb er sie auch die Bacchusinsel nannte. Dieser war aus Bretagne. Nach ihm sind Normänner dahin gekommen, welche die Weinreben ausgerissen, und die Felder mit Korn bestellet haben. Man trift auch vortrefflich Getreide und auserlesene Früchte darauf an. Es ist auch Tobak daselbst gepflanzet worden, der ebenfalls sehr gut gelinget (*). Insel Orleans.

(*) Bis zu der Insel Orleans ist der St. Lorenzfluß gesalzen.

Stadt Quebek. Ursprung dieses Nahmens von ihrer Lage.

Nunmehro gelangen wir zu der Stadt Quebek, welches der Hauptort in Neufrankreich genennet zu werden verdienet. Ihre Lage ist bewundernswürdig. Denn es ist keine Stadt auf der Welt als diese, von der gesaget werden kan, daß sie einen Haven von süssem Wasser auf sechzig Seemeilen habe, der fähig ist, hundert Schiffe von der Linie in sich zu fassen. Desgleichen liegt sie an dem schiffbaresten Flusse des ganzen Erdbodens. Dieser Fluß St. Lorenz hält bis an die Insel Orleans, nemlich bis 115 Meilen von dem Meere, nirgends unter 4 bis 5 Meilen in der Breite; oberhalb der Insel aber gehet er so enge zusammen, daß er vor Quebek kaum eine Meile breit ist. Daher hat auch dieser Ort den Nahmen Quebejo oder Quebek erhalten, welches nach der algonquinischen Sprache so viel als eine Verengerung bedeutet. Die Abenaker, deren Sprache eine algonquinische Mundart ist, nennen ihn Quellbek, welches etwas geschlossenes heisset; indem bey dem Eingange des kleinen Flusses, auf welchem die Wilden aus der Nachbarschaft Akadiens nach Quebek fahren, die Spize, so sich der Insel Orleans nähert, den Südcanal, die Insel Orleans aber den Nordcanal gänzlich verbirgt; daß der Haven von

Quebek

Quebek nichts anders als eine grosse Bucht zu seyn scheinet.

Das erste, so man bey dem Eingang der Rhede erblikt, ist ein schöner Wasserablauf, ohngefähr dreißig Fus breit und vierzig hoch. Dieser stösset unmittelbar an den kleinen Canal der Insel Orleans; und man erblikt denselben als eine lange Spize an der Mittagsseite des Flusses, der sich um die Insel Orleans herum zu krümmen scheinet. Dieser Wasserfall wird der Wasserfall Montmoranci, und die Spize Leri genennet; weil Neufrankreich den Admiral von Montmoranci und den Herzog von Ventadour nach einander zu Unterkönigen gehabt. Dieser Wasserfall ist eben nicht gefährlich, weil er an manchen Orten nicht tiefer denn ein Fus ist: er schiesset aber beständig, und nimmt seinen Ursprung von einer angenehmen, und von dem Falle selbst auf 12 Meilen weit entfernten See. Wasserfall Montmoranci.

Die Stadt Quebek liegt eine Meile höher, und an eben der Seite, selbst an dem Orte, wo der Fluß am engsten ist. Zwischen derselben aber und der Insel Orleans ist ein Beken eine gute Meile im Umfange, worein sich der Fluß St. Carl ergiesset, der von Nordwest kömmt. Quebek liegt also zwischen der Mündung dieses Flusses und dem Vorge- Lage von Quebek.

bürge Diamant, so etwas in den Fluß hinein trit.

Beschreibung derselben.

Als Samuel von Champlain im Jahre 1608 diese Stadt anlegete, so stieg die Ebbe und Flut ostermalen bis an den Fus des Felsens. Nach der Zeit aber hat sich der Fluß allmählich zurük gezogen, und einen grossen Bezirk troken gelassen, worauf die Unterstadt erbauet ist; welche anizo ziemlich hoch über dem Ufer lieget, um die Einwohner für einer Ueberschwemmung ausser Furcht zu sezen. Das erste, so man beym Aussteigen bemerket, ist ein mittelmäßiger Plaz, von ungleicher Gestalt, welcher eine Reihe verschiedener wohlgebaueter und an den Felsen gelehneter Häuser vor sich hat. Diese machen eine ziemlich lange Strasse aus, welche die ganze Breite des Plazes einnimmt, und sich rechter und linker Hand bis an zween Wege ausbreitet, so nach der Oberstadt führen. Zur Linken ist dieser Plaz mit einer kleinen Kirchen, und zur Rechten durch zwo Reihen Häuser eingeschlossen. Zwischen der Kirche und dem Haven, ingleichen um das Vorgebürge Diamant ist eine andere; und an einem gekrümmeten Ufer noch eine lange Reihe Häuser befindlich. Dieses Quartier kan man als eine Vorstadt der Unterstadt ansehen. Zwischen

der

der Vorstadt und der grossen Strasse gehet man zu der Oberstadt auf einem so steilen Wege, daß man Stuffen hinein hauen müssen. Daher dieser auch nicht anders als zu Fusse betreten werden kan. Zur rechten Hand des Plazes aber ist ein Weg gemachet, der nicht so steil, und mit Häusern besezet ist. Dieses ist der Ort, wo die beiden Wege sich vereinigen, und die Oberstadt von der Seite des Flusses anhebet: denn es ist an der Seite des Flusses St. Carl noch eine andere Unterstadt. Das erste merkwürdige Gebäude, so man rechter Hand der ersten Seite antrift, ist der bischöfliche Pallast: die ganze linke Seite ist mit Häusern bebauet. Zwanzig Schritte weiter gelanget man zwischen zween grosse Pläze: der zur Linken ist der Waffenplaz, an welchen die Vestung stösset, wo der Generalgouverneur wohnet. Gegen über sind Ordensbrüder; und verschiedene artige Häuser nehmen einen Theil des Umfanges von diesem Plaze ein. Auf der rechten Seite erblikt man sogleich die Hauptkirche, welche auch zugleich der ganzen Stadt zur Pfarrkirche dienet. Das Seminarium ist zur Seite auf dem Winkel, welchen der Fluß St. Lorenz, ingleichen der Fluß St. Carl bildet. Der Hauptkirche gegen über ist das Jesuitercolle-

gium, und zwischen inne stehen verschiedene wohlgebauete Häuser. Von dem Waffenplaze gehet man zwo Strassen durch, durch welche eine dritte quer durch geführet ist; welche alle dreye eine Insel vorstellen. Der andere Plaz hat zwo Absteigungen nach dem Fluß St. Carl. Die eine ist steil, und hat wenig Häuser; die andere aber ist etwas schräger, und führet auf einen Pallast, wo der Oberaufseher wohnet. Auf der andern Seite der Jesuiten, wo ihre Kirche ist, siehet man eine lange Strasse, wo das Ursulinenkloster stehet. Uebrigens ist die ganze Oberstadt auf einen solchen Grund gebauet, der theils aus Marmor, und theils aus Schiefer bestehet.

Vornehmste Gebäude.

Die meisten Häuser sind von Steinen gebauet. Die vornehmsten Gebäude sind folgende: Die Kirche der Unterstadt wurde zur Erfüllung eines Gelübdes, so im Jahr 1690 bey der Belagerung geschahe, erbauet. Sie ist unserer lieben Frauen Victoria gewidmet. Ihre Bauart ist einfältig, und eine mäßige Reinlichkeit machet ihren ganzen Zierrath aus.

Bischöflicher Siz.

Der bischöfliche Pallast hat keine andere Gränzen als eine Capelle, und die Helfte des Gebäudes, welches den Entwurf ausmachet, nach welchem es ein länglicht Vierek seyn soll.

Wenn

Wenn es völlig zu Stande gebracht seyn wird, so wird es ein prächtig Gebäude seyn. Der Garten erstrekt sich bis an den Felsen, und man kan die ganze Rhede darinn übersehen.

Anbelangend die Hauptkirche, so würde sie in Europa einem mittelmäßigen Orte eben keine sondere Zierde geben; vielweniger verdienet sie, der Siz des einzigen Bischofs zu seyn, der in der ganzen französischen Beherrschung in Amerika angetroffen wird. Die Bauart, das Chor, der grosse Altar und ihre Capellen, alles gleichet einer Dorfkirche. Das erträglichste daran ist ein sehr hoher Thurm, der dauerhaft gebauet, und in der Ferne einiges Ansehen machet. Das Seminarium, so daran stösset, ist ein grosses Vierek, so noch nicht völlig ausgebauet worden. Alles aber, so man bereits antrift, ist ziemlich gut angeleget, und hat alle nöthige Bequemlichkeit, welche das Land verstattet. Aus dem Garten übersiehet man die ganze Rhede und den Fluß St. Carl, so weit das Auge nur tragen kan.

Hauptkirche und Seminarium.

Die Vestung ist ein gut Gebäude. Man gehet durch einen ziemlich geräumlichen Hof hinein. Ein Garten aber ist gar nicht vorhanden, weil die Vestung an dem Grunde des Felsens angeleget ist. Eine schöne Gallerie

Vestung und Vorgebürge Diamant.

lerie mit einem Erkner gehet långst um das Gebåude herum. Sie bedekt die Rhede; und mitten in derselben kan man sich durch ein Sprachrohr einander verstehen. Die ganze Unterstadt liegt an ihrem Fusse. Wenn man aus der Vestung gehet, und sich linker Hand wendet; gelanget man durch einen grossen bedekten Weg und unvermerkte Herabsteigung an die Spize des Vorgebürges Diamant. Ausser der angenehmen Aussicht empfindet man auch daselbst die reinste Luft. Man trift daselbst zuweilen Diamante an, welche so schön und zierlich aussehen, als wenn sie aus der Hand des geschikteſten Künstlers gekommen wåren. Weil sie ehedem håufig daselbst gewesen, so hat das Vorgebürge den Nahmen davon erhalten; anizo aber fangen sie an, selten zu werden.

Jesuiter-collegium.

Das Jesuitercollegium wird von einigen Reisenden als ein pråchtiges Gebåude beschrieben. Es hat auch als ein solches zu der Zeit füglich angesehen werden können, als Quebek noch aus lauter Baraken bestund. Seit der Zeit aber, da diese verschwunden, und an deren statt ordentliche und wohlgebauete Håuser aufgeführet worden; so dienet es der Stadt eben zu keiner sonderlichen Zierde. Die Lage ist auch nicht einmal vortheilhaft; denn

es

es hat eine schlechte Aussicht. Die Hauptkirche und das Seminarium stehen diesem Gebäude sehr im Wege. Der Hof ist klein und uneben, und siehet einer Meyerey nicht ungleich. Der Garten ist das einzige, so man annehmlich nennen kan. Denn er ist gros und in gutem Stande, und stösset an ein kleines Gehölze, so ein schäzbarer Ueberbleibsel von dem ehemaligen Walde ist, der vor Zeiten das ganze Gebürge bedekte. Die dazu gehörige Kirche hat äusserlich nichts ansehnliches, als einen artigen Glokenthurm. Sie ist mit Schiefer gedekt, und ist die einzige in ganz Canada, die diesen Vortheil hat: denn die übrigen sind insgesamt mit Schindeln gedekt. Diese Kirche ist inwendig auch ganz artig ausgezieret. Der Auftrit ist geräumlich, und mit einem eisernen und vergoldeten Gitter versehen. Die Kanzel ist ebenfalls ganz verguldet; und drey Altäre machen auch noch ein gutes Ansehen. Gewölbt ist sie zwar nicht, aber ausgetäfelt und vergoldet. Sie ist auch nicht mit Steinen gepflastert, sondern der Fusboden mit Dielen ausgeleget; wodurch auch diese Kirche im Winter erträglich wird, da man hingegen in den andern sich vor Kälte nicht bergen kan.

Haus des Auffsehers. Das Haus des Auffsehers wird das Palais genannt, weil sich der obere Rath darinn versammlet. Es ist ein grosser Pavillon, dessen beide äussersten Enden einige Schritte hervorragen, und woselbst man auf einen Auftrit mit doppeltem Geländer hinauf steiget. Der Vordertheil des Gartens, der auf den kleinen Fluß gehet, und darauf gerades Fusses zuführet, ist weit reizender, als der Eingang. Die königlichen Vorrathshäuser stehen in dem Hofe zur rechten Hand, und das Gefängnis ist hinterwärts befindlich. Das Thor zum Eingange ist durch den Berg verdekt, worauf die Oberstadt lieget.

Grosses Hospital. Wenn man diesen Weg fortsezet, so gelanget man sogleich auf das Feld; und eine Viertelmeile weit kommt man an das grosse Hospital. Dieses ist das schönste Gebäude in ganz Canada, und würde den grössesten Städten in Europa zur Zierde gereichen. Der einzige Fehler bestehet darinn, daß es auf einem morastigen Grunde gebauet ist. Man hat zwar diesem Uebel dadurch abhelfen wollen, daß man den Morast abzuleiten gesuchet; weil aber der Fluß St. Carl allhier einen Elenbogen bildet, so wird das Wasser dadurch gestemmet. Dreyßig Nonnen sind zu Wartung der Kranken darinn bestimmet, welche

welche mehrentheils von gutem Herkommen sind: und wenn sie einige Zeit darinn zugebracht, so werden sie auf gemeinschaftliche Kosten verheirathet.

Quebek ist zwar nicht regelmäßig bevestiget, es ist aber doch kein Fleis gesparet worden, sie in guten Vertheidigungsstand zu sezen. Sie ist auch, in dem Stande, worinn sie sich anizo befindet, nicht leicht zu bezwingen. Der Haven wird durch zwo Bastionen bestrichen, welche bey der Flut fast mit dem Wasser gleich seyn. Ein wenig über der Bastion zur rechten Hand ist noch eine halbe aufgerichtet, und in einen Felsen gehauen; und noch höher hinaufwärts, an der Seite des Umganges der Vestung finden sich 25 Batteriestüke. Ein klein vierekertes Fort, so die Citadelle genaunt wird, ist noch oben drüber, und die Wege von einem Vestungswerke zu dem andern sind ungemein steil. An der linken Seite des Havens längst der Rhede, bis an den Fluß St. Carl, sind tüchtige Batterien mit Canonen und Mörsern besezet. Vestungswerke.

Man rechnet die Zahl der Einwohner nicht höher als auf 7000 Seelen; man trift aber eine auserlesene kleine Welt an, worinn nichts ermangelt, was eine angenehme Gemeinheit verursachen kan. Ein Generalgou- Einwohner.

verneur

verneur nebst einem Stabsmajor, Adel, Officirern und Soldaten: ein Aufseher mit einem obern Rathe und untergeordneten Gerichtsbarkeiten: ein Seecommissarius, ein Grosvoigt, ein Oberwegcommissarius, und Oberforst- und Schleusenmeister, deren Unterwürfigkeit gewiß die grösseste auf dem ganzen Erdboden ist: Kaufleute, die nach aller Gemächlichkeit leben können: ein Bischof und ein zahlreiches Seminarium; verschiedene Mönchsorden; drey Jungferngemeinheiten: Versammlungen, so bey den Gemahlinnen des Gouverneurs und Aufsehers gehalten werden. Alles dieses kan hinlänglich seyn, allerley Arten von Menschen den Aufenthalt zu erleichtern, und die Zeit zu verkürzen. Man spielet; man fähret spaziren, im Sommer mit Kaleschen, und im Winter auf Schlitten. Verschiedene adeliche Personen bringen ihre Lebenszeit mit der Jagd zu, wovon auch sehr viele ihren einzigen Unterhalt haben. Niemand befleißiget sich auf Reichthümer; denn man liebet ein gemächliches Leben, so viel die Zeit und Umstände verstatten wollen; daher niemand auf Sammlung einiger Schäze bedacht ist. Alles ist von gesundem Ansehen und guter Gestalt. Die Gemüther sind aufgeräumt, die Sitten anständig. Die Grobheit hingegen ist so wenig

in

in der Sprache, als in der Lebensart, auch nicht einmal in den entferntesten Oertern, bekannt.

Mit den Engländern aber soll es nicht gleiche Bewandnis haben. In Neuengland, und andern Provinzen des vesten Landes von Amerika, so dem Großbrittannischen Reiche unterworfen seyn, herrschet ein Ueberfluß, den man sich nicht recht zu Nuze zu machen weiß; da hingegen in Neufrankreich eine unter dem Schein einer ungekünstelten Gemächlichkeit verborgene Armuth angetroffen wird. Der Handel, und der Bau der Plantagen, machen erstere stark; und der Fleis der Einwohner erhält die andern, und der Geschmak der Nation breitet unendliche Annehmlichkeiten darinn aus. Der Engländer sucht Reichthümer zu erwerben, und hütet sich für überflüssigem Aufwand: der Franzose hingegen geniesset das, so er hat; und brüstet sich oftermalen mit dem, so er wirklich nicht besizet. Jener arbeitet für seine Nachkommen: dieser lässet die Seinigen in derjenigen Dürftigkeit, worinn er sich selbst befunden; und stellet ihnen frey, sich daraus, so gut sie können, zu helfen. Die amerikanischen Engländer verabscheuen den Krieg, weil sie viel dabey zu verlieren haben; sie gehen mit den Wilden

Unterschied der engländischen und französischen Colonien.

nicht behutsam genug um, weil sie ihrer nicht nöthig zu haben glauben. Die französische Jugend verachtet aus andern Absichten den Frieden; und lebet mit den Einwohnern des Landes in gutem Vernehmen, deren Freundschaft sie sich zu Friedens- und Kriegeszeiten zu erwerben wissen.

Loretto. Drey Meilen von Quebek gegen Nordost liegt ein kleines Dorf, Loretto genannt, so von Huronen bewohnet wird, die den christlichen Glauben angenommen haben. Die Capelle darinn ist nach dem Muster der Capelle, Santa Casa genannt, in Italien gebauet. Es ist auch ein Marienbild, so demjenigen, welches alldort verwahret wird, gleich kommt, dahin gebracht worden. Daselbst ist eine Mission angeleget. Ob nun wohl kein wilderer Ort dazu auserſehen werden können, als derjenige ist, wo diese Mission errichtet worden; so ist doch der Zulauf von Menschen dergestalt groß, die sich entweder aus Frömmigkeit, oder aus Vorurtheil daselbst einfinden, daß man sie ostermalen kaum zählen kan. Dieses Dorf selbst war ehedem stark bewohnet, die Einwohner sind aber durch Krankheiten und andere Zufälle seit einiger Zeit sehr vermindert worden.

Nun-

Nunmehro, ehe wir weiter gehen, wollen wir zuvor einige Anmerkungen beyfügen, welche dieses Land überhaupt angehen. Es haben sich viele einen irrigen Begriff davon gemacht; und haben geklaget, daß Frankreich durch Canada keinen Vortheil erhielte: diese Klage ist auch so alt, als die Colonie selbst. Ferner treffe man darinn keine reichen Einwohner an: dieses ist ebenfalls nicht zu läugnen. Jedoch ist die Schuld nicht dem Lande beyzumessen. Die erste Quelle des Uebels, derjenigen Provinzen, die man Neufrankreich genennet, war das Gerüchte, so sich gleich anfänglich in Europa ausbreitete, daß keine Bergwerke daselbst vorhanden wären; man bemerkte aber nicht, daß der grösseste Vortheil, so von einer Colonie erhalten werden könnte, die Erweiterung der Handlung sey. Diesen Zwek zu erreichen, gehörete eine Bevölkerung dazu: und diese Bevölkerung hätte sogleich geschehen können, ohne daß man einen Abgang an Einwohnern in einem Königreiche, wie Frankreich ist, verspüret haben würde. Die beiden Hauptvorwürfe, welche sich sogleich anfangs in Canada und Akadien zeigeten, als nemlich die Fischerey und der Pelzhandel, erfoderten unumgänglich eine Bevölkerung; hätte man diese beiden Gegen-

Falsche Begriffe, so man sich von Canada gemacht.

stände nicht so gering geachtet, so würde Frankreich vor Spanien, ohngeachtet der vielen in ihrem Gebiete befindlichen Gold- und Silberbergwerke, dennoch einen Vorzug haben erhalten können; insbesondere wenn man den Schiffbau dazu rechnet. Der Glanz des Goldes und Silbers aber, so in Mexico und Peru gefunden wurde, verblendete die Augen der Europäer; und sie glaubten, daß ein Land, so dergleichen kostbares Metall nicht zeugete, als ein schlecht unnüzbares Land angesehen werden müsse. Nach der Zeit aber sind ihnen die Augen etwas mehr aufgegangen, und sie haben in den Seen durch die Fischerey, und in den Wäldern durch den Fang des Wildes solche Minen gefunden, die eben so ergiebig als die mexicanischen und peruanischen gewesen: wobey sie auch überhoben seyn können, die Felsen zu durchboren, und die Erde zu durchwülen; auch nicht besorgen dürfen, daß die Quelle ihres Reichthums verstopfet werden möchte.

Fehler bey Errichtung der Colonie.

Man hat nicht nur Neufrankreich, ohne es zu kennen, in einen üblen Ruf gebracht; sondern auch selbst diejenigen, welche einigen Vortheil daraus zu erlangen glaubten, haben sich solches nicht recht angelegen seyn lassen. Anfänglich verstrich eine geraume Zeit, ehe man

man eine bleibende Stätte finden konnte. Das Land wurde tragbar gemacht, ohne es zuvor untersucht zu haben: man säete, man bauete Häuser, ohne eigentlich zu wissen, warum. Die mehreste Zeit wurden solche wieder verlassen, und andere Gegenden ausgesuchet. Diese Unschlüssigkeit hat auch zu dem Verlust der Franzosen von Akadien nicht wenig beygetragen: es hat sie verhindert, daß sie die Zeit über, da sie solche Halbinsel inne gehabt, keinen Vortheil daraus haben ziehen können.

Anbelangend die Handlung, so hat diese in Canada eine lange Zeit einzig und allein in Fischen und Pelzwerk bestanden. Der Stokfischfang geschahe bereits auf der grossen Bank und an den Küsten von Terreneuf geraume Zeit vorher, ehe der St. Lorenzfluß entdeket wurde. Man kam aber zu spät auf den Einfall, sich auf dieser Insel niederzulassen, bis endlich die Engländer den Franzosen hierinn zuvor kamen. Endlich bemeisterten sich die Franzosen des Havens und der Bucht Plaisance, woselbst die königlichen Geschwadere mehr als einmal eingelaufen sind. Sie haben Belagerungen daselbst ausgehalten, und die canadische Miliz hat Wunderdinge gethan. Oftermalen haben sie der Engländer Wohnungen und Handlung auf dieser Insel zerstöret.

Handlung.

störet. Diese aber kannten ihre Feinde allzu wohl, als daß sie sich hätten sollen irre machen lassen. Denn da sie gewohnet waren, das canadische Feuer mitten in dem mitternächtigen Eise sich anzünden, nachher aber, mitten in der grössesten Heftigkeit, von sich selbst verlöschen zu sehen: so betrugen sie sich, bey Annäherung dieser Helden, als ein erfahrner Steuermann bey Vermerkung eines unvermeidlichen Sturms. Sie gaben dem Ungewitter klüglich nach, und besserten nachher den Schaden ohne Hindernis aus, der ihnen dadurch war veranlasset worden. Und durch dieses Betragen haben sie einen weit stärkern Handel als ihre Gegner getrieben, bis sie sich endlich auf einmal völlig von dieser Insel Meister gemacht, und ruhige Besizer davon geblieben sind.

Bey Akadien haben die Franzosen noch eine weit schlechtere Aufführung bewiesen. Diese grosse und reiche Halbinsel war lange Zeit unter verschiedene Privatpersonen vertheilet, davon keiner einen Vortheil daraus gezogen, da unterdessen die Engländer auf den Küsten von der Fischerey unsäglichen Nuzen hatten. Den Niederlassungen mangelte es an einem dauerhaften Grunde, die Bewohner aber konnten keinen gewissen Schluß fas-

sen. Als sie sich nun unter einander selbst aufgerieben, wurde das Land wieder in dem Zustande verlassen, worinn es angetroffen worden. Die Reue aber stellete sich auch sogleich ein, so bald es nur in der Engländer Botmäßigkeit gerathen war. Diese haben auch den Franzosen erst gewiesen, wie nuzbar es ist.

Uebles Betragen in Ansehung des Pelzhandels.

Der einzige Handel, worinn man das Gewerbe lange Zeit in den Pflanzstädten Neufrankreichs eingeschränket hatte, war der Pelzhandel: wobey aber ebenfalls unzähliche Fehler begangen worden. Als dieses weite Land entdeket wurde, traf man darinn einen Ueberfluß von wilden Thieren an. Eine Handvoll Franzosen aber hat selbige in Zeit von hundert Jahren fast gänzlich ausgerottet, so, daß auch gewisse Arten von Thieren, die ehedem häufig daselbst gefunden wurden, anizo gänzlich ausgegangen sind. Sie wurden blos aus der Absicht in ungeheurer Menge gefället, damit man einen Zeitvertreib haben, und seine Geschiklichkeit sehen lassen möchte. Es wurde auch an kein Schonen gedacht, und dieser unverantwortlichen Unordnung nicht gesteuret. Durch den unersättlichen Geiz und Begierigkeit einiger Privatpersonen aber, welche sich auf diesen Handel einzig und allein

legten, ist endlich der Mangel hieran noch mehr vergrössert worden. Denn die Thiere, und ins besondere die Bieber, wurden, ohne Maasse zu halten, gefangen und erleget; auch mehr Häute aufbehalten, als in langer Zeit verhandelt werden können. Daher es sich auch ereignete, daß viele davon, aus Ermangelung gehöriger Aufsicht, verdurben, und gänzlich unbrauchbar gemacht wurden. Hätten sie also gehörige Maasse gehalten, so hätten sie an den noch vorhandenen Thieren, die ihnen doch nicht entgehen können, allemal wieder Nachschub erhalten, und einen gewissern und beständigern Vortheil vor sich gesehen.

Unterschied der Bieber in Canada von den europäischen.

Weil die Handlung der Franzosen in Canada mehrentheils in Bieberhäuten bestehet; so wird nöthig seyn, von diesem vierfüßigen Thiere eine nähere Beschreibung zu machen. Dieses Thier, welches zwar von den europäischen Biebern in Ansehung der Gestalt nicht unterschieden, kommt doch in Ansehung der Grösse und anderer Eigenschaften halber mit diesen nicht völlig überein. Es lebt zwar so wohl im Wasser als auf dem Lande; dem ohngeachtet aber kan es im Wasser nicht lange dauern, und könnte allenfalls dieses Elements gänzlich entübriget seyn, wenn es nicht

zu seiner Bequemlichkeit sich oftermalen darinn badete. Die grössesten Bieber in Canada sind etwas weniger als vier Fus breit, von einer Helfte zur andern gerechnet; und wiegen auf sechzig Pfund.

Die Farbe derselben ist nach den verschiedenen Himmelsgegenden unterschieden, wo sie sich aufhalten. In den entferntesten nordlichen Gegenden sind sie gemeiniglich ganz schwarz; es finden sich aber auch mannigmal weisse darunter. In den gemäßigten Ländern sind sie braun; und je näher sie dem Mittage kommen, je mehr ihre Farbe heller wird. Bey den Illinoisen sind sie rothfahl; ja man hat einige blaßgelbe daselbst gefunden. Man hat auch angemerkt, daß je weniger sie schwarz sind, je weniger sie Haare haben; und daß folglich ihre Felle nicht sonderlich geachtet werden.

Sie haben ein zwiefaches Haar an dem ganzen Leibe; ausgenommen an den Füssen, woselbst sie ganz kurz sind. Die längsten sind acht bis zehen Linien lang: ja sie sind oftermalen auf dem Rüken auf zween Daumen lang; aber nach dem Kopfe und Schwanze zu werden sie allmählich kürzer. Dieses Haar ist hart, dike, glänzend, und ist dasjenige, so dem Thiere die Farbe gibt; weiter wird es zu

nichts sonderliches gebraucht. Das andere Haar aber ist ein sehr feines Flachshaar, dicht und eines Daumens lang; und dieses wird sonderlich verarbeitet. Man nennete es ehedem in Europa moscowitische Wolle: daraus bestehet eigentlich des Biebers Bedekung; denn das erstere dienet ihm blos zur Zierde, oder auch wohl dazu, daß es ihm zum Schwimmen behülflich ist.

In Ansehung seines Schwanzes ist er ein völliger Fisch, und dieser ist das bewundernswürdigste an dem ganzen Thiere. Er ist länglicht rund: oben bey dem Anfange vier, und in der Mitte fünf Zoll, am Ende aber nur drey Zoll breit; und in der Länge hält er einen Fuß; und die Dike ist eines Daumens.

Sein eigentliches Wesen ist ein dikes Fett, oder ein zarter Knorpel, welches dem Fleische eines Meerschweines nicht ungleich ist; das aber, je länger man es aufbehält, härter wird. Er ist mit einer schuppigten Haut überzogen. Die Schuppen sind sechsekigt; und eine halbe Linie dike, und drey bis vier Linien lang: und es raget eine unter den andern, wie bey andern Fischen, hervor. Ein zartes Häutlein dienet ihnen zum Grunde; und darinn sind sie solchergestalt eingefasset,

daß

daß sie nach dem Tode des Thieres leichtlich davon abgesondert werden können.

Die wirklichen Testikel des Biebers sind sehr klein, und liegen ganz in dem Schoos verborgen. Man hatte anfänglich die Beutel Castoreum genannt, so doch sehr davon unterschieden, und an der Zahl vier in dem Unterleibe befindlich sind. Die beiden ersten, welche die oberen genennet werden, weil sie erhabener als die andern liegen, haben die Gestalt einer Birne, und mit einander Gemeinschaft: die beiden andern hingegen, so man die unteren nennet, sind gerundet. Jene enthalten eine harzigte, weichliche, an einander hangende, und mit kleinen Flechsen vermischte Materie; die äusserlich graulicht, inwendig aber gelblicht aussiehet; und von starkem, unangenehmen und durchdringenden Geruche ist; und sich auch leicht entzündet: und dieses ist das wahrhafte Castoreum. Es verhärtet sich in der Luft in Zeit von einem Monate, und wird braun, zerbrechlich und krümelich. Wenn man es eiligst härten will, darf man es nur in den Kamin legen. Der Nuzen davon in der Arzneykunst ist mehr als zu bekannt, daher auch allhier etwas davon zu erwähnen überflüßig seyn dürfte. Die beiden unteren Beutel aber enthalten einen

Castoreum.

ölichten

ölichten Saft in sich, der dem Honig gleichet. Seine Farbe ist blaßgelb, und der Geruch unangenehm, auch von dem Castoreum wenig unterschieden, ausser daß er etwas schwächer ist. Wenn er alt wird, verdiket er sich, und wird dem Talke gleich. Uebrigens ist es eine Thorheit, wenn man nach dem Vorgeben der alten Naturkündiger annoch behaupten wollte, daß der Bieber, wenn er verfolget wird, seine vermeintliche Testikeln abbeisse, und sie den Jägern überlasse, damit er sein Leben in Sicherheit sezen könne. Er müßte sich auf diese Weise vielmehr seiner Haare entledigen. Denn in Absicht dieser wird das übrige vor nichts gerechnet. Die Haut dieses Thieres, wenn die Haare herunter geschoren sind, ist auch nicht zu verachten; denn es werden Handschuhe und Strümpfe davon gemacht, und vielleicht könnte sie auch noch zu andern Dingen nüzlich gebraucht werden.

Trokner und fetter Bieber.

Der trokene Bieber heisset die Haut des Biebers. Der fette Bieber aber ist diejenige Haut, so von den Wilden zuvor getragen worden, welche, wenn sie selbige inwendig wohl gekrazet, und mit dem Mark gewisser Thiere gerieben haben, um sie geschmeidiger zu machen, so nähen sie verschiedene derselben zusammen, und machen eine Art von Mantel

oder

oder Rok daraus, womit sie sich, das Rauchwerk einwärts gekehret, umhüllen. Im Winter legen sie solche weder Tag noch Nacht von sich. Die langen Haare fallen solchergestalt bald ab, und es bleiben nichts als die weichen übrig, welche durch den Schweis eine Fettigkeit erhalten, und auf solche Weise tüchtiger zur Verarbeitung für die Hutmacher werden. Denn diese können die trokenen Haare nicht einmal gebrauchen, wenn sie solche nicht zuvor mit Fette vermischt haben.

Die Eigenschaften der Biaber sind bewundernswürdig. Ihre Arbeitsamkeit, Vorsichtigkeit, Einigkeit und Unterwürfigkeit; ihre Aufmerksamkeit, sich Bequemlichkeiten zu verschaffen, kan man sich kaum solchergestalt vorstellen, als sie wirklich sind: und man sollte nicht glauben, daß alles dieses bey unvernünftigen Thieren angetroffen würde. Sie sind unter den vierfüßigen Thieren eben dasjenige, was die Ameisen unter dem kriechenden Gewürme sind. Wenn sie gemeinschaftlich arbeiten, so haben sie zwar keinen Anführer, sondern jedwedes Thier weiß durch den Trieb der Natur, was es zu thun hat; und alles geschiehet ohne die geringste Verwirrung mit einer nicht genug zu bewundernden Ordnung.

Arbeitsamkeit des Biebers.

Das

Das erste, was diese sinnreichen Bieber vornehmen, wenn sie sich Wohnungen bereiten wollen, bestehet darinn, daß sie sich oftermalen an die zwey- bis dreyhundert versammlen. Nachher wählen sie sich einen Ort, wo sie Lebensmittel und alles, was ihnen zum Anbau nöthig ist, überflüssig antreffen. Insbesondere gebrauchen sie Wasser: und wenn sie auch weder See noch Teich antreffen, so ersezen sie alles durch ihren Fleis dadurch, daß sie den Lauf eines kleinen Flusses oder Baches durch eine Art von einem Damm hemmen. Zu diesem Ende fällen sie Bäume über den Ort, wo sie sich anbauen wollen. Drey bis vier Bieber machen sich um einen Baum, und werfen ihn mittelst ihrer Zähne zur Erden. Dieses ist aber noch nicht alles: sondern sie wissen ihre Maasregeln dergestalt zu nehmen, daß er allezeit auf die Seite des Wassers umfallen muß, damit sie sich der Mühe überheben mögen, ihn weit fortzuführen, wenn sie ihn in Stüken zerbissen haben. Sie brauchen auch nachher diese Stüke nur fortzurollen, um sie ins Wasser zu bringen; und führen sie gegen den Ort, wo sie gebraucht werden sollen. Diese Stüke sind mehr oder weniger, gros und lang, nachdem es die Gelegenheit des Ortes erfodert: denn man sollte

te urtheilen, daß die Bauart vollkommen überleget wäre. Oftermalen gebrauchen sie grosse Zweige, so sie nach der Länge niederlegen. Manchmal ist auch der Damm auf Pfälen, die so dike als eine Hüfte, oder auch wol etwas dünner sind, gemachet, mit tüchtigen Stangen gestützet, und mit kleinen Zweigen verschüttet: und aller Orten ist der leere Raum mit einer fetten Erde dergestalt angefüllet, daß nicht ein Tropfen Wasser durchläuft. Diese Erde wissen sie mit ihren Tazen zu bereiten, bringen sie mit ihren Vorderpfoten an Ort und Stelle, da sie auf dem Hintersten fortgehen: und ihr Schwanz dienet ihnen nicht nur an statt einer Mauerkelle, sondern auch zur Schleife, den Mauerkalk oder Leimerde fortzuschaffen. Wenn sie an den Rand des Wassers gekommen sind, so fassen sie ihn mit den Zähnen: und wenn sie ihn brauchen wollen, so bedienen sie sich anfänglich ihrer Pfoten, und hernachmalen ihres Schwanzes. Der Grund dieses Dammes hält gemeiniglich zehen bis zwölf Fus in der Dike, und verringert sich allmählich bis auf zween oder drey. Das Verhältnis ist aller Orten aufs genaueste beobachtet. Man hat auch angemerkt, daß die Seite des Stroms allezeit verdünnet, die andere Seite aber voll-

kommen

kommen senkrecht ist. Es würde, kurz von der Sache zu reden, einem der besten Künstler schwer fallen, eine bessere und ordentlichere Anlage zu machen.

Die Verfertigung der Hölen oder Hütten ist nicht weniger wundersam. Sie sind mehrentheils auf Pfälen mitten in den kleinen Seen, welche durch einen Damm dazu gemacht seyn, gebauet: mannigmal stehen sie auch an dem Rande eines Flusses, oder an dem äussersten Theile einer Spize, so ins Wasser gehet. Ihre Gestalt ist rund, oder länglich rund; und sie sind wie die Handhabe eines Korbes gewölbet. Die Wände sind zween Fus dike; und bestehen aus eben der Materie, als die Dämme, nur daß diese etwas dünner ist: und alles ist innerhalb mit Thonerde dergestalt beworfen, daß nicht die geringste Luft durchgehet. Zwey Drittheil dieser Hütte stehen ausserhalb des Wassers, und in diesem Theile hat jeder Bieber seinen bezeichneten Plaz, welchen er sorgfältig mit Laubwerk und kleinen Zweigen bestreuet. Man merket nicht den geringsten Unflat darinn: und es sind zu dem Ende, ausser der gemeinen Thür der Hütte und eines andern Ausganges, wodurch sie sich heraus zu begeben pflegen, wenn sie sich baden wollen, noch

andere Oefnungen, wodurch sie ihre Unreinigkeit ins Wasser lassen. In einer gemeinen Hütte wohnen acht bis zehen Bieber: man hat aber auch einige angetroffen, worinn sich auf dreyßig aufgehalten haben. Sie sind alle nahe bey einander, damit sie desto eher Gemeinschaft unter sich haben können.

Ihre Vorsichtigkeit.

Der Winter übereilet sie niemalen. Ihre Arbeit ist gegen Ausgang des Septembers völlig zu Stande gebracht; und alsdann sammlet jedweder seinen Vorrath auf den Winter. So lange sie auf den Feldern, oder in den Wäldern herum laufen, leben sie von Früchten, Baumrinden und Blättern: sie fangen auch Krebse und einige andere Fische. Wenn es aber darauf ankommt, sich auf einige Zeit mit Vorrath zu versehen, wenn das mit Schnee bedekte Erdreich ihnen solche nicht ferner darbieten kan; so begnügen sie sich mit zarten Reisern, als Pappeln und dergleichen. Sie schütten solche in Haufen, und richten sie dergestalt ein, daß sie allemal diejenigen Stüke, die ins Wasser reichen, davon nehmen können. Man hat beständig angemerket, daß die Haufen gros oder klein seyn, nachdem der Winter lang oder kurz seyn wird. Und dieses ist allezeit der Wilden Kalender gewesen, der niemalen gefehlet hat. Ehe die Bie-

der das Holz verzehren, so beissen sie es zuvor in ganz kleine Stüke, und tragen es in ihre Cellen. Denn jede Hütte hat nur ein Magazin für die ganze Familie. Wenn der Schnee schmelzet, und grosse Ueberschwemmung anrichtet, so verlassen die Bieber ihre Hütten, weil sie nicht ferner wohnbar sind, und jeder gehet hin, wohin es ihm gefällt. Wenn das Wasser klein wird, so gehen die Weibgen wieder zurük; und alsdenn ist ihre Zeit zu werfen. Die Männgen bleiben auf dem Felde bis in den Julius: alsdenn versammlen sie sich, die Oefnungen auszubessern, so das Wasser, so wohl an ihren Hütten, als an dem Damme, gemachet hat. Wenn sie von den Jägern zerstöret sind, oder sich keiner Ausbesserung verlohnen, so machen sie andere: oftermalen aber werden sie durch vielerley Ursachen bewogen, andere Wohnstätten zu suchen. Die gemeinste darunter ist der Mangel an Lebensmitteln: auch werden sie durch die Jäger oder reissende Thiere dazu gezwungen; wider welche lezteren sie kein ander Vertheidigungsmittel, als die Flucht, haben. Es giebt aber auch einige Oerter, welche die Bieber dergestalt lieb gewonnen, daß sie selbige nicht leicht verlassen, ohngeachtet sie darinn sehr beunruhiget werden.

den. Man trift also auf dem Wege nach Montreal, in der Huronssee, und an dem grossen Flusse alle Jahr an einerley Orten dergleichen Wohnungen an, welche diese Thiere allezeit im Sommer entweder ausbessern, oder aufs neue bauen.

Die Wilden hatten sich ehemalen eingebildet, daß die Bieber eine Art mit Vernunft begabter Thiere wären, die ihre Geseze, Regierungsart und besondere Sprache hätten: daß sie sich auch einen Befehlshaber wähleten, welcher bey der gemeinschaftlichen Arbeit jedwedem eine Verrichtung anwies, Schildwachen ausstellete, und die Faulen verjagte. Diese angebliche Faullenzer aber sind allem Ansehen nach die Erdbieber, welche wirklich von den andern abgesondert sind, nicht arbeiten, und unter der Erden sich aufhalten, woselbst ihre Hauptbemühung diese ist, einen Weg nach dem Wasser offen zu behalten. Man erkennet sie an den wenigen Haaren, die sie auf dem Rüken haben; welches vermuthlich daher rühret, weil sie sich beständig an der Erde reiben. Ausserdem sind sie auch mager; welches eine Folge ihrer Faulheit ist: man trift auch diese Art häufiger in warmen als kalten Ländern an. Diesen leztern scheinen auch die europäischen Bieber sehr zu glei-

Erdbieber.

chen; indem man von diesen dergleichen bewunderungswürdige Dinge, als von den canadischen, nie angemerket hat.

Bieberjagd. Die Bieberjagd ist eben nicht mit vielen Schwierigkeiten verknüpfet. Denn dieses Thier besizet nicht eben die Stärke, seinen Verfolgern zu widerstehen, und die Wachsamkeit, den Fallstriken zu entgehen; als es geschikt ist, sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen. Im Winter werden sie ordentlich mit Krieg überzogen; und dieses geschiehet beym Anfange des Novembers, und währet bis in den April. Denn alsdenn haben sie, nach Art anderer Thiere, die meisten Haare und zärteste Haut. Diese Jagd geschiehet auf eine vierfache Art; nemlich mit Nezen, durch den Schuß, mit einem Degen, oder mit Fallen. Die erstere Art ist mehrentheils mit der vierten vereinbaret; mit der zweyten aber giebt man sich selten ab, weil die kleinen Augen dieses Thieres so durchdringend, und die Ohren so fein sind, daß man sich ihnen nicht leicht unvermerkt nähern kan, sie zu schiessen, ohne daß sie das Wasser nicht zuvor erreichet haben solten, wovon sie sich in dieser Jahreszeit nicht leicht allzu weit zu entfernen pflegen, und sich sogleich untertauchen. Man würde sie auch

gewiß

gewiß verlieren, wenn man sie vorher, ehe sie sich ins Wasser gelassen, verwundet hätte: denn wenn sie an ihren Wunden sterben, so gehen sie zu Grunde, und kommen nicht wieder zum Vorschein. Man bedienet sich daher insgemein des Degens und der Falle. Ohngeachtet sie nun ihren Wintervorrath eingesammlet haben, so machen sie doch unterweilen kleine Ausschweifungen in die Wälder, um daselbst eine frischere Nahrung zu suchen, und dieses kostet ihnen mehrentheils das Leben. Denn die Wilden legen auf dem Wege Fallen, welche beynahe als die Ziffer 4 aussehen; und zum Anbiß legen sie kleine Stüke frisch abgehauene zarte Reiser darauf. So bald der Bieber solche anfasset, fället ihm sogleich ein grosses Stük Holz auf den Leib, welches ihm den Rükgrad zerschläget; und der in der Nähe stehende Jäger kan ihn sodann ohne Mühe vollends todt schlagen. Mit dem Degen oder Säbel erfordert es weit mehrere Vorsichtigkeit, und man verrichtet den Fang folgendergestalt damit: Wenn das Eis nur noch eines halben Fusses dike ist, hauet man mit einer Axt ein Loch hinein: die Bieber stellen sich alsdenn ein, um frische Luft zu schöpfen; man lauret auf sie, und kan sie schon von weiten kommen hören, in-

dem sie beym Athemholen eine grosse Bewegung am Wasser verursachen: auf diese Weise kan man seine Maasregeln darnach nehmen, ihnen im Augenblik, da sie den Kopf heraus steken, das Genike entzwey zu hauen. Damit man aber desto behutsamer dabey verfahren, und von dem Bieber nicht gesehen werden möge; so wirft man einiges Strauchwerk auf das Loch: und wenn man merkt, daß das Thier sich nähert, so fasset man es bey der Pfote, und ziehet es auf das Eis, woselbst es todt geschlagen wird, ehe es sich noch von seiner Bestürzung erholen kan. Wenn die Hütte nahe bey einem Bache ist, so geschiehet die Jagd noch weit leichter. Man hauet nemlich das Eis quer durch, und lässet ein Nez hinab; nachher wird die Hütte zerstöret. Die sich daselbst aufhaltende Bieber suchen sich sodann in dem Fluß zu retten, gerathen aber in das Nez. Sie müssen aber sogleich hervor gezogen werden, weil sie anderergestalt das Nez gar bald zerbeissen würden. Diejenigen Bieber, die ihren Aufenthalt in einer See genommen, haben drey- bis vierhundert Schritte von dem Ufer eine Art von Landhause, woselbst sie frische Luft zu schöpfen trachten: alsdenn theilen sich die Jäger in zween Haufen; der eine zerstöret

das

das Landhaus, der andere aber machet sich an die Hütten in der See: die Bieber, die sich alsdenn in dieser aufhalten, suchen sich nach ihrem andern Behältnis sodann zu begeben; sie treffen aber nichts als einen Staub an, der zu dem Ende dahin gestreuet worden, damit er ihnen die Augen verblenden solle; und alsdenn sind sie leicht zu fangen. An manchen Orten begnüget man sich auch damit, daß man den Damm öfnet: wenn denn also das Wasser abläuft, und der Bieber ins Trokne geräth, so ist er ausser Vertheidigungsstand: oder sie laufen zusammen, und suchen den Schaden auszubessern, wovon ihnen die Urheber unbekannt sind; weil nun alsdenn die Jäger auf sie lauren, so können sie ihnen selten entkommen.

Man trift noch eine andere Art von Thieren von gleicher Gattung an, ausser daß sie kleiner sind, und Muscusrazen genannt werden. Sie haben in der That alle Eigenschaften der Bieber: die Beschaffenheit des Leibes, und überhaupt der Kopf, ist einerley, und von solcher Gleichheit, daß man die Muscusraze für einen kleinen Bieber halten sollte, wenn ihm zuvor der Schwanz abgelöset wäre; als worinn sie den europäischen Biebern gleichen; nicht weniger, wenn ihnen die Muscusraze.

Testikeln genommen wären, welche einen vortrefflichen Muscus enthalten. Dieses Thier wieget ohngefähr vier Pfund: es machet sich im März auf das Feld, und nähret sich von einigen Stüken Holz, die es zuvor abschälet, ehe es solche frisset. Im Sommer laufen beständig die Männgen und Weibgen zusammen; im Winter aber trennen sie sich, und jedes gehet nach seinem Loche, ohne den geringsten Vorrath an Lebensmitteln: und die Wilden versichern, daß sie, so lange es kalt ist, nicht das geringste geniessen. Die Haare werden unter den Bieberhaaren mit verarbeitet. Das Fleisch ist nicht unangenehm, wenn es ausser der Brunstzeit ist: denn alsdenn schmekt es stark nach Muscus, welches aber dem Geschmak nicht so angenehm als dem Geruche ist.

Pointe aux Trembles.

Wir wollen uns wieder zu der Beschreibung des Landes wenden. Sieben Meilen von Quebek liegt das Kirchspiel, Pointe aux Trembles genannt, so eines der besten im Lande ist. Die Kirche ist gros und wohl gebauet, und die Einwohner können ziemlich bequem leben. Ueberhaupt sind die alten Einwohner allhier weit reicher als die Edelleute, und die Ursache ist diese: Als die Franzosen anfiengen, sich in Canada niederzulassen, war die-

ses Land fast nichts als ein ungeheurer Wald; und diejenigen, denen Herrschaften geschenket wurden, waren nicht im Stande, solche durch sich selbst empor zu bringen; denn die Besitzer bestunden mehrentheils aus Officirern, Edelleuten, und solchen Gemeinheiten, welche kein hinreichendes Capital besassen, Arbeitsleute zu berufen. Es mußten sich also Einwohner dahin begeben, welche, ehe sie etwas erwerben konnten, viel Mühe und Arbeit gebrauchten, und viel Vorschuß thun mußten; folglich konnten sie sich mit ihren Herren nicht anders, als gegen einen sehr mäßigen Grundzins, einlassen. Weshalb denn auch ein Besitzer eines Bezirks von vielen Meilen sich eben keiner sonderlichen Einkünfte erfreuen konnte.

Patronatsrecht. Handlung den Edelleuten erlaubt.

Dieses ist auch sonder Zweifel eine Ursache mit, die Ludewig XIV. bewogen, allen in Canada wohnhaften Edelleuten die Handlung, so wohl zu Wasser als zu Lande, zu gestatten, ohne daß ihrem Adel dadurch Abbruch geschähe. Im übrigen ist keinem von ihnen das Patronatsrecht zugestanden. Denn ob gleich einige haben Kirchen erbauen lassen; so hat doch der König dieses Recht blos den Bischöffen zugestanden.

Fluß Bekancourt oder der stinkende.

Der Fluß Bekancourt, welcher von der Herrschaft gleiches Nahmens seine Benennung

 erhal-

erhalten, die der Freyherr von Bekancourt, der Oberwegaufseher war, errichtet, wurde ehedem der stinkende Fluß genannt: Er liegt der Stadt zu den drey Flüssen gerade über.

Stadt zu den drey Flüssen.

Fünf und zwanzig Meilen von Quebek liegt die Stadt, zu den drey Flüssen (*) genannt. Nichts ist schöner als ihre Lage. Sie ist auf einem Sandhügel erbauet; und mit allem umgeben, was eine Stadt angenehm machen kan. An dem Fusse der Stadt liegt der St. Lorenzfluß, der nur eine halbe Meile allhier breit ist. Jenseit desselben siehet man nichts, als bestellte Felder, und die angenehmsten Waldungen von der Welt. Etwas unterwärts, und an derselben Seite, wo die Stadt lieget, nimmt der Fluß einen andern kleinen Fluß ein, der, ehe er sein Wasser mit diesem vermischet, zugleich zween andere, den einen zur rechten, und den andern zur linken Seite, zu sich nimmt; woher auch der Nahme, zu drey Flüssen, welchen diese Stadt führet, entstanden ist.

See St. Peter.

Oberwärts, und fast in einerley Weite, nimmt die See St. Peter ihren Anfang, die ohngefähr drey Meilen in der Breite, und sieben in der Länge enthält. Das Gesicht wird also an dieser Seite nirgends eingeschränkt; und

(*) Des trois Rivieres.

und es scheinet, als ob die Sonne in dem Wasser untergienge. Die See, welche nichts anders als eine Erweiterung des Flusses ist, nimmt verschiedene Flüsse ein.

Die Stadt St. Peter selbst bestehet zwar nur aus sieben- bis achthundert Einwohnern: ihre Nachbarschaft aber enthält so viel Menschen, daß eine der grössesten Städte damit besezet werden könnte. Es gibt viel schöne Eisenbergwerke daselbst, welche stark bearbeitet werden, und gute Ausbeute geben. Die Stadt mag übrigens so wenig bewohnet seyn, als sie will, so ist doch ihre Lage sehr wichtig, und eine von den ältesten Niederlassungen der Colonie. Verschiedene Klöster und andere öffentliche Gebäude geben ihr keine geringe Zierde. Sie hat auch izo ein ordentliches Tribunal, dessen Oberhaupt ein Generallieutenant ist. Beschreibung der Stadt St. Peter.

Sie hat ihren Ursprung der starken Anlandung beyzumessen, welche bey dem Anfange der Colonie von den Wilden verschiedener Nationen daselbst geschahe. Insbesondere kamen viele von den entlegensten nordlichen Gegenden in den drey Flüssen an, welche der Stadt den Nahmen gegeben. Die Lage des Ortes, und der Handel, der daselbst getrieben ward, veranlassete einige Franzosen, sich Ursprung dieser Pflanzstadt.

daselbst niederzulassen; und die Nähe des Flusses Sorel, damals der Iroquoisenfluß genannt, bewog die Oberbefehlshaber, ein Fort daselbst anzulegen, worinn sie eine hinlängliche Besazung unterhielten, und das auch sogleich seinen besondern Gouverneur bekam. Von der Zeit wurde dieser Plaz als einer der wichtigsten von Neufrankreich angesehen. Nach Verlauf einiger Jahre aber wurden die Wilden überdrüssig, sich von den Iroquoisen beständig geplaget zu sehen, wovor die Franzosen auch fast nicht mehr sicher waren; daher blieben sie mit ihrem Pelzwerk, so sie zuvor häufig dahin gebracht, zurük. Die Jesuiten wandten sich also mit ihren Neubekehrten drey Meilen weiter hinunter in einen Bezirk, so ihnen von dem Abt de la Madeleine, einem Mitgliede der Hunderten, welche der Cardinal Richelieu errichtet hatte, war geschenket worden. Daher auch diese Gegend das Vorgebürge Madeleine genannt wurde; welchen Nahmen sie auch noch izo führet. Ausser vielen Eisenbergwerken gibt es auch einige mineralische Wasser daselbst, welche bey unterschiedenen Krankheiten mit Nuzen gebraucht werden.

Bärenjagd. Weil es in diesen Gegenden auch besonders viel Bären gibt; so wird von dieser

Jagd,

Jagd, wie sie die Wilden anzustellen pflegen, und wobey der Aberglaube den mehresten Antheil hat, etwas zu gedenken seyn. Die Anordnung geschiehet allemal durch einen Kriegsanführer, welcher die Zeit dazu bestimmet, und die Jäger einladen lässet. Diese Einladung geschiehet mit vielen Ceremonien, und wird von einem achttägigen Fasten begleitet, während welcher Zeit nicht einmal erlaubt ist, einen Tropfen Wasser zu trinken. Diese Fasten geschiehet zu dem Ende, die Geister zu gewinnen, damit sie die Oerter anzeigen, wo viel Bären angetroffen werden. Einige Wilden haben noch mehr gethan, die Gewogenheit dieser Geister zu erhalten, und haben sich noch über das Fasten hin und wieder am Leibe aufgerizet. Sie verlangen aber keine Hülfe von ihnen, sondern sie wollen nur, daß sie ihnen die Oerter anzeigen, wo sie ihren Aufenthalt haben. Gleichergestalt thun die Wilden ihre Gelübde an die Schuzgeister der Thiere, welche sie auf der vorigen Jagd erleget haben. Weil sie sich nun den ganzen Tag mit diesen Gedanken tragen, so ist natürlich, daß ihnen auch davon träumen muß. Wenn nun einem geträumet, daß er an diesem oder jenem Orte Bären gesehen, so erzählet er seinen Traum einigen andern, welche denn nicht

unterlassen, dergleichen Träume ebenfalls vorzugeben. Kurz! der Schluß wird alsdenn einmüthig gefasset, und der Ort des Träumers zur Jagd bestimmet. Wenn nun die Fastenzeit verstrichen, und die Jagd beschlossen ist, so gibt der zur Jagd ernannte Anführer einem jeden von denen, die Gesellschaft machen sollen, ein grosses Gastmahl, und niemand unterstehet sich, dabey sich einzufinden, ohne sich zuvor gebadet zu haben. Derjenige, der das Gastgebot ausrichtet, rühret nichts von dem Aufgetragenen an, sondern seine ganze Beschäftigung bestehet darinn, daß er die Zeit über, da die andern essen, seine ehemals auf der Jagd bewiesene Heldenthaten erzählet. Neue Anrufungen der Geister der verstorbenen Bären beschliessen dieses Fest. Nachher streichet sich ein jeder schwarz an, und macht sich auf den Weg in eben dem Aufzuge, als wenn es zu Felde gehen sollte, unter Zuruf der ganzen Dorfschaft. Denn ein guter Jäger stehet eben in dem Ansehen, als ein tapferer Kriegesmann; jedoch wenn er dafür gehalten werden will, muß er wenigstens zwölf grosse Stüke Wild in einem Tage erleget haben. Diese Völker haben bey der Jagd den Vorzug vor den Europäern, daß sie sich weder durch Graben, Teiche, Flüs-

se

se noch Sträucher aufhalten lassen; sondern sie gehen gerade vor sich weg. Ueberdem ist nicht leicht ein Thier anzutreffen, das sie im schnellesten Lauf nicht einholen sollten.

Der Bär hält sich sechs Monat lang ohne Nahrungsmittel.

Die Bärenjagd geschiehet im Winter. Zu dieser Jahreszeit verbirgt sich dieses Thier in hohlen Bäumen; oder, wenn es abgehauene Bäume antrift, so machet es sich aus ihren Wurzeln ein Schlupfloch, und verstopfet dessen Eingang mit Tannensträuchern, daß es also darinn wider die Strenge der Jahreszeit völlig Schuz findet. Ermangelt es den Bären aber daran, so wühlen sie ein Loch in die Erde; und wissen, nachdem sie hinein gekrochen seyn, den Zugang sorgfältig zu verstopfen. Man hat dergleichen angetroffen, welche sich in dem hintersten Theile einer Höhle auf eine solche Art verkrochen, daß sie nicht gesehen werden können, ob man gleich nahe bey ihnen gewesen. Ein Bär mag sich nun auf die eine oder die andere Art im Winter verkriechen, so gehet er nicht aus seinem Lager. Weil nun bekannt ist, daß er keine Lebensmittel einsammlet, so muß er folglich diese ganze Zeit über ohne Speise und Trank zubringen. Er soll aber alsdenn aus seinen Tazen eine Feuchtigkeit saugen, die ihm Nahrung giebet, wie einige Naturforscher dafür halten wollen.

So

So viel ist gewiß, daß man einige den ganzen Winter über an Ketten geleget, und ihnen weder zu fressen noch zu saufen gegeben; dem ohngeachtet sind sie nach Ablauf der sechs Monate so fett als vorher gewesen. Es ist in der That hiebey zu bewundern, daß ein Thier, so mit einem so tüchtigen Pelze versehen, und überhaupt gar nicht zärtlich ist, im Winter eine solche Vorsorge wider die Kälte gebrauchet, wie kein ander Thier zu thun pfleget.

Art dieser Jagd.

Man hat also nicht Ursache, weit zu laufen, wenn man dergleichen Thiere zu suchen Vorhabens ist; sondern es kommt nur darauf an, die Oerter zu finden, wo sich viele derselben verkrochen haben. So bald nun die Jäger einen solchen Ort angetroffen zu haben vermeinen, so machen sie einen grossen Kreis, ohngefähr eine Viertelmeile, weniger oder mehr, im Umfange, nachdem sie selbst an der Zahl stark oder schwach sind. Nachher schliessen sie sich immer enger zusammen, und gehen solchergestalt fort: ein jeder suchet vor sich, ob er nicht einen Aufenthalt einiger Bären antreffen kan. Wenn sie also dergleichen finden, so ist es auf diese Weise nicht wohl möglich, daß sie ihnen entkommen können. Des folgenden Tages fahren sie eben

auf diese Art an einem andern Orte fort, und die ganze Jagd wird solchergestalt fortgesezet.

Lächerliche Gebräuche bey Tödtung eines Bärs.

So bald ein Bär getödtet ist, so stekt ihm der Jäger das Mundstük seiner Pfeife in die Schnauze, bläset in den angezündeten Pfeifenkopf, füllet also den Rachen und den Schlund des Thieres mit Tobaksrauch an, und beschwöret seinen Geist, keine Rache an ihm auszuüben, und ihm auf seinen andern Jagden nicht hinderlich zu seyn. Weil aber der Geist nicht antwortet, und der Jäger gleichwol gewiß seyn will, ob seine Bitte erhöret worden; so schneidet er dem Bär den Faden unter der Zunge heraus, und hebet selbigen so lange auf, bis er wieder nach Hause kommt. Nachher werden diese Faden insgesamt mit grossen Ceremonien ins Feuer geworfen. Wenn sie darinn knastern, wie es denn auch wohl nicht anders seyn kan; so wird es für ein gut Zeichen gehalten: wo aber dieses nicht geschiehet, so befürchten sie, daß die Bärengeister aufgebracht sind, und ihnen an der Jagd im folgenden Jahre hinderlich fallen werden; wenn sie nicht binnen dieser Zeit Gelegenheit erhalten sollten, sie zu versöhnen.

Einige Eigenschaften der Bären.

Die Bären sind in diesem Lande nicht so grimmig, als anderer Orten, ausser wenn sie hungerig oder verwundet sind. Dem ohngeachtet werden sie doch mit aller möglichen Behutsamkeit angegriffen. Sie werden sehr selten einen Anfall wagen; vielmehr fliehen sie, so bald sie einen Menschen erbliken: und ein einziger Hund ist im Stande, sie sehr weit fortzutreiben. Im Julio ist der Bär in der Brunstzeit, und alsdann wird er so mager, und sein Fleisch ist so abgeschmakt, daß auch selbst die Wilden, die sonst eben keine Kostverächter sind, einen Ekel daran finden. Zu bewundern ist hiebey, daß dieses Thier zu dieser Zeit mehr abnimmt, als wenn er im Winter ganzer sechs Monat lang nichts genossen hat. Er ist auch um die Brunstzeit am allergefährlichsten anzugreifen, weil er alsdenn ganz ausserordentlich wütend zu seyn pfleget. Wenn diese Zeit verstrichen ist, so nimmt er wieder zu; und nichts trägt hierzu mehr bey, als die Früchte, die er aller Orten in den Wäldern antrift. Die Europäer, die das Bärenfleisch gekostet haben, finden es, zumal von einem jungen Bären, angenehmer als Lammfleisch, ausser daß es nur allzu fett, oder vielmehr allzu ölicht ist.

An der äussersten Abendseite der See St. Peter (*) liegen eine ungeheure Menge Inseln von allerley Grösse, welche die Inseln Richelieu genannt werden. Wendet man sich zur Linken, wenn man von Quebek kommt, so trift man sechs andere an, welche eine tiefe Krümme umgeben, worein sich ein artiger Fluß ergiesset, der in der Nachbarschaft von Neujork (**) entspringet. Die Inseln, der Fluß und das ganze Land, so er bewässert, heisset St. Franciscus. Jede Insel ist eine Viertelmeile lang, die Breite aber ist ungleich: die mehresten von den Richelieuinseln sind kleiner. Insgesamt waren sie ehedem mit Hirschen, Dammwild, Rehen und Elendthieren angefüllet; das Wild überhaupt war in Ueberfluß darauf: obwol anizo noch kein Mangel daran ist, so sind doch die grössesten Thiere gänzlich verschwunden. In dem St. Franciscusflusse und seiner Mündung werden auch vortreffliche Fische gefangen. Im Winter werden Löcher in das Eis gehauen, und Neze fünf bis sechs Klaftern tief hinabgelassen, welche selten ledig zurük gezogen werden. Die Fische, so man am meisten fänget, sind Bär-

Inseln Richelieu und St. Franciscus.

(*) S. Pierre.
(**) Es ist vielmehr die Nachbarschaft von Neuengland, wo der Fluß S. François entspringt.

sche, Goldfische; und ins besondere Maskinongen, die eine Art von Hechten sind, aber grössere Köpfe als die unserigen, auch ein gekrümmetes Maul haben, so ihnen ein seltsames Ansehen gibt. Wenn man das Erdreich der St. Franciscusinseln nach den Bäumen beurtheilet, so darauf wachsen, so ist es sehr gut. Die Einwohner sind dem ohngeachtet arm; und die mehresten würden in die äusserste Dürftigkeit gerathen seyn, wenn sie der Handel mit den benachbarten Wilden nicht noch erhielte: durch diese Handlung aber werden sie auch zum Müßiggange verleitet, daß sie den Anbau des Landes verabsäumen.

Dorf der Abenaquis.

Diejenigen Wilden, so diesen Verkehr mit ihnen haben, sind die Abenaquis, unter welchen auch einige Algonquins, Sokokis und Mahingangs sind, die unter dem Nahmen Wölfe bekannter geworden. Diese Völkerschaft hatte sich ehedem an dem Flusse Manhatte und in Neujork niedergelassen. Die Abenaquis sind von den mittägigen Küsten Neufrankreichs, so die nähesten von Neuengland sind, nach St. Franciscus gekommen. Ihr erster Stand, bey Verlassung ihres Landes, war an einem kleinen Flusse, Chaudiere genannt, der sich in den St. Lorenzfluß, gerade von Syllerie gegen über, oder anderthalb

Meilen

Meilen oberhalb Quebek gegen Mittag ergiesset. Sie hatten sich in der Gegend eines Wasserfalles, der Sault de la Chaudiere genannt wird, gesezet. Gegenwärtig befinden sie sich am Ufer des Flusses St. Franciscus, zwo Meilen von seiner Mündung in der See St. Peter. Der Ort ist sehr angenehm; und es ist Schade, daß diese Völker sich die Annehmlichkeit dieser schönen Lage nicht recht zu Nuze machen. Das Dorf ist zahlreich, und wird von solchen Wilden bewohnet, die den christlichen Glauben angenommen. Diese Völkerschaft ist gelehrig, und den Franzosen zu allen Zeiten zugethan.

Ahornsaft.

Die angenehmste Erfrischung daselbst ist der Ahornsaft. Dieser schmekt ungemein lieblich, ist auch sehr gesund. Die Art, solchen abzuzapfen, ist geringe. Denn so bald der Saft anfängt, in die Bäume zu treten, so wird ein Schnitt in den Ahornstamm gemacht; und vermittelst eines Stük Holzes, so hinein gestekt wird, und über welches das Wasser gleichsam als in einer Traufrinne herablauft, wird es in ein untergeseztes Gefäs gesammlet. Wenn es stark laufen soll, so muß viel Schnee auf der Erde liegen, und die Nacht zuvor ein starker Frost gewesen seyn; der Himmel muß helle, und der Wind

nicht allzu kalt seyn. Es könnten die europäischen Ahornbäume, aller Wahrscheinlichkeit nach, von eben der Güte seyn, wenn daselbst auch so viel Schnee als in Canada fiele, und sie auch von so langer Dauer wären. Nachdem nun der Saft dike wird, nachdem fängt er auch an, langsamer zu laufen, bis er endlich gar aufhöret. Ein solcher Baum verdirbt nicht von einer solchen Abzapfung, sondern er kan selbige viele Jahre hinter einander aushalten. Er würde sich auch gewiß noch länger halten, wenn er mehr geschonet würde. Indessen, so bald er keinen Saft mehr gibt, so wird er umgehauen; und sein Holz, Wurzeln und Aeste sind zu vielen Dingen nüze. Das Ahornwasser ist ungemein klar, ob es wohl ein wenig weißlicht aussiehet: es ist eine ungemeine Erfrischung, und lässet einen süssen Geschmak im Munde zurük, der sehr angenehm ist. Es ist eine vortreffliche Brustarzney; und man mag auch so viel davon trinken, und so erhizt seyn, als man will, so wird man niemalen den geringsten Schaden davon empfinden. Es führet eine balsamische Kraft mit sich, welche das Geblüt versüsset, und ein gewisses Salz, so dessen Wärme unterhält. Man sagt auch, daß es sich niemalen crystallisire; sondern

wenn

wenn es eine Zeit aufbehalten, so gibt es den schönsten Essig. Die Wilden kannten vor Ankunft der Franzosen keinen andern Gebrauch, als nur den angeführten; nachher aber haben sie Zuker daraus sieden lernen. Anfänglich liessen sie den Saft nur ein paarmal kochen, und machten eine Art Syrup daraus. Die Art, Zuker daraus zu bereiten, bestehet darinn, daß er so lange kochen muß, bis er eine hinlängliche Vestigkeit bekommt: er reiniget sich von sich selbst, ohne daß man nöthig hat, deshalb etwas anders hinzu zu thun. Man muß nur acht haben, daß der Zuker nicht allzu lange koche, und beständig abgeschäumet werde. Dieser solchergestalt bereitete Zuker erfordert bey weiten nicht so viel Mühe, als der gewöhnliche: er ist auch ein vortreffliches Brustmittel, und verursachet keine Säure in dem Magen.

Dieses ganze Land ist lange Zeit ein Schauplaz verschiedener blutiger Auftritte gewesen, weil es während der iroquoisischen Kriege den Anfällen dieser Barbaren beständig ausgesezet worden. Sie kamen auf einen Fluß in diesen Pflanzort, der sich in den St. Lorenzfluß ein wenig oberhalb der See St. Peter an eben der Seite des St. Franciscusflusses ergiesset: aus dieser Ursache hat

Fort Richelieu.

er auch anfänglich den Nahmen nach diesen Völkern bekommen: nachher hat man ihn den Richelieufluß genennet, heut zu Tage aber heisset er der Fluß Sorel (*). Die Inseln Richelieu, welche sie sogleich antrafen, dieneten ihnen zugleich so wohl zu Hinterhalten, als auch zur Sicherheit. Als ihnen aber durch das Fort Richelieu, so an dem Eingange des Flusses aufgeführet wurde, der Paß verrennet worden, so nahmen sie ihren Weg zu Lande ober- und unterhalb desselben, und hielten sich sonderlich an die Seite von St. Franciscus, woselbst sie eben die Bequemlichkeit antrafen, ihre Raubereyen und Grausamkeiten auszuüben.

Andere Forts dieses Bezirks.

Von da aus verbreiteten sie sich in der ganzen Colonie; daher man, um ihrer Wut Einhalt zu thun, genöthiget wurde, an jedem Kirchspiele ein Fort aufzurichten, wohin sich die Einwohner bey dem ersten Lermen in Sicherheit sezen konnten. Tag und Nacht wurden Wachten ausgestellet, und einige Feldstüke waren beständig geladen, so wohl die Einwohner von ihrer Ankunft zu benachrichtigen, als auch selbige bey einem Anfalle zurük zu treiben. Diese Forts bestanden aus einer blossen Ringmauer, so mit Umpfälungen und einigen

(*) Riviere de Sorel.

einigen Reduten verschlossen waren. Die Kirche lag mitten darinnen, und überdem war noch Raum genug, im Fall der Noth die Weiber und Kinder, ingleichen das Vieh darinn aufzunehmen (*).

Weil in diesen Gegenden auch das Elendthier noch mannigmal gefangen und erleget wird; so wollen wir bey dessen Beschreibung und Jagd auch ein wenig stehen bleiben. Die Elendsjagd würde heut zu Tage den Franzosen eben so vortheilhaft, als der Bieberfang, seyn. Die ersten haben sich solche auch allzu sehr angelegen seyn lassen, und den Eigennuz zu stark vor Augen gehabt, weshalb sie auch keine Maasse darinn gehalten, und unter diese Art von Thieren dergestalt gewütet, daß sie an manchen Orten gar nicht mehr anzutreffen sind. Elendsjagd.

Das Elend ist in Canada so gros, als ein Pferd, oder wenigstens als ein Maulesel. Es wird in Amerika Orignac oder Orignal genennet. Es hat einen breiten Rüken, und Beschreibung des Elends.

(*) So reden die Franzosen von der Erbauung dieser Schanzen, allein die Engländer beschweren sich, daß sie in dem Gebiete von Neuengland, und zwar in der sogenannten Massachusetsbay Colonie erbauet worden. Sieben dergleichen Dörfer haben sie seit dem Utrechtertraktat zwischen der Insel Orleans und dem Fluß Iroquois oder Sorel errichtet.

einen kurzen Schwanz, der nicht länger als ein Daumen ist; ingleichen hat es hohe Kniekehlen, Beine und Füsse wie ein Hirsch. Sein Hals und oberer Rükgrad ist mit langen Haaren bedekt. Der Kopf ist mehr als zween Fus lang. Das Maul ist gros, und oberwärts zurük gebogen, gleich wie an einem Kameele: die Nasenlöcher sind so gros, daß man mit dem halben Arme hinein fahren könnte. Die Hörner sind nicht länger als das Geweihe eines Hirsches, aber viel breiter: es ist platt und gegabelt als dasjenige eines Dammhirsches, und verneuert sich alle Jahr: und aus den Zaken kan man ebenfalls, wie bey dem Rothwilde, das Alter dieses Thieres abnehmen.

Das Elend soll der fallenden Sucht sehr unterworfen seyn; und wenn es davon befallen wird, so krazet es sich mit dem hintersten linken Fusse das Ohr so lange, bis das Blut hervor rinnet: daher man auch die Elendsklauen als ein Mittel wider dieses Uebel ansiehet. Ausserdem thut es auch noch bey andern Krankheiten vortreffliche Wirkung, wenn es zu Pulver gestossen und eingenommen wird. Die Haare sind weißgrau und schwarzroth vermischt. Wenn das Thier alt wird, so werden sie hohl, und lassen sich nicht nieder=

niederstreichen, sondern behalten allemal ihre elastische Kraft. Wenn man mit der Hand drüber hinfähret, richten sie sich allemal wieder auf. Man macht Deken und Sättel davon. Das Fleisch ist von gutem Geschmak, leicht und nahrhaft. Die Haut ist stark, geschmeidig, und weich anzufühlen: es werden vortreffliche Kollete daraus gemacht, die stark, aber doch dabey ungemein leichte sind.

Die Wilden halten das Elend für ein Thier von guter Vorbedeutung; und glauben, daß diejenigen, denen oftermalen davon träumet, ein hohes Alter erreichen. In Ansehung der Bären aber sind sie anderer Meinung; die Zeit ausgenommen, da sie sich zu einer Bärenjagd anschiken wollen. Desgleichen haben sie von dem Elendthier eine lächerliche Ueberlieferung dieses Innhalts: Es sey oder gebe ein so grosses Elend, ge- „ gen welches die andern nur Ameisen zu seyn „ scheinen; dessen Haut soll allen Waffen wi- „ derstehen; auch habe es einen Arm, der aus „ dem Rüken hervorgewachsen, welchen es „ eben so, als die Menschen die ihrigen, ge- „ brauchen könne; es folgeten ihm allemal „ eine grosse Menge anderer Elendthiere „ nach, die ihm die Aufwartung machten: „ und was dergleichen Erfindungen mehr sind.

Auf gleiche Art hatten die Alten ihren Phönix und Pegasus; und noch izo die Chineser und Japaner ihren Kirin, Foe, ihren Wasserdrachen und Paradiesvogel.

Zu welcher Zeit die Jagd anzustellen.

Das Elend liebet kalte Gegenden: im Sommer frisset es Kräuter, und im Winter schälet es die Bäume ab. Wenn der Schnee hoch lieget, so versammlen sich diese Thiere haufenweise in einem Walde, damit sie unter dem Laubwerke vor der üblen Witterung Schuz finden mögen; und bleiben daselbst so lange, als sie zu fressen finden. Alsdenn können sie leicht gejaget werden; noch leichter aber, wenn die Sonne heis genug scheinet, den Schnee zu schmelzen: denn der Nachtfrost ziehet gleichsam eine Rinde über den bey Tage geschmolzenen Schnee. Das Elend, weil es schwer ist, zerdrükt solche mit seinen gespaltenen Klauen, verlezet sich an dem Fusse, und hat Mühe, sich aus dem getretenen Loche wieder heraus zu helfen. Ausserdem, und wenn wenig Schnee lieget, kan man sich ihnen ohne Gefahr nicht nähern: denn wenn es verwundet ist, wird es wütend, gehet plözlich auf die Jäger los, und trit sie zu Boden. Diesem zu entgehen, muß man ihm sein Kleid vorwerfen, gegen welches es seine Wut auslässet, da unterdessen der

Jäger

Jäger sich hinter den Baum verbirgt, und seine Maasregeln nimmt, ihm vollends den Rest zu geben. Es gehet beständig in einem starken Trabe, wie der wilde Ochs, und kan lange aushalten. Die Wilden aber können noch besser laufen. Man gibt vor, daß, wenn es fressen, saufen und ruhen wolle, es niederknie; und daß in dem Herzen ein Knochen befindlich seyn solle, der, wenn er zu Pulver gestossen, und in warmer Brühe eingenommen wird, die Geburt befördere, und die Geburtsschmerzen stille.

Die Elendthiere haben noch andere Feinde als die Wilden, von welchen sie nicht weniger Beschwerlichkeit ausstehen müssen. Die fürchterlichsten darunter sind eine Art Kazen, die den Nahmen Carcaju oder Quincaju führen. Eines solchen Thiers Schwanz ist so lang, daß er verschiedene male um den Leib herum geschlungen werden kan. Die Haare desselben sind von rothbrauner Farbe. Es klettert auf die Bäume, verstekt sich hinter dem Laube, und so bald es ein Elend erreichen kan, springet es auf seinen Rüken, schliesset sich an seinen Hals an, und umschlinget es mit dem langen Schwanze: nachher beisset es ihm die Gurgel ab. Das Elend hat nur ein einzig Mittel, sich davon zu befreyen; wenn

Carcaju, ein Feind des Elendthieres.

wenn es sich nemlich ins Wasser stürzet, so bald es von diesem gefährlichen Feinde angefallen wird. Denn der Carcaju kan kein Wasser ertragen, daher es seinen Raub alsdenn sogleich fahren lassen muß.

Hirsche und Caribu.

Der Hirsch in Canada gleichet vollkommen einem europäischen. Die Canader stellen ihm eben nicht sonderlich nach, wenigstens werden seinetwegen keine eigentliche Jagden veranlasset. Mit dem Caribu aber verhält es sich anders. Dieses ist ein Thier, so nicht so hoch, als ein Elend ist; und der Gestalt nach einem Esel, der Geschwindigkeit nach aber einem Hirsche gleichet (*). Die Zunge wird sonderlich werth geachtet, weil sie nicht so wohl schmakhaft ist, als auch eine heilende Kraft haben soll. Sie sind vermögend, in kurzer Zeit vierzig bis funfzig Meilen zurük zu legen: insbesondere können sie gut schwimmen. Sie haben sich ehedem oftermalen auf einige Tausend stark bey einander sehen lassen; nachher aber sind sie ungemein selten geworden, weil die Franzosen, so Canada zuerst betreten, sie gar zu stark aufgerieben haben.

Der

(*) Dieser Beschreibung nach sollte man dieses Thier fast für einen Tragelaphum oder Brandhirsch halten. Es soll aber ein Renuthiergattung seyn.

Der wilde Ochs in Canada ist grösser als diejenigen, so anderer Orten gefunden werden. Er hat niedrige, schwarze und kurze Hörner; unter der Schnauze einen grossen Bart; und auf dem Kopfe einen grossen Büschel Haare, welcher vorwärts herunter auf die Augen fället, und ein greßliches Ansehen verursachet. Auf dem Rüken hat er einen Bukel, der an den Hüften angehet, und sich nach den Schultern zu allmählich erhöhet. Der ganze Rüken ist mit röthlichen sehr langen Haaren bedekt; das übrige des Leibes ist mit einer schwarzen Wolle bewachsen, die sehr geachtet wird. Dieses Thier hat eine breite Brust, am Hintertheile des Leibes aber ist es schmal: der Schwanz ist kurz, der Kopf aber ungeheuer dike. So bald er jemanden erblikt, begibt er sich sogleich auf die Flucht; und ein einziger Hund kan einen ganzen Haufen fortjagen. Er hat einen sehr feinen Geruch; und wenn man ihm sich nähern will, ohne daß er es vermerken soll; so muß man unterhalb des Windes kommen. So bald er aber verwundet ist, wird er ganz wütend, kehret um, und gehet auf die Jäger los. Sein Fleisch ist zwar gut zu essen, es wird aber, weil es etwas hart ist, nicht so sehr, als das Fleisch von wilden Kühen, geachtet. Seine

Beschreibung des wilden Ochsens.

Haut

Haut anbelangend, so wird selbige, ob sie gleich sehr stark ist, doch geschmeidig und weich. Die Wilden machen Schilder davon, die sehr leicht sind, und durch welche eine Flintenkugel schwerlich durchdringen kan.

Muscus-ochse. In der Gegend der Hudsonsbucht trift man auch eine Art Ochsen an, deren Haut und Wolle eben so gut, als die von ersteren sind. Diese führen einen so starken Muscus bey sich, daß sie zu gewissen Jahreszeiten gar nicht gegessen werden können. Ohngeachtet sie kleiner, als die erstbeschriebenen sind; so haben sie doch längere und weit dikere Hörner. Ihre Wurzeln fügen sich oberhalb des Kopfs zusammen, gehen herabwärts auf beiden Seiten der Augen, fast bis hinunter an den Rachen; nachher beugen sich die Enden wieder hinaufwärts, so daß sie einen halben Mond bilden. Manche sind so dik und schwer, daß sie, wenn sie abgelöset seyn, beide zusammen auf sechzig Pfund gewogen haben. Die Beine sind sehr kurz, dergestalt, daß die Wolle, wenn sie gehen, herab auf die Erde reichet; wodurch sie so ungestalt werden, daß man von ferne nicht unterscheiden kan, welches der Kopf oder der Hintertheil des Thieres ist. Weil sie nun kurze Beine haben, so werden sie, wenn hoher Schnee

liegt,

liegt, mit Pfeilen ohne Mühe geschossen, indem sie nicht im Stande sind zu entfliehen. Man muß sich behutsam dabey aufführen, indem sie sich nicht sonderlich stark vermehren, und wenn sie nicht geschonet würden, gar bald ganz und gar ausgehen möchten.

Das allergemeinste vierfüßige Thier in Canada ist das Rehe, welches von dem europäischen ganz und gar nicht unterschieden ist. Man sagt, daß es Thränen fallen lasse, wenn es von den Jägern verfolget wird. Wenn es jung ist, so ist sein Fell mit verschieden-farbigen Haaren der Länge nach gestreifet: mit der Zeit aber verlieret sich die Farbe, und es kommt an dero statt eine andere und dem Rehe gemeine Farbe zum Vorschein. Dieses Thier ist gar nicht wild, sondern es kan leichte zahm gemacht werden; und es scheinet besondere Neigung zu den Menschen zu haben. Ein zahmgemachtes Weibgen lauft zur Brunstzeit in den Wald; und wenn es empfangen hat, kehret es wieder in ihres Herrn Haus zurük. Wenn es werfen will, begibt es sich aufs neue ins Holz, und bleibt daselbst einige Tage bey den Jungen; zeiget sich alsdann seinem Herrn wieder: die Jungen aber besucht es fleißig. Wenn es dienlich erachtet wird, so bringet man die Jungen aus dem Rehe.

Walde in das Haus, woselbst sie von der Mutter gros gesäuget werden. Man könnte auf diese Weise ganze Heerden gleich dem zahmen Viehe halten. Die Wilden stellen diesem Thiere auch nicht besonders nach, sondern wenn sie bey Gelegenheit eines antreffen, so pflegen sie es wohl zu schiessen.

Luchse und Füchse. In den canadischen Wäldern gibt es auch viel Luchse. Diese erheben ein den Wölfen ähnliches Geheule; im übrigen aber haben sie, die Grösse ausgenommen, die Gestalt einer Kaze. Sie leben von andern Thieren, die sie nur antreffen können, und verfolgen sie bis auf den obersten Gipfel des höchsten Baums. Ihr Fleisch ist weiß, und gut zu essen. Ihre Haut und Haare sind in Europa bekannt genug: es ist eines des besten Rauchwerks, und macht auch einen Theil der Handlung aus. Die Felle von einer Art schwarzen Füchse werden aber noch höher gehalten. Diese halten sich auf den nordlichen Bergen auf. Jedoch weil ihnen schwer beyzukommen, so pflegt man dergleichen selten zu sehen. Andere aber sind gemeiner, und diese haben schwarze oder grau mit weiß vermischte Haare: einige sind ganz grau, andere hingegen röthlich. Man trift auch Tieger und Wölfe an, welche aber kleiner als die europäi-

ropäischen sind. Die Füchse stellen den Seevögeln auf eine sinnreiche Art nach. Sie lassen sich nemlich ein wenig ins Wasser, nachher treten sie wieder heraus, und machen auf dem Lande hundert Luftsprünge. Hierauf nähern sich die Seevögel, denen dieser Spas gefällt, dem Fuchse. So bald er sie nun zu erhaschen vermeinet, so hält er sich anfänglich ganz ruhig, damit er sie nicht schüchtern machet; und beweget nur allein den Schwanz, wodurch er sie noch näher herbey loket. Augenbliklich springet er auf sie los, und wird selten fehlen. Man hat gewisse Hunde auf eben die Art abgerichtet, und diese sind der Füchse ärgste Feinde.

Es gibt auch verschiedene kleine Thiere. Unter andern eine Art Marder, welche man Teufelskinder (*), oder stinkende Thiere (**) nennet; weil eines solchen Marders Urin, welchen er von sich lässet, wenn er verfolget wird, die Luft eine Viertelmeile weit vergiftet. Uebrigens ist er ein schönes Thier. Der Grösse nach kommt er einer Kaze von 8. Monaten gleich, er ist aber weit diker: seine Haare sind glänzend, und fallen ins Graue mit weissen Strichen, welche auf dem Rüken von Kleine Thiere.

(*) Enfans du Diable.
(**) Bête puante.

dem Halse bis an den Schwanz eine längliche runde Figur bilden. Der Schwanz ist so dik, als an einem Fuchse; diesen richtet er in die Höhe wie ein Eichhorn. So wohl sein als eines Pekans Fell, so eine andere Art wilder Kazen ist; ingleichen das Fell der Fischottern, der gewöhnlichen Marder, der Holzratten und Hermelinen, sind dasjenige Pelzwerk, so insgemein kleines Rauchwerk genannt wird.

Der Hermelin ist von der Grösse unserer Eichhörner, nur etwas länger: seine Haare sind recht glänzend weiß; sein Schwanz ist lang, und am äussersten Ende kohlschwarz. Der Pitoi ist von dem Marder darinn unterschieden, daß er schwärzere, längere und dikere Haare hat. Diese beiden Thiere haben beständig Krieg mit den Vögeln.

Die Holzratte oder Waldratte ist zweymal so dike, als eine gemeine Ratte. Sie hat einen rauchen Schwanz, und Haare von einer schönen Silberfarbe. Die Weibgen haben unten am Bauche einen Beutel, der sich öfnet und zuthut, so oft es will: da hinein verbirgt es seine Jungen, wenn es verfolget wird, und fliehet mit ihnen solchergestalt davon.

Von Eichhörnern finden sich zweyerley Arten, nemlich rothe, und fliegende, welche ein dunkelgraues Haar haben. Sie werden aber nicht deshalb also genannt, als ob sie wirklich fliegen könnten, sondern nur ihrer ungemeinen Leichtigkeit wegen, vermöge welcher sie von einem Baume zu dem andern, wenn sie auch vierzig Schritte von einander entfernet stünden, ingleichen herunter und herauf mit unglaublicher Behendigkeit hüpfen können. Die Ursache dieser Leichtigkeit sind zwo Häute, die sie zwischen den beiden Hinter- und Vorderpfoten haben, welche zween Daumen breit sind. Dieses Thier ist sehr klein, und wird leicht zahm gemacht. Es kan auch, wenn solches geschehen, seinen Herrn unter hundert andern Menschen unterscheiden.

Das Stachelschwein in Canada ist von der Dike eines mittelmäßigen Hundes, aber viel kürzer und niedriger. Sein Haar ist ohngefähr vier Daumen lang, und so dike als ein dünner Strohhalm, weiß und sehr stark, insbesondere auf dem Rüken. Diese sind des Thieres Waffen. Es gehet sogleich auf die, so ihm nach dem Leben stehen, los, und kan mit den Stacheln eine gefährliche Verwundung verursachen. Das Fleisch ist so gut, wie das Fleisch von dem besten Spanfärkel.

Die Hasen und Caninichen gleichen den unserigen, ausser daß die hintersten Füsse länger seyn.

Insel Montreal.

Nunmehro wollen wir uns wieder zu der Beschreibung des Landes wenden. So bald man die Inseln Richelieu verlassen, scheinet es, als ob man in eine ganz andere Himmelsgegend gelange. Die Luft ist viel angenehmer, das Erdreich ebener, und der Lorenzfluß weit schöner. Die Ufer dieses Flusses haben ungemein viel Reizungen. Man trift von Zeit zu Zeit verschiedene Inseln darauf an, wovon einige bewohnet, andere aber in ihrer natürlichen Beschaffenheit den Augen die schönsten Landschaften von der Welt vorstellen. Die Insel Montreal, welche gleichsam der Mittelpunkt dieser schönen Gegend ist, hat zehen Meilen in der Länge, und vier Meilen in der Breite. Der Berg, wovon sie den Nahmen bekommen, hat zwo Spizen von ungleicher Höhe; liegt fast in der Mitte der Länge der Insel; von der mittägigen Küste aber liegt er nur eine halbe Meile ab, woran die Stadt erbauet ist. Diese Stadt ist von ihren Anlegern Marienstadt (*) genennet worden. Diese Benennung aber ist nicht im gemeinen Gebrauche, sondern blos in den schrift-

(*) Ville Marie.

schriftlichen Urkunden und bey ihren Herren üblich, die sehr eifersüchtig darauf sind. Diese Herren, welche die Domainen nicht allein von der Stadt, sondern auch von der ganzen Insel haben, sind die Seminaristen von St. Sulpicius: und da fast das ganze Land durchgängig sehr gut, die Stadt aber nicht weniger als Quebek bewohnet ist; so kan man mit Gewißheit sagen, daß diese Herrschaft zum wenigsten ein halb Duzend andere Herrschaften in Canada übertrift. Dieses ist auch die Frucht der Bearbeitung und klugen Betragens der Herren dieser Insel. Zwanzig reiche Privatpersonen würden sie, wenn sie unter sie vertheilet worden, gewiß nicht in diese Verfassung gesezet haben, worinn sie gegenwärtig stehet.

Die Stadt Montreal hat ein vortreffliches Ansehen. Sie ist wohl gelegen und gebauet. Die Annehmlichkeiten ihrer Gegend flössen eine gewisse Munterkeit ein, welche ein jedweder bey der Annäherung daselbst bey sich verspüret. Bevestiget war sie vormals eben nicht; eine blosse verbollwerkte Umpfälung machte, nebst einer schlechten Redute auf einem kleinen Hügel, ihre ganze Vertheidigung aus. Nunmehro aber ist sie mit einer Mauer umgeben. Die Stadt an sich ist ein länglichtes Vierek, und liegt am Ufer des Flus- Stadt Montreal.

ses, welches, da es sich allmählich erhebet, die Stadt der Länge nach in die obere und untere theilet: man vermerket aber kaum, daß man von einer Stadt zur andern gehet. Das Gotteshaus, das königliche Magazin, und der Waffenplaz sind in der untern Stadt; daselbst wohnen auch beynahe alle Kaufleute. Das Seminarium, die Pfarrkirche, die Recollets, Jesuiten, die Nonnen, desgleichen der Gouverneur und die mehresten Bedienten halten sich in der obern auf. Jenseit eines kleinen Flusses, der von Nordwest kommt, und die Stadt auf dieser Seite begränzet, trift man einige Häuser und das Hospital an: und wenn man sich zur rechten Hand jenseit des Hauses der Recollets, so an dem äussersten Theile der Stadt an eben der Seite stehet, wendet; so erhebet sich eine Art einer Vorstadt, welche mit der Zeit ein gut bewohnter Plaz werden kan. Die Jesuiten haben zwar nur ein kleines Haus, ihre Kirche aber ist gros und wohl gebauet. Das Kloster der Recollets ist hingegen viel geräumlicher. Das Seminarium liegt mitten in der Stadt, und stösset an die Pfarrkirche, welche einer Hauptkirche weit ähnlicher als die zu Quebek ist. Das Hospital ist von einer Privatperson, Nahmens Charron, erbauet, und ist ein schön

Gebäude.

Gebäude. Die dazu gehörige Kirche ist auch wohl angeleget.

Zwischen der Insel Montreal und dem vesten Lande, gegen Norden, liegt eine andere Insel, die ohngefähr acht Meilen lang, und zwo breit ist. Diese wurde anfänglich die Insel Montmagny nach dem Generalgouverneur in Canada genannt: nachher aber wurde sie den Jesuiten überlassen, welche sie die Jesusinsel nannten. Ohngeachtet sie nun nachher den Vorstehern des Seminarii zu Quebek zugefallen, so hat sie doch diesen Nahmen behalten. Das Land ist gut; und man hat Hofnung, daß sie um deshalb besser angebauet werden wird. Insel Jesus.

Der Canal, der beide Inseln von einander sondert, führet den Nahmen Wiesenfluß (*), weil er mitten über viel grasreiche Wiesen fliesset. Sein Lauf wird gegen die Mitte durch einen Strom gehemmet, der der Wasserfall der Recollets, zum Gedächtnis eines dieses Ordens, der daselbst ersof, genannt wird. Die Seminaristen von Montreal haben lange Zeit eine Mission daselbst gehabt, die aber nach der Zeit anderswohin verleget ist. Wasserfall der Recollets.

Der nordliche Arm des Flusses ist mit einer so ungeheuren Zahl von Inseln besäet, Gegend um Montreal.

(*) Riviere des pruiries.

daß fast so viel Land, als Wasser, darinn befindlich ist. Dieser Canal oder Arm führet den Nahmen der Tausendinseln (*) oder auch St. Johannesfluß. Oberwärts der Insel Jesus lieget die kleine Insel Bisard, welche von einem Schweizer, dem sie zugehörete, also genennet wurde; der nachher als Major zu Montreal verstarb. Etwas weiter hinauf nach Süden zu trift man die Insel Perrot an, welche ihren Nahmen von dem ersten Gouverneur zu Montreal, Perrot, erhalten. Diese Insel ist auf zwo Meilen lang und breit, und das Erdreich ist gut. Die Insel Bisard endiget die See der zween Berge (**); und die Insel Perrot trennet eben diese See von der See St. Ludewig. Die See der zween Berge ist eigentlich die Mündung des grossen Flusses, sonst der Utawaisfluß genannt, in dem St. Lorenzflusse. Er ist zwo Meilen breit. Der Fluß St. Ludewig, der eigentlich der südliche Canal des Flusses St. Lorenz ist, ist etwas grösser.

Wasserfall St. Ludewig.

Die mehreste Sicherheit von Montreal, und der ganzen Gegend, haben während des Krieges zwey Dörfer, so mit iroquoisischen Christen bewohnet sind, und das Fort Chambly

(*) Milles Isles.
(**) Des deux montagnes.

bly zuwege gebracht. Das erste von gedachten beiden Dörfern ist der Wasserfall St. Ludewig, so auf dem vesten Lande nach der Südseite zu drey Meilen über Montreal lieget. Es ist stark bewohnet, und wird als eine der stärksten Schuzwehre wider die heidnischen Jroquoisen so wohl, als wider die Engländer in Neujork angesehen. Es hat seine Lage verschiedene male verändert; und das andere mal wurde es gegen einen Wassersturz über angeleget, so der Wasserfall St. Ludewig genannt wurde; daher es auch diesen Nahmen nicht nur bekommen, sondern selbigen auch beybehalten, ohnerachtet es anizo eine ganze Eke davon lieget. Nunmehro scheinet es, als ob es seine izige Lage behalten werde. Denn es ist eine dauerhafte Kirche und wohl angelegtes Missionhaus darinn erbauet worden. Die Gegend ist überhaupt unvergleichlich. Der an diesem Orte sehr breite Fluß ist mit vielen Inseln besäet, welche einen angenehmen Anblik verursachen. Die Insel Montreal liegt im Perspective auf der einen Seite; und auf der andern ist das Gesicht wegen der St. Ludwigssee fast ganz offen.

Jroquoisen des Dorfs la Montagne.

Das andere Dorf heisset Montagne, weil es lange Zeit auf dem gedoppelten Berge gestanden,

standen, von dem die Insel den Nahmen erhalten. Nachher hat man es an den Wasserfall der Recollets verleget; gegenwärtig lieget es auf dem vesten Lande, gerade gegen dem äussersten Abendtheile der Insel über. Die Seminaristen von Montreal haben darinn die Herrschaft. In beiden Dörfern haben sich viele tapfere streitbare Leute gefunden, und ihre Treue zu den Franzosen war ausnehmend, ehe der Geiz der Handelsleute die Völlerey darinn eingeführet, als welche noch weit mehr Unheil in selbigen, als in den Missionen St. Franciscus und Bekancourt, angerichtet.

Grosse Messe zu Montreal.

Seit dem die Stadt zu den drey Flüssen (*) nicht mehr so häufig von den nordlichen und westlichen Völkern besuchet wurde, hat sich der Pelzhandel seit einigen Jahren nach Montreal gezogen, woselbst die Wilden zu gewissen Zeiten aus allen Theilen von Canada anlangeten. Dieses war eine Art einer Messe, welche viele Franzosen nach dieser Stadt lokete. Der Generalgouverneur und der Aufseher begaben sich ebenfalls dahin; und bedienten sich dieser Gelegenheit, die Zwistigkeiten, welche sich etwan zwischen den Franzosen und ihren Bundesgenossen ereignen

(*) Des trois Rivieres.

nen möchten, zu schlichten. Es kamen auch vor einigen Jahren verschiedene kleine Flotten der Wilden nach Montreal; jedoch die Feindseligkeiten der Iroquoisen haben den starken Zulauf der Menschen nach dieser Colonie nicht wenig gehemmet. Diesem Unheil nun möglichst abzuhelfen, so sind an den mehresten Orten Vorrathshäuser und Forts angeleget, welche mit Commendanten und hinreichenden Soldaten besezet sind, die Handelsgüter in Sicherheit zu sezen (*).

Fort Chambly.

Weil wir oben kürzlich des Fortes Chambly Erwähnung gethan, und solches als eine der stärksten Vertheidigung von Montreal angegeben; so ist auch davon noch etwas zu gedenken. Als die Iroquoisen bey Errichtung der französischen Pflanzstädte lauter Beunruhigungen unternahmen, fuhren sie einen Fluß hinab, der sich in den St. Lorenzfluß ein wenig

nig

(*) Seit dem Utrechterfrieden haben die Franzosen zwischen dem Fluß Iroquois oder Sorel und Montreal, welche Gegend die Engländer zu Neujork rechnen, verschiedene bevestigte Fleken und Dörfer gegen Mittag des St. Lorenzflusses erbauet, welche nebst den sieben oben erwähnten Dorfschaften, die nach der Meynung der Engländer in der Massachusetsbay liegen, 28 Pfarrkirchen in sich begreifen. Anderer Niederlagen und Magazine, die allemal dabey kleine Schanzen sind, nicht zu gedenken.

nig oberhalb der See St. Peter ergiesset, und welcher deshalb der Iroquoisenfluß genennet worden ist. Nachher hat er den Nahmen Richelieu, und zwar von einem Fort, erhalten, das eben also hieß, und an dessen Mündung aufgerichtet war. Als solches zerstöret war, ließ Sorel ein anderes aufrichten, so nach seinem Nahmen genennet wurde: dieser Nahme ist auch dem Flusse mitgetheilet worden, so ihn noch bis izo beybehalten, ohngeachtet das Fort selbst nicht mehr daselbst stehet. Wenn man den Fluß ohngefähr siebenzehen Meilen weit hinauf fähret, und sich etwas nach Südwesten schläget, trift man einen Strom, und gegen über eine kleine See an, die von dem Flusse selbst gebildet wird. An dem Ufer dieses Stroms, gerade der See über, liegt dieses Fort. Anfänglich wurde es von Chambly von blosem Holz, und zwar zu eben der Zeit erbauet, als Sorel das seinige aufrichtete: nachher aber ist es von Steinen aufgeführet, und mit vier Bastionen versehen worden; es wird auch beständig eine starke Besazung darinn unterhalten. Das Erdreich der Gegend ist sehr gut. Man hat Pflanzörter daselbst angeleget, und allem Ansehen nach würde wohl mit der Zeit eine Stadt erbauet werden. Von Chambly bis an die

See Champlain sind nur acht Meilen; der Fluß Sorel durchfliesset die See: und vielleicht wäre keine Gegend in Neufrankreich besser zu bevölkern, als diese (*). Die Himmelsgegend ist so gelinde, als an einem Orte der Colonie, und die Einwohner würden die Iroquoisen zu Nachbarn haben, welche im Grunde ganz gute Leute sind; die nicht weiter nach Uneinigkeiten trachten würden, wenn sie

(*) Die Franzosen haben diese Anmerkung des Pater Charlevoix nicht aus der Acht gelassen. Sie haben an dem See Champlain und Sacrement, welcher mit dem Champlain zusammenhängt, seit dem Utrechterfrieden nicht nur die Vestung la Couronne, die auch Crownpoint und St. Friederich genennet wird, nach allen Regeln der Baukunst, sondern auch noch drey andere Schanzen an dem Fluß Sorel erbauet. Sie sind noch weiter gegangen, und haben in dem Gebiet von Neuengland, in Neuhampschire, eine Schanze, Cowas oder Cohasser, an dem Fluß Connecticut angelegt, 140 englische Meilen nach Süden vom Fluß St. Lorenz. Sie bedienen sich dabey der Indianer, so um den See Champlain wohnen, und die ungefähr etlich und sechzig streitbare Mann aufbringen können, sehr nützlich gegen die Engländer. Das Fort Crownpoint hatten sie 1725 den Engländern weggenommen, und dagegen die Vestung Friederich gebauet. Es ist bekannt, daß der englische General Johnson im September 1755 in der Nähe dieser Vestung die Franzosen unter dem General Dieskau geschlagen hat, und im Begriff ist, die Vestung zu belagern.

sie sähen, daß ihnen nachdrüklicher Widerstand geschehen könnte.

Fang der Seehunde.

Nicht nur der Pelzhandel, sondern auch der Fischfang könnte der Handlung in Canada noch um ein vieles aufhelfen; weil man im leztern Fall nichts mit den Wilden zu schaffen hat. Der Stokfischfang hat allein gewiesen, was für unsägliche Reichthümer dadurch erworben sind. Noch mehr würden diese aber vergrössert werden können, wenn man sich den Fang der Seehunde, Wallrosse und Meerschweine mit mehrerm Ernst angelegen seyn liesse. Diese sind insgesamt in dem Meerbusen des St. Lorenzflusses, auch selbst weit in dem Flusse hineinwärts, anzutreffen.

Wallrosse.

An der Küste des Meerbusens St. Lorenz werden auch einige Wallrosse gefangen. Die Engländer hatten ehedem an der Sandinsel einen solchen Fang angeleget, aber nicht viel Vortheil daraus gezogen. Die Gestalt dieses Thieres ist von dem Seehunde nicht sonderlich unterschieden, nur daß sie weit diker sind. Das sonderlichste daran bestehet darinn, daß sie zween Zähne haben, die eines Armes lang, und oberwärts etwas zurük gebogen sind, die man von weitem für Hörner halten sollte. Die Seeleute heissen sie nur

schlechtweg das groszähnichte Thier. Diese Zähne so wohl, als die übrigen, die sich in den Kinnladen befinden, und vier Finger lang sind, geben das schönste Elfenbein.

Meerschweine von zweyerley Farbe.

In dem Flusse St. Lorenz gibt es auch Meerschweine von zweyerley Farbe. In dem Salzwasser, nemlich bis etwas unterhalb der Insel Orleans, sind sie von denen, die man in der See antrift, nicht unterschieden: in dem süssen Wasser hingegen sind sie alle weiß, und von der Grösse einer Kuh. Die ersteren gehen insgemein Rottenweise; von den andern aber hat man solches nicht angemerkt. Sie gehen nicht leicht höher, als die Stadt Quebek: an den Küsten von Akadien aber finden sich beyderley Arten häufig; daher auch die Verschiedenheit ihrer Farbe nicht dem Salz- und dem süssen Wasser beygemessen werden kan. Die meisten Meerschweine geben ein Fäßgen Oel, welches von dem, so von den Seehunden gemacht wird, wenig unterschieden ist. Von dem Fleische der weissen Meerschweine wird nicht leicht jemand essen; so viel aber die grauen anlanget, so gibt man ihr Fleisch für schmakhaft aus.

Gebrauch ihrer Häute.

Die Haut, so wohl der einen als der andern Art, wird gegerbet, und auf Corduanart zubereitet. Anfänglich ist sie so weich

wie Spek, und eines Daumens dik. Es wird lange Zeit gekrazet, und endlich ein durchsichtiges Leder; wenn es aber auch gleich so dünne wird, daß man Westen und Beinkleider daraus verfertigen kan, so bleibt es doch allemal so stark und dike, daß es auch einen Flintenschuß aushält.

Fang der Meerschweine. Man hat unterhalb Quebek zween Meerschweinfänge angeleget: und zwar den einen in der Bucht St. Paul; den andern aber acht Meilen weiter hinunter, der Wohnung, Camurasca genannt, gegen über. Der Aufwand ist eben nicht gros; der Vortheil aber würde desto wichtiger seyn, wenn die Meerschweine gewöhnliche Thiere wären: so aber zernichten sie ofter malen die besten Anstalten der Fischer, und nehmen einen ganz andern Weg, als auf welchem sie erwartet werden. Die Art, sie zu fangen, ist übrigens von dem Fange der Seehunde nicht sehr unterschieden.

Walfisch. Weil es auch Walfische in den Gewässern von Canada gibt, so würde auch so wohl von diesen Fischen selbst, als auch von der Art, sie zu fangen, etwas zu gedenken seyn. Weil beides aber hinlänglich bekannt, so wird man hiebey nicht stehen bleiben, sondern nur mit wenigen anführen, daß die Biscayer, welche den Walfischfang ehedem in dem St. Lorenz-

renz-

renzflusse trieben, solchen blos deshalb verabsäumet, damit sie den Pelzhandel, der ihnen weit weniger Aufwand und Mühe verursachte, desto besser treiben möchten. Ueberdem fehlete es ihnen auch an der nöthigen Bequemlichkeit, welche gegenwärtig zu haben ist, da die Küsten gegen den Meerbusen sehr bewohnet sind.

Fische, so sich in dem Meerbusen und Flusse St. Lorenz aufhalten.

Aller Orten, wo das Wasser des Flusses salzig ist, als von dem Cap Tourmente bis an den Busen, kan man fast alle Fische fangen, welche sich in dem Ocean aufhalten. Insgesamt werden sie entweder mit Angeln oder mit Nezen gefangen. In dem Busen fänget man Platfische, dreyerley Arten Rochen, Schildfische, den Postau, der eben nicht sonderlich geachtet wird; Lincorneten, so eine Art Küttelfische sind; Gobergen oder St. Peterfische; Schollen; Requiems, Seehunde, eine andere Art Requiems, und verschiedene mehrere Gattungen.

Die Austern sind zur Winterszeit ungemein häufig, insbesondere an den Küsten von Akadien; und die Art, sie zu fangen, ist sonderbar. Man macht ein Loch in das Eis, und stösset zween zusammengebundene lange Stangen hindurch, welche an statt einer Zange dienen: diese wird man selten, oh-

ne eine Auster damit zu fassen, wieder hervor ziehen.

Besondere Fische in Canada.

Der Fluß St. Lorenz nähret auch verschiedene in Europa ganz unbekannte Fische, worunter der Achigan und der Goldfisch am meisten geachtet werden. Die andern Flüsse in Canada, und ins besondere in Akadien, sind nicht weniger damit versehen. Der St. Lorenzfluß ist aber wohl der fischreicheste auf dem ganzen Erdboden. Denn es können zu gewissen Jahreszeiten ganze Pflanzstädte sich blos allein von Fischen erhalten. Man hat auch darinn ehemalen Seemenschen angetroffen haben wollen; weil aber diese Nachrichten blos erzählet, keineswegs aber bescheiniget worden, so mag es dabey sein Bewenden behalten.

Adler.

Nachdem die in den canadischen Gewässern befindliche Einwohner angeführet worden; so wollen wir uns zu den Einwohnern der Luft wenden. Es mangelt zwar sehr viel, daß die Wälder eben so mit Vögeln versehen seyn sollten, als die Seen und Flüsse mit Fischen angefüllet sind: jedennoch gibt es doch verschiedene, welche merkwürdig, und dem Amerika besonders eigen sind.

Man siehet nemlich Adler von einer zwiefachen Art. Die grössesten haben fast einen

ganz

ganz weissen Kopf und Hals: sie stellen den Caninichen und Hasen stark nach, fassen sie in ihre Klauen, und tragen sie in ihre Nester. Die andern sind ganz grau, und begnügen sich mit Vögeln, die sie erhaschen. Beide Arten können auch Fische fangen. Die Falken, Reiher und Stosvögel aber sind den europäischen fast durchgehends gleich. Eine einzige Art Falken aber gibt es, die blos von Fischen lebet.

Von Rebhünern gibt es auch eine dreyfache Art. Die eine ist grau, die andere röthlich, und die dritte schwarz. Leztere wird nicht sonderlich geachtet, denn sie haben ein braunes hartes Fleisch; übrigens gleichet ihr Kopf und Augen den Fasanen. Insgesamt haben sie lange Schwänze, und richten solchen als einen Fecher in die Höhe, gleich den Truthähnen. Diese Schwänze sind sehr schön: einige sind mit roth, braun und grau vermischt; andere hingegen haben helle und braungraue Federn. Diese Arten Rebhüner sind auch insgesamt grösser, als die europäischen; doch aber so tumm, daß sie sich ohne Bewegung todt schiessen lassen. Rebhüner.

Ausser den Schnepfen, welche in diesen Ländern vortrefflich sind, und den kleinen Wasservögeln, die man aller Orten überflüs- Andere Vögel.

sig antrift, findet man noch eine Art Schnepfen um den Wasserquellen, doch in geringer Anzahl: bey den Illinoisen, und in dem ganzen mittägigen Theile von Neufrankreich sind sie weit gemeiner. Die Raben in Canada, insbesondere in Akadien, sollen auch eben so schmakhaft als die jungen Hüner seyn. Sie sind grösser als die europäischen, auch weit schwärzer: nicht weniger haben sie ein ander Geschrey. Die Meeradler hingegen sind kleiner, und ihr Geschrey ist nicht so unangenehm. Die Fledermäuse sind weit grösser, als die europäischen. Die Amseln und Schwalben lassen sich ebenfalls auf den Wegen antreffen. Die ersteren sind nicht schwarz, sondern röthlich.

Dreyerley Arten Lerchen sind ebenfalls vorhanden, wovon die kleineste einem Sperlinge gleichet: der Sperling selbst aber ist von dem unserigen etwas unterschieden; die Neigungen sind zwar einerley, die Gestalt aber ist ungemein heßlich. Man siehet auch in diesem Lande eine ungeheure Menge Entvögel: die besten und schmakhaftesten sind die Brauchus; welche man deshalb also nennet, weil sie sich auf die Zweige der Bäume sezen, und daselbst nisteln. Ihre Federn sind mannigfaltig und überaus glänzend. Die Schwane,

ne, indianische Hüner, Wasserhüner, Kraniche, Gänse, Trappen und andere grosse Wasservögel finden sich durchgehends. Kraniche gibt es von einer zwiefachen Farbe; einige sind ganz weiß, andere Flachsgrau: beide aber geben vortreffliche Suppen.

Die Grün- und Holzspechte sind von ungemeiner Schönheit. Einige davon haben alle Farben: andere hingegen sind am ganzen Leibe schwarz oder dunkelbraun; Kopf und Hals ausgenommen, als welche eine ungemein schöne rothe Farbe haben. Die Nachtigal in Canada gleichet der Gestalt nach der europäischen; der Gesang aber ist nur halb so schön; der Zaunkönig aber scheinet die andere Hälfte überkommen zu haben. Der Stiegliz hat nicht einen so schönen Kopf, als der europäische; und seine Federn sind gelb und schwarz vermischet.

Eine Art Goldfinken, dessen Federn auf dem Rüken aschfarbig, und auf dem Bauche weiß sind, und Weißvogel genannt wird, singet am allerbesten unter allen Waldvögeln. Er gibt hierinn der europäischen Nachtigal nichts nach. Dieses kleine Thier ist wohl gebildet, und sehr lieblich zu essen. Man weiß nicht eigentlich, wo er sich den Winter über aufhält; so viel aber ist gewiß, daß er der

erste ist, welcher die Ankunft des Frühlings verkündiget.

Cardinalvogel. Gegen Süden trift man Cardinalvögel an. Die Lieblichkeit ihres Gesanges, der Glanz ihrer Federn, so purpurfarbig sind, ein kleiner Busch auf dem Kopf, der den Kronen nicht ungleich ist, welche die Mahler den indianischen und americanischen Königen auf die Häupter sezen, scheinet ihnen das Reich der Luft zu versichern.

Fliegenvogel. Zwar haben sie einen Mitwerber, welcher ebenfalls einen Vorzug vor vielen andern verdienen würde, wenn er den Ohren eben so lieblich fiele, als er das Gesicht ergözet: und diesen nennet man den Fliegenvogel (*). Dieser Nahme hat eine zwiefache Ursache. Die erstere ist von seiner kleinen Gestalt hergenommen; die andere ist ein zimlich starkes Sumsen, so er mit den Flügeln verursachet, und dem gleichet, so die grossen Fliegen zu machen pflegen. Seine Füsse sind eines Daumens lang, und zwo Nadeln gleich: sein Schnabel ist eben also beschaffen. Aus diesem lässet er einen kleinen Stachel heraus, welchen er in die Blumen bohret, und den Saft damit heraus ziehet, worinn seine Nahrung bestehet. Das Weibgen hat nichts schönes

(*) L'Oiseau Mouche.

schönes an sich: das Männgen hingegen ist eine rechte Kostbarkeit. Auf dem Kopfe hat es einen kohlschwarzen Busch; der Hals und die Brust ist roth, der Bauch weiß; Rüken, Flügel und Schwanz aber von einer unvergleichlichen grünen Farbe: alle Federn sind mit Goldfleken besprenkelt; und ganz dünne, ja fast unfaßliche Pflaumfedern machen die schönste Schattirung, die man sich nur vorstellen kan.

Worinn er von dem Colibry' unterschieden ist.

Einige Reisende haben ihn mit dem Colibry' verwechselt; er scheinet auch in der That eine Art davon zu seyn. Der Colibry' aber, der auf den Inseln gefunden wird, ist etwas diker, hat auch nicht solche glänzende Federn, und einen etwas herabwärts gekrümmeten Schnabel. Der Fliegenvogel hat ungemein starke Flügel, und einen erstaunend geschwinden Flug. Man erblikt ihn kaum auf einer Blume, so hebt er sich augenbliklich dergestalt, und zwar senkrecht in die Höhe, daß man ihn, ehe man es sich versiehet, aus den Augen verlieret. Er ist des Raben gefährlichster Feind; diesen verfolgt er, so bald er ihn nur ansichtig wird, kriecht unter einen seiner ausgebreiteten Flügel, sticht ihn mit seinem Stachel, daß er todt herabstürzet. Ihre Nester machen sie auf Bäumen, und wissen sie derge-

stalt zu verwahren, daß sie wider alle rauhe Luft darinn sicher seyn können. Diese halten sie auch ungemein reinlich. Ihre Eyer sind von der Grösse einer Erbse, ganz weiß, und mit gelben Fleken besprenkelt.

Gloken- oder Klapperschlangen

Unter dem kriechenden Ungeziefer in diesem Lande sind sonderlich die Glokenschlangen oder Klapperschlangen einer Aufmerksamkeit würdig. Davon gibt es einige, die so dike, als eines Mannes Bein, ja oftermalen noch viel diker; und verhältnismäßig lang seyn. Die mehresten aber übertreffen nicht leicht die Dike und Länge der europäischen Schlangen. Ihre Gestalt ist sonderbar. Auf einem platten und sehr breiten Halse haben sie einen ziemlich kleinen Kopf. Ihre Farben sind lebhaft, ohne jedoch glänzend zu seyn: das blaßgelbe insbesondere nimmt den mehresten Raum ein, und ist sehr wohl schattiret. Das merkwürdigste an diesem Thiere aber ist der Schwanz: dieser ist schuppig wie ein Panzerhemd, ein wenig flach, und wächset alle Jahr, wie man sagt, eine Reihe Schuppen länger. Daher man auch ihr Alter an dem Schwanze, so, wie man das Alter eines Hirsches an dem Geweihe, kennet. Wenn sie sich beweget, macht sie eben ein solch Geräusch, als eine fliegende Heuschreke. Und dieses Geräusch hat dieser

ser Schlange eine solche Benennung gegeben. Ihr Biß ist tödtlich, wenn man nicht unverzüglich auf Hülfsmittel bedacht ist. Die Vorsehung hat aber auch hiervor gesorget. Denn an allen Orten, wo sich dieses gefährliche Thier aufzuhalten pfleget, wächset eine Pflanze, die den Nahmen Glokenschlangenkraut führet, und deren Wurzel ein unfehlbares Gegengift wider den Biß dieser Thiere ist. Man braucht solche nur zu stossen, oder zu kauen, und als einen Umschlag auf die Wunde zu legen. Die Zweige dieser Pflanze sind rund, und etwas diker als eine Gänsefeder; erhebt sich auf drey bis vier Fus hoch; und endiget sich durch eine gelbe Blume, von der Gestalt eines einfachen Tausendschön. Diese Blume hat einen lieblichen Geruch. Die Blätter der Pflanze sind länglicht rund, enge, und hangen fünf und fünf, gleich den Pfoten der indianischen Hüner, an einem Stengel. Die Glokenschlangen werden selten einen Vorübergehenden anfallen, der sie nicht beschädigen will. Wenn man aber auf eine trit, so sticht sie anfänglich: und wenn man sie verfolget, wenn sie anders Zeit hat, sich zu besinnen, so wirft sie sich rund zusammen, den Kopf in die Mitte, und fähret mit grosser Heftigkeit auf ihren Feind. Die

Wilden

Wilden stellen ihnen öfters nach, und finden ihr Fleisch sehr gut.

Das fünfte Capitel.

Canada, von Montreal an bis an Louisiana.

Cascaden. Das erste, was wir hier zu beschreiben vor uns finden, sind die sogenannten Cascaden. Dasjenige, so also genennet wird, ist ein gerader über der Insel Perrot gelegener schneller Strom, der die See St. Ludewig und die See der zween Berge (*) von einander absondert. Diese Wasserfälle zu vermeiden, wendet man sich ein wenig rechter Hand; und lässet die Canote bis an einen Ort, das Loch (**) genannt, leer fortgehen: nachher ziehet man sie ans Land, und trägt sie eine halbe Viertelmeile; damit man einen andern schnellen Strom, Bouisson genannt, vermeiden möge. Dieser ist ein breiter Ablauf des Wassers, der von einem platten Felsen, welcher ohngefähr einen halben Fus hoch erhaben ist, herabschiesset.

Ober-

(*) Lac de deux montagnes.
(**) Le Trou.

Oberhalb des Bouissons ist der Fluß ei- Galette. ne starke Viertelmeile breit; und der Boden auf beiden Seiten ist vortrefflich, und ziemlich mit Holze versehen. Das Erdreich, so an dem mitternächtigen Ufer lieget, ist tragbar gemacht: und es würde leicht seyn, einen grossen Landweg von der Spize, so Montreal gegen über lieget, bis an eine Krümme des Ufers, Galette genannt, zu machen. Man würde dadurch einer Schiffahrt von vierzig Meilen überhoben seyn, welche die schnellen Ströme fast unwegsam und sehr langwierig machen. Ein Fort würde auch zu Galette besser und mit mehrerm Nuzen angeleget werden können, als zu Catarocoui: aus Ursachen, weil kein Canot vorbey gehen kan, so nicht gesehen werden sollte; an statt daß man sich zu Catarocoui, ohne gesehen zu werden, hinter die Insel schleichen kan. Ueberdem ist das Erdreich der Gegend Galette sehr gut; und man könnte folglich Lebensmittel in Ueberfluß haben, und dadurch viele Kosten ersparen. Es könnte auch eine Barke bey gutem Winde innerhalb zween Tagen von Galette nach Niagara gehen. Die Absicht, die man bey Errichtung des Forts Catarocoui gehabt, ist zwar die Handlung mit den Iroquoisen gewesen; diese Wilden würden aber eben

so

so gerne nach Galette, als nach Catarocoui kommen. Der Weg würde zwar etwas weiter seyn; indessen könnten sie eine Ueberfahrt von acht bis neun Meilen ersparen, die sie über die See Ontario thun müssen. Endlich würde ein Fort zu Galette das ganze Land bedeken, welches zwischen den Flüssen Outawais und St. Lorenz lieget.

St. Franciscussee. Noch ein anderer schneller Strom wird die Ceder genannt, weil sich an dem Orte viele Cedern befinden. Dritthalb Meilen davon liegt ein anderer, welcher der Seehügel genannt wird. Von diesem bis an die St. Franciscussee ist eine gute halbe Meile. Diese See ist sieben Meilen lang, und höchstens drey Meilen breit. Das Erdreich ist auf beiden Seiten niedrig, es scheinet aber gut zu seyn. Der Weg von Montreal bis dahin gehet ein wenig nach Südwest, und die St. Franciscussee lauft Westsüdwest, und Ostnordost (*).

Andere Ströme. Gewisse Canäle, welche eine grosse Anzahl Inseln bilden, so den Fluß beynahe an dieser Seite bedeken, werden die Traufrinnen

nen

(*) Der Leser muß sich erinnern, daß das Wort See bey dem Nahmen St. Franciscussee, wie oben schon ein paarmal nur von einer grossen Erweiterung des Flusses St. Lorenz zu verstehen ist.

nen (*) genannt. Es kan nicht leicht eine schönere Gegend, als diese, gefunden werden; und das Erdreich scheinet auch sehr gut zu seyn. Der lange Wasserfall (**) ist ein schneller Strom, einer halben Meile lang, welchen die Canote nicht anders, als nur mit halber Ladung, hinauf fahren können. Der platte Strom ist davon auf sieben Meilen entlegen. Daselbst trift man schöne Holzungen an, worinn sonderlich Eichen von ausserordentlicher Höhe befindlich sind. Die Galette liegt anderthalb Meilen davon.

Insel Tonihata.

Fünf bis sechs Meilen von Galette liegt eine Insel, Tonihata genannt: sie ist ohngefähr eine halbe Meile lang, und hat einen fruchtbaren Boden. Diese Insel hatte ein Iroquoise, der aus einer nicht bekannten Ursache Quaker hieß, von dem Grafen von Frontenac erhalten; nachher aber gegen vier Tonnen Brandwein wieder verkauft, jedoch mit Vorbehalt der Einkünfte auf seine Lebenszeit. Dieser hatte verschiedene iroquoisische Familien an sich gezogen, und mit selbigen eine Wirthschaft angerichtet.

Beschreibung des Forts Catarocoui oder Frontenac.

Von dieser Insel ist das Fort Catarocoui auf dreyzehen Meilen entlegen; es ist 1672 erbauet.

(*) Chesnaux.
(**) Long Sault.

erbauet. Anderthalb Meilen vorher trift man eine Art eines Archipelagus an, der zu den Tausend Inseln heisset. Das Fort selbst ist ein Vierek mit vier Bastionen von Steinen aufgeführet, und enthält eine Viertelmeile im Umfange. Seine Lage ist in der That etwas angenehmes. Die Ufer des Flusses stellen aller Orten eine Veränderung allerhand Landaussichten vor. Eben also verhält es sich mit dem Eingange in die See Ontario, so nur eine kleine Meile davon lieget: sie ist mit Inseln von verschiedener Grösse besäet; damit endiget sich auch der Gesichtskreis an dieser Seite. Diese See hat einige Zeit den Nahmen St. Ludewig, hernach aber so wohl, als das Fort Catarocoui, Frontenac geheissen; jedoch die See hat ihre alte Benennung unvermerkt wieder bekommen, die entweder huronisch oder iroquoisisch ist; und das Fort hat den Nahmen des Ortes erhalten, wo es aufgeführet ist. Der Boden von Galette bis dahin scheinet unfruchtbar zu seyn: jedoch er ist solches nur an der Gränzscheidung; weiter hin aber ist er sehr gut. Gegen dem Fort über liegt eine angenehme Insel, mitten im Flusse. Unterhalb liegen zwo andere, die noch kleiner, und ohngefähr eine halbe Meile von einander entfernet sind. Die

eine

eine heisset die Cedern, die andere aber die Hirschinsel. Die Bucht bey Catarocoui ist gedoppelt; oder deutlicher zu reden, sie hat fast in ihrer Mitte eine Spize, welche weit hervorraget, und unter welcher ein sicherer Ort für die grossen Barken ist. Hinter dem Fort ist ein Morast, wo sich das kleine Wild in grossem Ueberfluß aufhält: die Besazung machet sich also manchen Zeitvertreib daselbst. Ehemals wurde ein starker Handel, insbesondere mit den Iroquoisen, allhier getrieben; und dieses geschahe zu dem Ende, sie den Engländern abspenstig zu machen: man hatte auch, sie in Ordnung zu erhalten, das Fort aufgeführet. Doch dieser Handel hat nicht lange gedauert; und das Fort hat die Barbaren nicht abgehalten, den Franzosen viel Ungelegenheit zu machen. Anizo halten sich noch einige Familien ausserhalb des Plazes auf; auch sind einige von den Mißisagen, einer algonquinschen Nation, die einen Fleken an dem abendseitigen Ufer der See Ontario haben: andere befinden sich zu Niagara, und noch eine andere an der Meerenge.

Sechs Meilen von Catarocoui liegt die Ziegeninsel, die einen artigen Haven hat, worinn grosse Barken sicher seyn. Daselbst trift man in dem Walde Weinreben an. Es Ziegeninsel.

sind fast so viel Weinstöke als Bäume, an dessen Spize sie sich erheben. Man findet auch dergleichen aller Orten bis nach Mexico. Diese Weinstöke haben dikes Holz, und tragen grosse Trauben: die Beeren aber übertreffen kaum die Grösse einer Erbse; es kan auch nicht anders seyn, da dieser Wein nicht beschnitten, noch ordentlich gewartet wird. Wenn die Beere reif sind, so ist es ein guter Bissen für die Bären, welche ihrenthalben auf die höchsten Bäume hinan klettern. Jedoch sie bekommen nichts anders, als was ihnen die Vögel übrig lassen; denn diese erndten gar bald ganze Wälder davon ein.

Gallotsinsel, Fluß Chouguen. Hungerkrümme.

Drey Meilen jenseit der Ziegeninsel lieget die Gallotsinsel 43 Grad und 33 Minuten. Von der Spize der Gallotsinsel siehet man gegen Süden den Fluß Chouguen, oder sonsten Onnontagua genannt, der vierzehen Meilen davon entfernet ist. Ehe man dahin gelanget, trift man die Krümme an, welche die Hungerkrümme genannt wird; weil der Generalgouverneur von Neufrankreich, Barre, seine sämtliche Mannschaft, als er die Iroquoisen angreifen wollte, durch Hunger und Krankheiten daselbst beynahe eingebüsset hätte. Diese Gegend hat eine ungesunde Luft, aber ungemein schöne Waldungen, welche das

ganze

ganze Ufer bedeken. Die weissen und rothen Eichen steigen bis in die Wolken. Man trift auch eine der grössesten Arten Bäume daselbst an, deren hartes Holz dem Ahornbaum gleichet: die Blätter sind von mittelmäßiger Grösse, und haben fünf Eken; inwendig sind sie von einer schönen grünen Farbe, ausserhalb aber weißlicht. Man nennet sie auch Baumwollenbäume; weil in einer Nuß, die beynahe eben so dike als eine grosse indianische Castanie ist, eine Art von Baumwolle verborgen lieget, welche jedoch zu nichts gebrauchet werden kan. Im Maymonat siehet man daselbst noch kein einzig Blat auf den Bäumen, ohngeachtet die Hize oftermalen so gros als im Julius ist. Dieses rühret sonder Zweifel daher, daß die Erde, welche einige Monat lang mit Schnee bedekt gewesen, noch nicht hinlänglich erwärmet worden, die Dunstlöcher der Wurzeln zu öfnen, um den Saft durchzutreiben. Uebrigens verdienet so wenig der grosse als kleine Hunger (*) den Nahmen eines Flusses: beides sind nur Bäche, jedoch ziemlich fischreich. Man trift Adler von erstaunender Grösse daselbst an. Nordwärts dieser Bäche liegt der Sandfluß unterm 43. Grad 12 Minuten.

(*) La grande & petite Famine.

Beschreibung des Landes von der Hungerkrümme bis an den Sandfluß.

Nunmehro nähert sich die Gegend, wo die Iroquoisen wohnen (*). Das Land bey dem

(*) Die Iroquoisen sind alte Bundsgenossen der Engländer, einige davon aber fangen an, auf die Seite der Franzosen zu wanken. Ein Engländer läßt sich hierüber folgendergestalt heraus. Seit dem Aachnerfrieden haben die Franzosen alle List, ja öfters auch Gewalt gebraucht, die Indianer in der Provinz Neujork (dann diese ganze Gegend rechnen sie zu Neujork) so wohl als auch alle übrige von Amerika von unserer Parthey abwendig zu machen. Im Jahr 1754 thaten zweyhundert Indianer, die von einigen verkleideten Canadiern begleitet waren, einen Einfall in Neujork; Sie überfielen die Stadt Housak, welche verheeret und verbrennet wurde, Männer, Weiber und Kinder wurden theils getödtet, theils als gefangen weggeschleppt, wenige entkamen durch die Flucht. Die Franzosen selbst haben seit dem Aachnerfrieden viele unserer Kaufleute in der Landschaft der fünf Nationen, d. i. der Iroquoisen, aufheben, und ihre Habseligkeiten einziehen lassen. Eben dieses haben sie mit denen Kaufleuten gethan, die unter den Indianern in Pensylvanien Handel treiben. Um desto besser von dem bey dieser Gelegenheit erlittenen Verlust zu urtheilen, so ist genug, wann man weißt, daß eine solche Confiscation sich auf mehr als 18000 Pfund Sterling belauft. Ueber dieses mußte man noch die Kaufleute ranzioniren. Im Jahr 1754 verleiteten sie die Helfte der Onontagen, eine von den fünf Nationen, daß sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt verliessen, und mit einigen andern Nationen sich neue Wohnpläze zu Osweegachie, einem an dem kleinen Fluß Cataracui gelegenen Plaz, aussuchten, wo sie ihnen

dem Flusse Onnontage ist etwas niedrig, aber reichlich mit Holz versehen. Fast alle Flüsse,

nen eine Kirche und eine Schanze erbauet. Die Senekas, so die zahlreichste unter den fünf Nationen sind, fangen an zu wanken, und scheinen sehr geneigt zu seyn, die Parthey der Franzosen zu ergreifen. Kurz, unsere Vortheile nehmen unter den fünf Nationen von Tag zu Tag mehr ab. Es erschienen in gedachtem Jahr bey der Zusammenkunft, so man zu Albany gehalten, nicht mehr als 150 Indianer, ohngeachtet man ihnen andeuten lassen, daß alle Gouvernements königliche Commissarien mit Geschenken, so wohl von Seiten der Provinzen als des Königs, dahin abschiken würden. Vor Zeiten kamen bey dergleichen Gelegenheit wenigstens 6 bis 700 Indianer zusammen. Alles, was man bey dieser Versammlung von ihnen erhalten konnte, bestund darinn, daß sie sich bey unsern Strittigkeiten mit Frankreich neutral verhalten wollten. Sie erklärten sich so gar einmüthiglich dahin, daß sie, an statt gegen die Franzosen zu streiten, sich vielleicht gar genöthiget sehen würden, mit ihnen, so gut sie könnten, sich zu vergleichen, um zu verhindern, daß sie von dieser mächtigen Nation nicht völlig aufgerieben, und ihr Land verheeret würde. „Die Engländer, sagten sie, werden „ sich vor sich selbst nicht schlagen, und was uns „ anlangt, so sind wir nicht im Stand, unser „ Land, und noch dazu der Engländer ihres, zu „ vertheidigen. Wann wir sehen werden, daß sie „ mit gutem Nachdruk ihre Sachen ausmachen, „ und daß unser Land, unsere Weiber und Kin- „ der in Sicherheit seyn werden, währender Zeit „ sie den Krieg fortsezen, so werden wir den Gou- „ verneur von Neuyork, und die Commissarien „ mit „

die das Land der Iroquoisen bewässern, ergiessen sich in diesen, dessen Quelle eine angenehme See ist, die Gannentaha heisset, an dessen Ufer Salzquellen gefunden werden. Zehen Meilen von dem Flusse Onnontage ist die Goyogouinsbucht. Die ganze Küste in diesem Raume ist mit Morästen und hohem Erdreich abgewechselt, ein wenig sandig, mit schönen

„mit Vergnügen wieder sehen, um unsere Unterhandlungen mit ihnen zu erneuern; dann es „geschiehet gegen unsern Willen, daß wir uns „mit den Franzosen einlassen, nichts als die „Nothwendigkeit zwingt uns dazu.„ Wann wir also nicht bald durch eine entscheidende That unser altes Ansehen nebst dem Vertrauen und der Freundschaft dieser braven und getreuen Leute wieder aufs neue zu erlangen suchen, und wann wir durch unser Wohlverhalten sie nicht wieder in unsere Parthey, nicht weniger auch ihre Bundsgenossen und Vasallen ziehen werden, welche bis auf 17000 streitbare Männer aufbringen können; so werden wir nicht allein den Beystand der Indianer verlieren, sondern man wird so gar sehen, daß sie selbst gegen uns die Waffen ergreifen werden. Nach dem Beyspiel gesitteter und kluger Völker werden sie es nicht mit dem Schwächern halten, wann der Stärkere im Begriff ist, auf sie loszugehen. Ueberhaupt steht es auch nicht einmal in dem Vermögen ihrer Sachems, (Oberhäupter) die jungen Leute zurük zu halten, wann alle ihre Nachbarn in Bewegung sind, und wann das Echo ihnen als Krieg vor die Ohren bringt, der ihre angenehmste und vergnügteste Beschäftigung ist.

schönen Bäumen, und insbesondere mit Eichen besezet, welche von Menschenhänden gesezet zu seyn scheinen. In der Goyogouinsbucht raget eine mit Bäumen bewachsene Halbinsel mitten hervor, und gleichet einer Schaubühne. Wenn man in die Bucht kommt linker Hand, trift man eine Insel an, welche den Einlauf eines Flusses verbirget, worauf die Goyogouins in die See fahren.

Fluß Casconchiagon.

Auf der Hälfte des Weges von dem Sandflusse bis an die Bucht der Tsonnonthouans trift man eine kleine Bucht an, welche Casconchiagon genannt wird, die auch sehr enge, und bey dem Einlaufe in die See nicht tief ist. Zwo Meilen von seiner Mündung wird man durch einen Wassersturz aufgehalten, welcher sechzig Fus hoch zu seyn scheinet; einen Flintenschuß unterhalb denselben trift man einen andern von gleicher Breite an, der aber kaum zwey Drittheil so hoch ist; und eine halbe Meile davon den dritten, der auf hundert Schritte hoch ist. Nachher kommt man an verschiedene starke Ströme; und wenn man fünfzig Meilen fortgefahren, trift man den vierten Wassersturz an, der dem dritten nichts nachgiebet. Der Lauf dieses Flusses erstreket sich auf hundert Meilen. Die Quelle des Ohio ist nur zehen Meilen von diesem

Fluß entfernet. Der Ort, an welchen man daselbst anlanget, heisset Ganos; allwo eine Quelle befindlich ist, deren Wasser dem Oele gleichet, und einen Metallgeschmak hat. Nicht weit davon ist eine andere von gleicher Beschaffenheit; und die Wilden bedienen sich dieses Wassers, um allerhand schmerzhafte Zufälle zu lindern.

Tsonnonthouansbucht.

Die Tsonnonthouansbucht ist eine vortreffliche Gegend. Ein angenehmer Fluß schlinget sich zwischen zwo schönen Wiesen herunter, an dessen Ufer man auf beiden Seiten weit gehende Thäler erblikt; und alles dieses veranlasset die beste Aussicht von der Welt, welche durch einen grossen Wald von lauter hochstämmigen Bäumen begränzet wird: das Erdreich scheinet inzwischen etwas sandig zu seyn.

Weil wir hier den See Ontario verlassen, so wollen wir hier nur mit zweyen Worten anmerken, daß die Engländer an den Ufern desselben nahe an der Hungerkrümme auf Anrathen des Herrn Burnets, Statthalters von Neujork, im Jahr 1727 das Fort Oswego angeleget haben.

Fluß Niagara.

Der Fluß Niagara wird von dem grossen Wassersturze gebildet, wovon bald mit mehrern Erwähnung geschehen soll; oder es

ist

ist vielmehr der St. Lorenzfluß selbst, der aus der See Erlee kommt, und nach einer Weite von vierzehen Meilen in die See Ontario gehet. Von dem Wassersturze an wird er der Fluß Niagara genannt, und dieser Raum enthält sechs Meilen. Wenn man drey Meilen darauf hingefahren ist, trift man linker Hand einige Cabanen der Iroquoisen, Tsonnonthouans und Mißisagues an. Es ist auch nachher ein Fort 1684, und ein anderes 1720 daselbst angeleget; und es hat eine französische Colonie, sich daselbst anzubauen, angefangen.

Beschreibung des Landes Niagara.

Das Land Niagara an sich selbst ist wild, und fürchterlich anzusehen. An der einen Seite siehet man zwar an dem Fusse desselben, und gleichsam in der Tiefe eines Abgrundes, einen grossen Fluß, der aber an dieser Seite, seiner Geschwindigkeit und Strudel halben, vielmehr einem reissenden Strome gleichet. Leztere entstehen durch die vielen Felsen, durch welche er sich mit vieler Mühe hindurch dringen muß. Auf der andern Seite ist die Aussicht durch drey gleichsam über einander gesezte Berge gehemmet, davon sich der oberste in den Wolken verlieret. Das Aug mag sich also hinwenden, wohin es will, so trift es aller Orten etwas an,

so eine innerliche Furcht und Bangigkeit veranlasset. Man darf aber nicht allzu weit reisen, wenn man eine grosse Veränderung finden will. Denn hinter diesen wilden und unbewohnten Bergen wird man ein fettes Erdreich, prächtige Wälder, angenehme und fruchtbare Hügel gewahr: man empfindet eine reine Luft und gemäßigte Witterung zwischen beiden Seen, davon die kleineste, nemlich die See Ontario, 250 Meilen, die See Eriee aber auf 300 Meilen im Umkreise hält.

Wasserfall Niagara.

Wenn man über gedachte drey fürchterliche Berge hinüber gestiegen, kommt man an den berühmten Wasserfall Niagara. Dieser ist vielleicht die schönste Cascade, welche die Natur jemalen hervorgebracht. Wenn man sich auf dem Gipfel des dritten Berges befindet, so hat man noch drey Meilen bis zu diesem Wassersturze. Weil man nirgends anders, als an dieser Seite, dahin gelangen, und selbigen nicht anders als von der Seite sehen kan; so ist nicht wohl möglich, dessen Höhe zu messen. Dem Augenschein nach aber kan man diesen Wasserfall nicht höher als 140 bis 150 Fus hoch schäzen. Seine Gestalt gleichet einem Hufeisen, und hat ohngefähr 400 Schritte im Umfang; gerade in der Mitte aber ist er durch eine sehr enge und

eine halbe Viertelmeile lange Insel in zween Theile getheilet: doch vereinigen sich die getrennten Theile bald wieder. Der Fluß empfindet unterhalb dieses Falles lange Zeit die Erschütterung; und er ist nicht eher, als ohngefähr drey Meilen davon, erst schiffbar. Der Fall würde auch noch heftiger seyn, wenn er nicht ausser vorgedachter Insel auch noch durch verschiedene hier und da liegende Klippen etwas gehemmet würde. Sein Abfall geschiehet auf einen Felsen: und weil sein Geräusch einem entfernten Donner gleichet, auch nichts, was herabgestürzet, wieder zum Vorschein gekommen; so hat man Ursach zu glauben, daß er vielleicht durch die Länge der Zeit eine etwas tiefe Höhle darein gemacht. Das Erdreich der Gegend dieses Wasserfalles, welche man Portage de Niagare nennet, scheinet drey Meilen lang nicht sonderlich gut zu seyn; es ist auch nicht einmal holzig, und man kan nicht zehen Schritte gehen, ohne, insbesondere zu Sommerszeit, auf Ameisenhaufen zu treten, und ohne Glokenschlangen ansichtig zu werden (*).

Sieben

(*) In den physicalischen Belustigungen im 4ten Stük findet man eine ausführliche Nachricht von diesem berühmten Wasserfall, die von dem geschikten Herrn Kalm herrühret. Er versichert, daß

See Eriee. Sieben Meilen von dem Wasserfalle Niagara kommt man an die See Eriee. Diese See ist hundert Meilen lang, von Osten bis Westen gerechnet; von Norden bis Süden aber ohngefähr dreyßig Meilen breit. Der Nahme, den sie führet, ist der Nahme einer Nation von der huronischen Sprache, die sich an dem mittägigen Ufer niedergelassen, nunmehro aber von den Iroquoisen gänzlich ausgerottet sind. Eriee heisset eine Kaze; daher dieses Volk in einigen Erzählungen das Kazenvolk genannt wird. Allem Vermuthen nach kommt diese Benennung von der Menge dieser Thiere her, die sich häufig daselbst antreffen lassen. Sie sind weit grösser, als die unserigen, und ihre Felle werden sehr gesuchet. Einige neue, insbesondere französische Landcharten haben diese See auch Conti genannt; jedoch dieser Nahme hat so wenig, als der Condee, Thracy und Orleans, welche der Hurons- und Obersee, ingleichen der See Michigan beygeleget werden wollen, sonderliches Glük gemachet. Eine lange Erdzunge gehet an dem nordlichen Ufer in die See

daß er nach einer mathematischen Abmessung nicht höher als 137 Fus hoch befunden worden. Hoch genug, um einen erschröklichen Anblik zu erweken, daß jedem Zuschauer die Haare zu Berge stehen.

See hinein, welche auch die lange Spize genannt wird; diese ist sehr sandig, und hat von Natur viel Weinreben. Die Gegend um diese See ist hin und wieder vortrefflich. Sie selbst ist sehr fischreich, und die Wälder voller Wild; insbesondere halten sich gegen Süden ungemein viel wilde Ochsen auf. Eine andere Erdzunge, welche drey Meilen Nord- und Südwärts gehet, wird die glatte Spize (*) genannt. Sie ist aber gegen Westen voller Holzung, gegen Osten hingegen trift man nichts als kleine rothe Cedern auf einem sandigten Boden an. Es halten sich auch viele Bären da auf, daß mannigmal in einem Winter auf 400 Stük allein auf dieser Landspize erleget worden. Gegen Süden liegen zwo kleine Inseln, die man die Glokenschlangeninseln nennet, weil man dieses Ungeziefer in solcher Anzahl darauf antreffen will, daß die Luft auch so gar davon angesteket seyn soll. Die Seeenge, welche aus dem See Erie in den Huronsee führet, ist 32 Meilen lang. Oberhalb der Insel St. Clara, die ohngefähr fünf bis sechs Meilen weit ablieget, erweitert sich die Enge, und bildet eine See, welche mit der Insel gleichen Nahmen führet. Sie ist ohngefähr sechs Meilen lang, und an manchen

(*) La Pointe Pelée.

chen Orten eben so breit. Man will behaupten, daß dieses die schönste Gegend in Canada sey. Dem Anschein nach hat auch die Natur nichts zurük gelassen, wodurch ein Land reizend werden kan. Hügel, Wiesen, Felder, Holzung, Bäche, Brunnen, Flüsse, alles dieses ist von solcher Güte und von einer so vortheilhaften Anlage, daß man fast keine andere Einrichtung wünschen kan. Indessen sind die Felder nicht für alle Arten des Getreides gut, die mehresten aber sind von ungemeiner Fruchtbarkeit, so gar, daß einige achtzehen Jahre hinter einander ohne Dünger Früchte getragen haben. Jedes Land ist aber doch wozu gut. Die Inseln scheinen, als ob sie durch die Kunst angeleget wären, und die Augen ergözen sollten. Der Fluß und die See sind fischreich, die Luft ist rein, und die Himmelsgegend gemäßiget und ungemein gesund.

Fort Pontchartrain. Linker Hand, eine Meile unterhalb der Insel St. Clara, lieget das Fort, welches 1684 erbauet worden, und Pontchartrain heisset. An eben derselben Seite trift man, ehe man dasselbe erreichet, zwey ziemlich zahlreiche Dörfer an, und die nahe bey einander liegen. Das erstere wird von Hurons Tionnontatez bewohnet, welches eben dieselben sind,

die,

die, nachdem sie lange Zeit von einer Küste zur andern herum geirret, sich anfänglich an dem Wasserfall St. Maria, der zwischen dem Huron- und obern See liegt, nachher aber zu Michillimakinac niedergelassen. Das andere wird hingegen von Putewatamis bewohnet. Rechter Hand, etwas höher, ist das dritte der Utawais, welche der Hurons unzertrennliche Gefährten sind, seitdem beyde Völkerschaften von den Iroquoisen gezwungen worden, ihr Land zu verlassen.

Die Seeenge ist derjenige Ort in Canada, woselbst die Kräuterkenner die meisten Erforschungen zu machen, Gelegenheit haben würden. Es ist bereits angeführet, daß in Canada viele gemeine Kräuter wachsen, welche von grosser Wirkung sind. Man hält dafür, daß der Schnee nicht wenig dazu beytrage; es gibt aber auch eine Mannigfaltigkeit des Erdbodens, welches, wenn es mit der Annehmlichkeit der Himmelsgegend, und mit der Freyheit, welche die Sonne mehr als anderswo hat, das Erdreich zu erwärmen, weil das Land weit offener ist, zusammen genommen wird, Anlaß gibt zu glauben, daß die Kräuter und Wurzeln allhier mehr Kraft, als anderswo, haben. Kräuter.

Flohkraut.

Die Kenntnis des sogenannten Flohkrauts (*) ist den Reisenden sehr nöthig; nicht zwar wegen seiner guten Eigenschaften, sondern weil man sich nicht genug dafür hüten kan. Der Nahme drukt die Wirkungen bey weiten nicht aus. Diese sind mehr oder weniger empfindlich, nachdem die Eigenschaften dererjenigen beschaffen sind, die es anrühren. Es gibt auch einige, die keinen Schaden davon zu befürchten haben: andere hingegen, wenn sie es nur ansehen, werden sogleich mit einem heftigen Fieber befallen, so länger als vierzehen Tage anhält. Bey andern wirket es hinwiederum erst, wenn sie es anrühren: und alsdenn scheinet der anrührende Theil gleichsam mit Aussaz überzogen zu seyn. Es ist auch kein ander Hülfsmittel dawider, als die Gedult. Denn nach Ablauf einer gewissen Zeit verlieret sich die dadurch entstandene Beschwerlichkeit von selbst wieder.

Citronenbaum.

Es gibt auch an der Seeenge Citronenbäume: ihre Frucht siehet den gewöhnlichen Citronen gleich, nur daß sie kleiner sind, und einen schlechten Geschmak haben. Zum Einmachen sind sie aber sehr gut. Die Wurzel eines solchen Baums ist ein feiner und tödtlicher

(*) L'Herbe a la Puce.

cher Gift; dabey aber zugleich ein untrüglicher Gegengift wider den Stich der Schlangen. Sie muß nemlich sogleich gestossen, und auf die Wunde geleget werden; so wird man augenbliklich eine heilsame Wirkung davon empfinden. Auf beiden Seiten dieser Seeenge behält das Land seine Schönheit auf zehen Meilen weit, nachher aber trift man weniger fruchtbare Bäume und Wiesen an. Nach zurük gelegten fünf Meilen aber nach der See Eriee nach Südwest siehet man unzähliche Wiesen, welche sich auf hundert Meilen weit erstreken, und wovon sich eine erstaunende Menge derjenigen Ochsen nähren, welche oben beschrieben worden.

Der Weg von dem Fort der Seeenge bis an das Ende der Ueberfahrt der See St. Clara bis an die Huronssee ist Ostnordost: nachher wendet man sich vier Meilen von Osten nach Süden, woselbst man rechter Hand ein Dorf der Mißisager antrift, so auf einem fruchtbaren Boden und an dem Anfange schöner Wiesen, überhaupt in der angenehmsten Gegend, lieget, die man nur antreffen kan. Von da bis an die Huronssee zählet man zwölf Meilen, und das Land ist aller Orten reizend. Es ist ein prächtiger Canal, gleichsam nach der Schnur gezogen, dessen Ufer

See St. Clara.

mit lauter hochstämmigen Bäumen besezet, und durch schöne Wiesen unterschieden ist. Auf dem Canal selbst trift man verschiedene Inseln an, wovon einige ziemlich gros sind. Man richtet sich beständig gegen Nordnordosten; und wenn man auf die Huronssee gelanget, so gehet der Lauf zwölf Meilen lang nach Norden (*).

Huronssee. Lage von Michillimakinac.

In der Huronssee ist die Bucht Saguinam. Diese hält in ihrer Oefnung fünf bis sechs Meilen, und dreyßig Meilen in der Tiefe. Die Utawais haben am Ende dieser Bucht ein Dorf, so eine sehr gute Lage hat. Von da bis nach Michillimakinac trift man weiter nichts angenehmes an; es sind keine Weinstöke mehr, sondern nur eine schlechte Holzung zu sehen; und sehr wenig von der Jagd anzutreffen. Zehen Meilen oberhalb dieser Bucht sind zween ziemlich grosse Flüsse, so eine Meile von einander liegen, und vier bis fünf Meilen länger als die Donnerkrümme, welche in ihrer Oefnung drey Meilen hält, und gar nicht tief ist. Michillimakinac liegt 45 Grad 30 Minuten Norderbreite; und

(*) Zwischen den Seen Huron und Ontario ist der kleine See Taronto oder Toronto, von dem das Fort, das die Franzosen am nordwestlichen Ufer des Ontariosees erbaut haben, den Nahmen hat.

und der Weg belauft sich auf hundert Meilen von dem Ausgange der Seeenge, wenn man an dem abendseitigen Ufer der Huronssee bis nach Norden hin fähret. Das Dorf ist mittelmäßig; und nachdem sich die mehresten Einwohner nach den Bieberinseln hin begeben, ist nichts besonders, als das Fort, welches 1673 erbauet worden, und das Haus der Missionarien, daselbst weiter zu sehen. Die Lage von Michillimakinac ist der Handlung sehr vortheilhaft. Dieser Posten lieget zwischen drey grossen Seen; nemlich, der See Michigan, welche 300 Meilen im Umfange hält, der grossen Bucht, so sich darinn ergiesset, nicht zu gedenken; ferner zwischen der Huronssee, die 350 Meilen im Umfange hält, und die Form eines Dreyeks hat; und endlich zwischen der Obersee, welche 500 Meilen hält. Alle dreye können durch grosse Barken befahren werden, und die beiden erstern sind nur von einer kleinen Enge getrennet, welche ebenfalls für dergleichen Fahrzeuge Wasser genug halten, welche auch von da bis in die See Eriee und bis nach Niagara gelangen können. Es ist zwar zwischen der Obersee und der Huronssee keine andere Gemeinschaft, als ein etlich zwanzig Meilen langer Canal, der durch die Ströme sehr un-

sicher gemachet wird; diese Ströme hingegen sind den Canoten nicht hinderlich, zu Michillimakinac alles auszuladen, was von der Obersee hergebracht werden kan.

Obersee. Die Obersee (*) ist von Osten bis Westen 200 Meilen lang; und an manchen Orten von Norden bis Süden 24 Meilen breit. Nach Herrn Bellins Charte von Canada ist die Länge 150, und die Breite ungefähr 80 Meilen. Die ganze mittägige Küste ist sandigt, und ziemlich gerade. Es würde gefährlich seyn, vom Nordwinde auf dieser See überfallen zu werden. Das mitternächtige Ufer ist weit bequemer zu bereisen, weil es aller Orten mit Felsen eingeschlossen, welche kleine Häven bilden, darein man sicher einlaufen kan; und nichts ist nothwendiger, wenn man auf dieser See mit Canoten fähret; indem die Seeleute ein besonderes Himmelszeichen auf derselben angemerket haben. Denn wenn ein Sturm entstehen will, sagen sie, so wird man zween Tage zuvor davon benachrichtiget. Man vermerket anfänglich eine kleine Erschütterung der Oberfläche des Wassers; und dieses währet den ganzen Tag, ohne daß es auf eine sonderlich merkliche Art steigen sollte: Den andern Tag ist die See

mit

(*) Lac superieur.

mit diken Wellen bedekt, die aber den ganzen Tag nicht brechen; dergestalt, daß man ohne Furcht darauf fortschiffen kan: Am dritten Tage aber, wenn man es am wenigsten gedenket, so wird die See ganz feurig: das Weltmeer kan in seiner heftigsten Bewegung nicht stürmischer seyn; und wenn man nicht in demselben Augenblike eine Freystätte antrift, so ist man verlohren. Diese kan man auch an der Nordseite antreffen, da man sich an der Südseite schon des andern Tages weit von dem Ufer entfernet halten muß.

Die Wilden haben zur Erkänntlichkeit für die vielen Fische, die sie in dieser See fangen, und aus Ehrfurcht, die ihnen ihr weiter Umfang eingeflösset, eine Gottheit daraus gemacht; und bringen ihr nach ihrer Art Opfer. Es ist aber zu glauben, daß sie vielmehr an den Schuzgeist dieser See, als an sie selbsten, ihre Wünsche richten. Wenn man ihre Erzählungen anhöret, so hat nach selbigen der Ursprung der See etwas göttliches: der Michabou, oder der Gott des Wassers, hat sie zu dem Ende gemacht, um Bieber zu fangen. In dem Canal, wodurch sie sich in die Huronssee ergiesset, befindet sich ein schneller Strom, welcher durch dike Felsen verursachet wird. Die Missionarien haben Fabel der Wilden davon.

ihn den Wasserfall St. Maria genannt. Diese Felsen sind, der Ueberlieferung dieser Wilden zufolge, Ueberbleibsel eines Dammes, den dieser Gott zu dem Ende gemacht, das Wasser der Flüsse und der See Alimipegon, welche diese grosse See angefüllet, aufzuhalten.

Kupferadern.

An den Ufern an manchen Orten, und um einige Inseln trift man grosse Stüke Kupfer an, welche ebenfalls der Vorwurf des Aberglaubens der Wilden sind. Sie sehen sie als Geschenke der Götter, die im Wasser wohnen, mit Ehrerbietung an; sie heben die kleinesten Broken sorgfältig auf, gebrauchen sie aber zu nichts. Sie sagen, daß vor diesem mitten in der See ein hoher Felsen von eben dieser Materie gestanden. Weil er nun nicht mehr gesehen wird, so behaupten sie, daß er von den Göttern anderswohin versezet worden. Es scheinet aber, als ob durch die Länge der Zeit die Wellen der See ihn mit Sande und Schlamm überschüttet haben. Und es ist gewiß, daß man an manchen Orten eine grosse Menge dieses Metalls angetroffen, ohne genöthiget zu seyn, viel darnach zu graben.

Fortsezung der Ueberlie-

Als Michabou, erzählen die Wilden ferner, die Obersee gemacht, habe er sich zu Michillima-

chillimakinac, woselbst er gebohren worden, niedergelassen. Dieses ist eigentlich der Nahme einer kleinen Insel, die fast rund ist, dazu sehr hoch, und beynahe an dem äussersten Ende der Huronssee lieget; welche Benennung nachher der ganzen Gegend beygeleget worden. Die Insel kan ohngefähr drey bis vier Meilen im Umfange haben; und man kan sie auf zwölf Meilen weit erbliken. Südwärts liegen noch zwo andere Inseln, davon die entferneste fünf bis sechs Meilen lang ist: die andere ist dagegen sehr klein, und ganz rund. Beyde sind mit Holzungen versehen, und das Erdreich ist gut: da hingegen die Insel Michillimakinac blos aus einem unfruchtbarn Felsen bestehet, der kaum mit ein wenig Moos und Kraut bedeket ist. Indessen ist sie doch einer der berühmtesten Oerter in Canada; und, nach einigen alten Ueberlieferungen der Wilden, der vornehmste Wohnplaz einer Völkerschaft gewesen, welche eben diesen Nahmen gehabt, und aus dreyßig Dorfschaften bestanden haben soll. Man hält dafür, daß die Iroquoisen sie vertilget. Zeit und Umstände aber sind unbekannt. So viel ist wenigstens gewiß, daß nicht die geringste Spur davon übrig geblieben. Der Nahme Michillimakinac heisset eigentlich eine grosse Menge Schildkröten.

ferung der Wilden von Michillimakinac.

Ueberfluß von Fischen in dieser Gegend

Die Michillimakinacs lebten meistentheils von Fischen; und es ist auch nicht leicht ein Ort in der Welt zu finden, wo sie überflüssiger seyn sollten. Die gemeinesten Fische, die in den drey Seen, und in denen sich in selbige ergiessenden Flüssen angetroffen werden, sind der Hering, Karpen, Goldfisch, Hecht, Stöhl, Astimakeg oder Weißfisch, und insbesondere die Lachsfohre. Man fischet dreyerley Arten derselben, davon die eine von ungeheurer Grösse, und so häufig ist, daß ein Wilder oftermalen mit seinem Wurfspiesse in Zeit von drey Stunden auf fünfzig Stük fangen kan: der liebste Fisch aber ist der Weißfisch. Die Wilden erzählen, daß Michabou ihre Vorfahren die Fischerey gelehret: dieser habe auch die Neze erfunden, und ihnen nach dem Gewebe der Spinne den Begriff davon beygebracht.

See Michigan. Bieberinseln, und Völkerschaft, Bieber genannt

Alles, was sich hier vom Erdreiche den Augen zeiget, gibt eben keinen Begriff eines guten Landes: man darf aber nicht allzu weit gehen, wenn man einen Boden antreffen will, der zu allem zu gebrauchen ist. Eben dieses lässet sich auch von den Bieberinseln sagen, welche man gleich linker Hand, wenn man in die Michigansee kommt, liegen lässet. Die Utawais, so sich dahin gewandt, säen Mays: und

und diese gute Gewohnheit haben sie von den Hurons erlernet, mit welchen sie sich lange Zeit in dieser Gegend aufgehalten. Die Amikoues hatten ehemals ihren Aufenthalt auf diesen Inseln: diese Völkerschaft ist anizo bis auf eine einzige Familie geschmolzen, die sich nach der Insel Manitoualin nach Norden der Huronssee gewendet; sie ist indessen eine der edelsten in Canada, nemlich nach der Meinung der Wilden, welche sie von dem grossen Bieber ableiten, der nach dem Michabou oder dem grossen Hasen ihre vornehmste Gottheit ist, und wornach sie auch den Nahmen führen. Dieser soll auch die See Nipißing gemacht haben; und alle schnelle Ströme, welche man in dem grossen Flusse der Utawais, der daraus entspringet, antrift, sind Ueberbleibsel eines Dammes, den er zu Erreichung seines Vorhabens aufgeworfen. Man sezet hinzu, daß er an eben dem Orte gestorben sey, und auf einem Berge begraben liege, den man an dem mitternächtigen Ufer der See Nipißing antrift. Dieser Berg stellet auf einer gewissen Seite die Gestalt eines Biebers vor; und dieses hat, allem Ansehen nach, Gelegenheit zu allen diesen Fabeln gegeben. Die Wilden hingegen behaupten, daß der grosse Bieber diesen Berg, nach-

dem er ihn zu seinem Begräbnis ausersehen, also gebildet. Sie werden auch niemalen dieses Ortes vorüber gehen, ohne demselben einen Schmauch von ihrem Tobak zu opfern.

Bucht der Noquets.

Man fähret auf dreyßig Meilen an der Küste einer Erdzunge, welche die See Michigan von der Obersee trennet. Diese Erdzunge ist an manchen Orten nur einige Meilen breit, und eines der schlechtesten Lande, die man nur finden kan; sie wird aber durch einen angenehmen Fluß begränzet, der Manistie heisset, und sehr fischreich, sonderlich an Stöhren ist. Etwas weiter hin, nach Südwesten, kommt man in eine grosse Bucht, deren Eingang mit Inseln besezet ist; welcher der Meerbusen oder die Bucht der Noquets heisset. Dieses ist ein kleines Volk, so von den Ufern der Obersee gekommen ist, und wovon blos einige hin und wieder zerstreuete Familien noch übrig sind, die nirgends eine bleibende Stätte haben.

Inseln der Poutewatamis.

Die Noquetsbucht wird von der grossen Bucht durch die Inseln der Poutewatamis abgesondert, von welchen bereits gemeldet, daß sie die alten Wohnungen dieser Wilden gewesen. Die mehresten Inseln sind mit Holze versehen: die einzige aber, die noch bewohnet wird, ist weder die grösseste noch

die

die beste; es stehet auch nur ein kleines Dorf auf selbiger.

Fünf bis sechs Meilen von dieser Insel trift man eine andere kleinere an, welche nicht weit von dem abendseitigen Ufer der Bucht lieget, und die den Eingang eines Flusses verbirget, an welchem das Dorf der Malhomines liegt, welche die Franzosen Wildhafer (*) um deshalb nennen, weil sie ihre gewöhnliche Nahrung von diesem Gewächse haben. Die ganze Nation bestehet aus dieser Dorfschaft, welche noch dazu nicht einmal volkreich ist. Es ist zu bedauren, daß sie nicht in stärkerer Anzahl vorhanden sind; denn es sind die ansehnlichsten Leute unter allen Canadern, und weit grösser als die Poutewatamis. Sie haben eine besondere Sprache unter sich, die sie niemand lehren. Man hat auch eine gewisse Erzählung von einer Schlange, welche sich alle Jahre in ihrem Dorfe einfindet, und mit grossen Ceremonien empfangen wird.

Malhomines oder Wildhafer.

Etwas unterhalb dieser Insel ändert das Land auf einmal den Anblik; und so wild es bisher gewesen, so angenehm fället es nunmehro in die Augen. Indessen, ob es gleich stark mit schönen Bäumen bewachsen ist, so ist es doch sandig, und nicht sonderlich fruchtbar.

Volk, Puans genannt.

(*) Folles Avoines.

bar. Die Otchagras, insgemein Puans genannt, wohneten ehedem an den Ufern der grossen Bucht in einer angenehmen Gegend: daselbst wurden sie von den Illinoisen angegriffen, welche einen grossen Theil davon todtschlugen; die übrig gebliebenen aber flüchteten nach dem Flusse der Outagamis, welcher sich mitten in der Bucht ergiesset. Daselbst liessen sie sich an dem Ufer einer Art von einer See nieder: und da sie blos von Fischen lebten, welche ihnen die See in grossem Ueberfluß mittheilte; so haben sie vielleicht daher den Nahmen Puans, Stinkende, bekommen; indem das ganze Ufer, wo die Cabanen stunden, voller verfaulten Fische lag, so gar, daß auch die Luft davon verunreiniget wurde. Es scheinet wenigstens, daß sie die andern Wilden, noch vor Ankunft der Franzosen, also genennet: und da sie sich niemalen weit von der grossen Bucht entfernet, so ist diese auch mit ihrem Nahmen beleget worden. Einige Zeit nachher, da sie ihren alten Posten verlassen, suchten sie sich an den Illinoisen wegen des erlittenen Verlustes zu rächen. Dieses Unternehmen aber mißlunge ihnen dergestalt, daß sie dadurch noch weit mehr geschwächet wurden, und sich auch nachher nicht wieder erholen können. Denn 600

von ihrer besten Mannschaft hatten sich in Canote begeben, um ihren Feind aufzusuchen: als sie aber über die See Michigan fahren wollten, mußten sie durch einen unvermuthet entstandenen heftigen Sturm insgesamt ersaufen.

Fort und Mission der grossen Bucht.

Die grosse Bucht, welche auch, wie gemeldet, die Puansbucht heisset, liegt von Michillimakinac auf achtzig Meilen entfernet; und macht einen Theil der See Michigan aus. An dieser grossen Bucht haben die Franzosen ein Fort, welches an dem abendseitigen Ufer des Flusses der Outagamis, eine halbe Meile von seiner Mündung, aufgerichtet ist. Dieses ist erst seit dem Utrechterfrieden geschehen. Ehe man dahin gelanget, lässet man rechter Hand ein Dorf der Sakis liegen. Die Otchagras haben sich seit einiger Zeit bey den Franzosen niedergelassen, und ihre Cabanen rund um das Fort herum gebauet. Beides ist eine gute Art von Leuten, insbesondere die erstern; den einzigen Fehler ausgenommen, daß sie allzu gerne zu stehlen pflegen. Ihre Sprache ist von allen andern unterschieden. Daher die Vermuthung entstehet, daß sie zu keinem Hauptvolke in Canada zu rechnen. Sie haben auch mehr mit den abendseitigen Völkerschaften, als mit denen bekannten in Canada, Umgang gehabt.

Sakis.

Die Sakis, ohnerachtet sie in geringer Anzahl vorhanden sind, haben sich dennoch in zwo Partheyen vertheilet, davon sich die eine zu den Outagamis, die andere hingegen zu den Poutewatamis hält. Diejenigen, die sich um das Fort niedergelassen, sind mehrentheils von der leztern Parthey, und folglich den Franzosen zugethan. Es ist auch eine Mission daselbst vorhanden.

Aberglaube der an der grossen Bucht wohnenden Völker.

Da die in der Nachbarschaft der grossen Bucht wohnende Völker, die Poutewatamis ausgenommen, viel ungesitteter als die andern sind; so sind sie auch dem Aberglauben unter allen übrigen am meisten ergeben. Die Sonne und der Donner sind ihre vornehmste Gottheiten. Insbesondere halten sie die Bären sehr hoch: und so bald sie einen getödtet haben, so stellen sie ein Fest mit sonderbaren Ceremonien an. Der Kopf des Bären wird mit mancherley Farben bemahlet, und während der Mahlzeit an einem erhabenen Ort aufgerichtet, woselbst ihm alle Eingeladene Ehrerbietung beweisen; und unterdessen, da sein Körper zerleget wird, stimmen sie Loblieder auf ihn an. Es haben nicht nur diese Wilden, gleich denen andern, die Gewohnheit, sich durch Fasten zu einer Jagd zuzubereiten; sondern sie halten solches mannigmal zehen

Tage

Tage lang: und wenn die Jäger ausgegangen, so werden auch die zurük gebliebenen Kinder dazu angehalten. Sie beobachten die Träume, die sie währender Fasten haben, und machen gute oder schlimme Folgerungen in Ansehung der Jagd daraus. Die Absicht dieser Fasten ist diese, die Schuzgeister der Thiere zu besänftigen: und sie glauben, daß diese ihnen im Traum verkündigen, ob sie selbige ohne Widerstand erlegen werden, oder Schaden von ihnen zu gewarten haben.

Verschiedene Völker gegen Norden und Westen in Canada.

Diejenige Nation, welche seit dem Anfang dieses Jahrhunderts in diesen Abendländern am meisten bekannt geworden, ist die Völkerschaft der Outagamis. Die Wildheit dieses Volks, welche noch dazu, durch verschiedentlich zur Unzeit geschehenes übles Verhalten gegen sie, noch mehr vergrössert worden, ingleichen der Umgang mit den Irrquoisen, haben sie ungemein furchtbar gemacht. Nachher haben sie sich mit den Sioux sehr genau verbunden, welche ein zahlreiches Volk ausmachen, das beynahe eben so kriegerisch ist. Und diese Vereinbarung machet den Franzosen die Fahrt der Höhe des Missisippi fast unmöglich. Eben dadurch wird auch die Sicherheit auf dem Illinoisenflusse gehemmet, wodurch ihrer Handlung kein geringer Abbruch

bruch geschiehet. So viel die gegen Westen und Norden befindliche Völkerschaften anlanget; so ist leichtlich zu glauben, daß noch verschiedene in dasigen Gegenden vorhanden seyn können, die theils gar nicht, theils sehr wenig bekannt geworden; und wovon man mit der Zeit so wohl, als von einigen Gegenden, nähere Nachricht zu erhalten, vermuthend seyn kan.

Mission und Fort beym St. Josephsfluß; dessen gefährlicher Lauf.

Von der grossen Bucht bis an den St. Josephsfluß, der sich in die See Michigan ergiesset, rechnet man ohngefähr hundert Meilen. An diesem Flusse ist eine Mission und ein Commendantenhaus, welches das Fort genennet wird (*), weil es mit einer schlechten Umpfälung umgeben ist; wie sich solches bey den mehresten Forts nicht anders verhält, bey Chambly, St. Friederich und Cataracoui ausgenommen, als welche wirkliche Vestungswerke sind. Indessen finden sich in allen einige metallene oder steinerne Gestüke, welche hinlänglich sind, den ersten Anlauf zurük zu halten. Die Franzosen haben auch daselbst zwey Dörfer, davon das eine von Miamis, und das andere von Pouteoutamis bewohnet

(*) Diese Mission ist vor dem Utrechterfrieden, das Fort aber nach demselben aufgerichtet worden.

bewohnet wird. Der St. Josephsfluß kommt von Südost, und ergiesset sich in die See Michigan, deren sämtliche morgenseitige Küste man befahren muß, die hundert Meilen lang ist, ehe man in den Fluß gelanget. Nachgehends fähret man zwanzig Meilen hinauf nach dem Fort zu. Bey dieser Fahrt ist viel Behutsamkeit nöthig: denn wenn der Wind von der Breite oder von Westen kommt, so sind die Wellen so lang als die See; und diese Winde sind sehr gewöhnlich daselbst. Es hat auch das Ansehen, daß eine Menge Flüsse, welche sich an der Morgenseite in die See ergiessen, mit ihrem Schusse nicht wenig beytragen, die Wellen zu vergrössern, und die Fahrt noch gefährlicher zu machen: Es gibt auch wenig Oerter in Canada, wo die Schiffe und Fahrzeuge eher Schaden nehmen, als hier.

Fluß Marquette.

Unter allen an der Küste der See Michigan der grossen Bucht gegen über liegenden Flüssen ist noch mit wenigen des Flusses Marquette zu gedenken. Dieser gleichet anfänglich einem Bache; fünfzehen Schritt aber weiter hinauf kommt man in eine See, welche auf zwo Meilen im Umfang hat. Damit dieser Fluß in die See Michigan gelangen können, so sollte man glauben, daß man mit

der Hake ein Stük Felsen abgehauen, so man bey der Einfahrt linker Hand liegen lässet: und auf der rechten Seite ist die Küste ohngefähr eines Büchsenschusses weit sehr niedrig; nachher aber erhebt sie sich auf einmal sehr hoch. Der P. Joseph Marquette, aus Laon in der Picardie gebürtig, war einer der berühmtesten Missionarien in Neufrankreich. Er hat fast die ganze Gegend durchreiset, und verschiedene Entdekungen gemacht, wovon die leztere die Entdekung des Missisippi war, welchen Fluß er mit Joliet 1673 befuhr. Zwey Jahr nachher, und als er von Chicagon, so mitten am Ufer der See Michigan lieget, nach Michillimakinac gieng, kam er den 18. May 1675 in den Fluß, wovon hier die Rede ist, und dessen Mündung der Zeit an dem äussersten Ende des niedrigen Erdreichs ist, so man gemeldeter massen bey der Einfahrt rechter Hand liegen lässet: daselbst richtete er einen Altar auf. Nachher gieng er ein wenig auf die Seite, GOtt seine Danksagung abzustatten; und bat die beiden Führer seines Canots, ihn eine halbe Stunde allein zu lassen. Als nun diese Zeit verstrichen war, und er nicht wieder kam; so giengen sie ihm nach, erschraken aber sehr, da sie ihn todt fanden: dabey erinnerten sie sich

der

der Worte, die er bey der Einfahrt in diesen Fluß gesprochen: daß er nemlich seine Reise daselbst endigen werde. Weil aber Michillimakinac allzu weit davon entfernet lag; so wurde sein Leichnam nahe am Ufer des Flusses eingescharret. Das Jahr darauf ist einer von denen, die ihn begraben, zurük gekehret, und hat seine übrigen Gebeine nach Michillimakinac gebracht. Die Einwohner nennen diesen Fluß anizo den Fluß des schwarzen Roks; die Franzosen aber den Fluß Marquette, und verabsäumen nicht, wenn sie sich auf der See Michigan in Gefahr befinden, diesen Pater um Hülfe anzurufen.

Des St. Josephsflusses Beschaffenheit und Gegenden.

Der St. Josephsfluß erstreket seinen Lauf auf hundert Meilen, und seine Quelle ist nicht weit von der See Eriee entfernet. Er ist auf 24 Meilen weit schiffbar. Auf beiden Seiten des Ufers siehet man schöne, mit erstaunend hohen Bäumen besezte Gegenden. Dieser Fluß ist ungemein bequem zur Handlung aller Theile von Canada; daher auch nicht zu verwundern, daß er von den Wilden so häufig besuchet wird. Die Mascoutins hatten vor nicht gar zu langer Zeit eine Niederlassung an demselben errichtet; sie haben sich aber nachher wieder nach ihrem Lande, welches weit besser seyn soll, und zwischen der

See Michigan und dem Missisippi liegt, gewendet. Die Pouteouatamis haben allmählich verschiedene Posten eingenommen, und halten sich auch noch izo daselbst auf: ihr Dorf liegt an eben der Seite, wo das Fort stehet, und etwas höher, und auf einer schönen Ebene. Das Dorf der Miamis aber liegt auf der andern Seite des Flusses. Die Felder, welche das Fort umgeben, sind voller Sassafras, daß auch die Luft davon einen balsamischen Geruch bekommt. Es ist aber allhier nicht ein einiger grosser Baum anzutreffen, wie in Carolina, sondern ein blosser Strauch, der fast auf der Erden fortkriechet.

Miamis. Die Wilden dieser Gegend sind von Natur Räuber; und sehen alles, was sie erhaschen können, als gute Prisen an. Es ist zwar an dem, wenn man seinen Verlust zeitig merkt, so hat man selbigen nur dem Oberhaupte anzuzeigen, so kan man versichert seyn, das Verlohrne bald wieder zu erlangen: das Oberhaupt muß jedoch eine Verehrung bekommen, welche den Werth der verlohrnen Sache übertrift; überdem verlanget er auch annoch einige Kleinigkeiten für den, der sie ausfündig machet, und der, allem Vermuthen nach, der Dieb selbst ist. Diese Wilden würden auch ehender den beschwerlich-

sten Krieg aushalten, als von diesem Laster ablassen (*).

Die Wälder in Canada sind ohnstreitig die grössesten auf dem ganzen Erdboden, und allem Ansehen nach so alt als die Welt, keineswegs aber von Menschenhänden gepflanzet. Nichts ist prächtiger als ihr Anblik. Die Bäume verlieren sich in den Wolken; und es findet sich eine so erstaunende Mannigfaltigkeit von verschiedenen Arten Bäumen darinn, daß auch selbst diejenigen, welche sich auf ihre Känntnis besonders geleget, kaum die Hälfte haben kennen lernen. So viel ihre Eigenschaften und Gebrauch anbelanget, so sind die Meinungen unterschieden. Wälder und Bäume in Canada.

Die ersten Gattungen der Bäume, so bey Erblikung eines solchen Waldes besonders in die Augen fallen, sind die Fichten, Tannen und Cedern, welche insgesamt von erstaunender Dike und Höhe sind. Die Fichten sind zweyerley Arten, weisse und rothe: und beide führen eine Feuchtigkeit mit sich, woraus Harz und Pech gemacht werden kan. Die meisten Fichten zweyerley Arten.

(*) Es scheinet, der P. Charlevoix spreche von dieser Nation deswegen nicht zum besten, weil sie nicht gar gut französisch ist. Sie haben das Bündniß mit den Engländern jederzeit treulich beobachtet. Sie werden von den Engländern Twigtwees genannt.

meisten weissen Fichten werfen an den äussersten Spizen eine Art Schwämme aus, welche die Einwohner Garigue nennen, und wider Brustbeschwerung und die rothe Ruhr als untrügliche Mittel angesehen zu werden verdienen. Die rothen Fichten sind weit drüsichter und dauerhafter, sie werden aber nicht so dike. Der Boden, worauf beide Arten wachsen, ist nicht tüchtig zum Akerbau; denn er bestehet mehrentheils aus kießichter, sandigter und thonigter Erde.

Tannen viererley Arten.

Tannen gibt es viererley Arten in Canada. Die erstere Art gleichet der unserigen; die drey andern aber sind die weissen, die rothe Epinette, und die Peruche. Die zweyte und vierte Art schiesset sehr hoch, und insbesondere ist die weisse sehr gut zu Zimmerarbeit. Auf einem feuchten Boden wächset sie ungemein. Die Rinde ihres Holzes ist eben und glänzend, voller kleiner Blasen von der Grösse einer Bohne; welche einen gewissen Terpentin in sich fassen, der allerley Wunden, auch so gar Arm- und Beinbrüche in kurzer Zeit heilet. Man will auch behaupten, daß er das Fieber vertreiben, auch Brust- und Magenschmerzen lindern soll. Man nimmt zween Tropfen mit etwas Brühe ein. Die rothe Epinette gleichet der weissen fast gar

nicht.

nicht. Ihr Holz ist dichte, und dienet ebenfalls zum Bau und zu Zimmerarbeit. Der Boden, worauf sie wächset, ist sandigt und thonigt. Die Peruche ist harzig; jedoch gibt sie nicht so viel Gummi, daß man einen Gebrauch damit machen könnte. Ihr Holz hält sich lange in der Erde, ohne zu verfaulen; weshalb es auch sonderlich zu Planken und Scheidewänden gut zu gebrauchen ist. Die Rinde dieses Holzes ist den Lohgerbern nüzlich; und die Wilden machen eine Farbe daraus, die dem Türkblau fast gleich kommt. Mehrentheils ist der Boden, worauf sie wächset, thonig.

Cedern gibt es eine zwiefache Art, nemlich weisse und rothe. Jene, die weisse Cedern, sind weit diker: und man machet Dielen davon. Es ist auch dasjenige Holz, welches, weil es sehr leichte ist, insgemein zu Schindeln gebraucht wird. Sie wirft auch eine Art Weyrauch aus; Früchte hingegen, gleich den Cedern auf Libanon, trägt sie nicht. Die rothe Ceder ist weit kleiner und dünner. Der merklichste Unterschied zwischen beiden bestehet darinn, daß der Geruch der ersten in den Blättern sich befindet, bey der andern aber in dem Holze lieget. Die leztere aber riechet weit angenehmer. Die Ceder, we- Cedern zweyerley Arten.

nigstens die weisse, erfordert ein sehr gutes Erdreich.

Eichen, Ahorn, wilder Kirschbaum, Nußbaum, Buche u. s. w.

In ganz Canada gibt es Eichen von einer zwiefachen Art, nemlich die weisse und rothe Eiche. Die erstere findet sich ostermalen auf niedrigem, feuchtem und fruchtbarem Lande, das auch mit Korn und Früchten bestellet werden kan. Die rothe, deren Holz nicht so geachtet wird, wächset hingegen auf einem trokenen und sandigten Boden. Beide Arten tragen Eicheln.

Der Ahornbaum ist auch sehr gemein; und es finden sich sehr starke darunter, woraus sich gute Geräthschaft machen lässet. Das Erdreich, worauf er wächset, ist erhaben, und zu tragbaren Bäumen tüchtig. Den weiblichen Ahorn nennet man Rhene: dieser hat auch ein nasses Holz, und ist weit blasser als der männliche; übrigens sind sie beide von gleichen Eigenschaften.

Der wilde Kirschbaum (*), der sich bey dem Ahornbaum hin und wieder antreffen lässet, ist gut, Hausgeräthe daraus zu verfertigen. Er gibt viel mehr Wasser, als der Ahorn; es ist aber bitter, und der Zuker, so daraus gemacht wird, verlieret niemalen seine Bitterkeit. Die Wilden gebrauchen die

Rinde

(*) Merisier.

Rinde seines Holzes wider verschiedene Krankheiten, welche dem weiblichen Geschlechte zustossen. Es gibt auch in Canada viele Eschen, welche gut zu Zimmerarbeit und zu Fässern seyn, worinn trokene Waaren aufbehalten werden sollen.

Dreyerley Nußbäume trift man auch an, nemlich den harten, zarten, und den dritten, welcher eine feine Rinde hat. Der harte trägt kleine Nüsse, welche zwar gut zu essen, aber schwer zu verdauen sind. Sein Holz taugt zu nichts, als zum Brennholze. Der weiche trägt lange Nüsse, die sehr wohl schmeken, und eine harte Schale haben. Das Holz ist zwar nicht so gut, als das unserige: da hingegen aber ist es unverweslich, so wohl auf dem Lande als in dem Wasser; auch sehr schwer zu verbrennen. Der dritte trägt Nüsse von der Grösse des erstern, nur in grösserer Menge; welche in zarten Schalen sitzen, aber bitter schmeken. Man macht daraus ein schönes Oel, so häufig gebraucht wird. Dieser Baum hat ein weit zukerhafter Wasser, als der Ahornbaum; nur gibt er es nicht in so grosser Menge.

Die Buche ist in mancher Gegend sehr häufig; sie tragen viel Buchnüsse, woraus leichtlich Oel gemacht werden könnte. Die

Bären und Rebhüner suchen ihre vornehmste Nahrung darinn. Das Holz ist sehr zart; und gut, Ruder daraus zu machen. Das meiste Holz, welches unter den Ahorn- und wilden Kirschbäumen wächset, ist ebenfalls häufig zu finden. Dieser Baum wird sehr dike und gerade: das Holz ist weich, und lässet sich nicht verarbeiten. Die Wilden pflegen mit der Rinde der Buchen ihre Cabanen zu deken.

Ulmbaum.

Der Ulmbaum ist sehr gemein in diesen Landen. Es gibt weisse und rothe. Das Holz von leztern ist schwer zu verarbeiten, es ist aber von langer Dauer. Von der Rinde der rothen Ulmbäume machen die Iroquoisen ihre Canote. Es gibt auch viele hohle Ulmbäume, worinn sich die Bären und wilden Kazen von dem November bis in den April verbergen. Die Espe wächset insgemein längst den Flüssen und in Morästen.

Besondere Bäume.

In den dikesten Wäldern trift man eine Art Pflaumenbäume an, welche sehr sauere Früchte tragen. Der Essigbaum ist eine schwammigte Staude, so eine sauere Traubenfrucht trägt, die so roth als Ochsenblut aussiehet. Pemine ist eine andere Art von Staudengewächsen, welches längst den Bächen und Wiesen wächset, und träget ebenfalls eine

Traubenfrucht von einer lebhaften Röthe. Drey Arten von Johannisbeeren wachsen auch von sich selbst, welche den europäischen nichts nachgeben. Atoca ist eine Kernfrucht von der Grösse einer Kirsche. Die Pflanze liegt in dem Moraste, und bringt ihre Frucht im Wasser. Sie ist scharf, und man pfleget sie mit Zuker einzumachen. Der Weißdorn wächset längst den Flüssen, und trägt viel dreykörnichte Früchte. Cotonnier, welche gleich den Sparges drey Fus hoch schiesset, und an den Spizen verschiedene Büschel Blumen trägt. Des Morgens, ehe der Thau fället, schüttelt man die Blumen; und man bekommt sodann nebst dem Wasser eine Art Honig, welches, wenn es gekocht wird, sich in Zuker verwandelt. Die Sonne (*) ist eine andere und auf den Feldern der Wilden sehr gemeine Pflanze, die wächset sieben bis acht Fus hoch. Ihre Blume ist gros, und hat viel Körner. Die Wilden kochen sie, und machen ein Oel daraus, womit sie sich die Haare beschmieren. Die Hülsenfrüchte und Gewächse, welche diese Völker bauen, sind der Mays oder türkischer Weizen, kleine Bohnen, Kürbisse und Melonen. Insbesondere

(*) Soleil, welches vermuthlich eine Sonnenblume ist.

sondere haben sie eine Art von kleinen Kürbissen, welche einen Zukergeschmak haben. Die Melonen und Angurien waren den Wilden bereits vor Ankunft der Europäer bekannt. Hopfen und Capillaire oder Frauenhaar wachsen in Canada von sich selbsten.

Witterung. Strenge Kälte. Die grösseste Beschwerlichkeit in Canada verursachet die ausserordentliche strenge Kälte. Denn die ersten Fröste füllen die Flüsse in wenig Tagen mit Eise; und bald darauf wird die Erde mit Schnee bedekt, der sechs Monat währet, und beständig an den Orten, wo der Wind nicht hinkommen kan, auf sechs Fus hoch lieget. Zwar ermangelt es nicht an Holze, sich wider die grimmige Kälte zu schüzen: Es ist aber auch etwas betrübtes, daß man fast keinen Fus aus dem Hause sezen kan, ohne vor Frost umzukommen, wenn man sich nicht wenigstens als ein Bär mit Rauchwerk umhüllet hat. Man kan sich die Heftigkeit des Frostes daraus leicht begreiflich machen, daß auch so gar die Bären genöthiget werden, diese sechs Monat lang die Luft zu vermeiden, und sich zu verbergen. Wenn der Himmel helle ist, so kommt von Westen ein Wind, der das Gesicht zerschneidet. Wendet sich der Wind nach Süden oder Osten, so wird die Witterung zwar gelinder; es fället

aber

aber sodenn ein so diker Schnee, daß man am hellen Mittage nicht zehen Schritte vor sich sehen kan. Gehet nun das Wasser auf, so werden Ochsen, Schaafe, Hüner, Gänse, in Summa, alles, was man eingesperret hat, mit fortgerissen; daß man also die heftige Kälte lieber wieder zurük wünschen möchte. So bald aber der May eintrit, so ändert man die Sprache. Die Annehmlichkeit des zu Ende gehenden Frühjahres ist alsdenn um so erquikender, da sie auf eine der strengsten Jahreszeiten folget; die Hize des Sommers, welche in vier Monaten Saat und Erndte zeiget; die helle Witterung des Herbstes, worinn man eine ganze Reihe der schönsten Tage geniesset: alles dieses mit der Freyheit, die man in diesem Lande hat, zusammen genommen, verursachet eine solche Erböschung, des wegen der Winterbeschwerlichkeiten übrig gebliebenen Andenkens, daß man sich keine ergözendere Gegend zu wünschen und zu ersinnen vermag.

Beschwerlichkeit des Winters.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß diese harte und lang anhaltende Kälte nicht solche Beschwerlichkeiten nachlassen sollte, denen man abzuhelfen nicht vermögend ist. Darunter gehöret hauptsächlich die Schwierigkeit, das Vieh füttern zu können, als welches den

Winter

Winter über gar nichts auf den Feldern antrift, und folglich viel zu unterhalten kostet, und dessen Fleisch nach einem sechsmonatlichen Fasten fast gar keinen Geschmak hat. Es gehöret auch viel Korn für das Federvieh, und grosse Sorgfalt dazu, solches sechs Monat lang aufzubehalten. Wollte man nun bey Anfang des Winters so viel schlachten, daß man diese Zeit über seinen Lebensunterhalt davon haben, und sich auch die Fütterung erleichtern könnte; so würde das Fleisch gar bald ganz unschmakhaft werden. Das einzige Mittel, unter dem Eise Fische, und insbesondere Stokfische und Aalen zu fangen, erleichtert noch einigermassen die Beschwerlichkeit. An frische Butter und Eyer ist gar nicht zu gedenken. Die Früchte sucht man zwar, so gut man kan, zu verwahren; wenn sie aber ein paar Monat gelegen, so haben sie weder Saft noch Geschmak mehr.

Ursachen dieser Kälte.

Es ist zu bewundern, daß, da die canadischen Pflanzstädte eben so nahe an der Sonne, als die mittägigen Provinzen in Frankreich, liegen, doch ein so grosser Unterschied der Witterung unter einerley Parallellinien angetroffen wird. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Gebürge, Wälder und Seen nicht dazu vieles beytragen sollten. Indessen

sen müssen doch auch nähere Ursachen vorhanden seyn, welchen denn von den Naturkündigern auch weitläuftig nachgeforschet, und die Nähe des nordlichen Eises, als die hauptsächlichste davon, angegeben worden. Es könnte auch möglich seyn, daß, wenn Canada völlig entdeket, und als Frankreich bewohnet wäre, der Winter nicht so strenge und so lange anhaltend seyn würde; indessen würde es doch, wegen der hellen und reinen Luft, allemal kälter als in Frankreich seyn. Denn je reiner der Himmel, und je mehr die Luft durch die Sonne verdünnet ist, je strenger und heftiger ist die Kälte (*).

So

(*) Es scheinen hauptsächlich vier Haupturſachen zu seyn, warum Nordamerika, welches mit Europa in gleicher Polhöhe liegt, dennoch viel kälter als dieses ist. **Erstlich** lassen die diken und hohen **Wälder** die Sonne nicht so kräftig würken, und erhalten die Nässe viel länger, die ohne diß durch die vielen Flüsse und Seen vermehret wird. **Hernach** liegt das Land ungemein hoch, je höher aber ein Land ist, je kälter ist es auch; Oberschwaben hat im 48. Grad keine so warme Luft als der Rheinstrom im 50 Grad. Daß aber Nordamerika und besonders Canada hoch liege, siehet man theils aus dem Gebürge, die beständig oder doch die meiste Zeit des Jahres mit Eis und Schnee bedekt sind, theils aus dem Lauf der Flüsse. Man nehme nur die zween grossen Ströme, den St. Lorenz und den Missisippi, die gegen 1500 französische Meilen laufen,

und

Aalfang. So bald aber der Winter vorüber ist, so liefert die Fischerey und Jagd alles, was zur Nahrung gehöret, in Ueberfluß. Ausser den bereits angeführten Fischen und Wildpret, so liefert der St. Lorenzfluß und die Wälder den Einwohnern, so zu sagen, eine zwiefache Art Manna, so ihnen ungemein wohl zu statten kommt.

Von Quebek an bis an den Dreyfluß fänget man in den Flüssen eine unbeschreibliche Menge grosse Aale, welche, wie man glaubt, aus der See Ontario kommen, woselbst

und noch dazu in Norden entspringen, wo sehr hohe Gebürge seyn müssen, ob man sie gleich noch nicht kennet; so ist auch die Reinigkeit der Luft ein Beweiß von der Höhe des Landes. Drittens macht die Entfernung vom Meer, daß wenigstens die innern Gegenden von der wärmern Seeluft nicht gemildert werden können. Endlich, welches zwar nur eine Vermuthung, aber von grosser Wahrscheinlichkeit ist, so scheinet das veste Land von Amerika sich sehr nahe unter den Nordpol zu ziehen, und dieses in einer sehr grossen Breite und Länge, wozu noch kommt, daß in Norden eine unaussprechliche Menge Eisberge seyn müssen, die den so kalten Nord- und Nordwestwind bringen, der auch in denen an dem Meerufer gelegenen englischen Colonien noch sehr empfindlich ist. Wann man dieses alles zusammen nimmt, so darf man sich nicht mehr wundern, wann in Amerika der Winter unterm 40. Grad so kalt, als in Europa unterm 50. Grade ist.

selbst sie in den Morästen entstehen, welche am Ufer dieser See nach Norden zu befindlich sind; und weil sie die weissen Meerschweine antreffen, die ihnen beständig nachstellen, so wollen die meisten wieder zurük kehren; und dieses veranlasset, daß sie in so grosser Menge gefangen werden. Die Art, sie zu fangen, geschiehet folgendergestalt. Das Erdreich, welches mit der Fluth bedekt, und bey der Ebbe troken gelassen wird, besezet man hin und wieder mit Kasten, und lehnet sie an eine Umzäunung von Weidengelten, welche den Aalen keinen Durchgang verstatten. An das engste Ende der Kasten werden grosse Senkhame von gleicher Materie und Arbeit vestgemacht; und das andere Ende, welches sehr breit ist, wird an die Weidengelten gelehnet. Diese werden hin und wieder mit Büschen von Laubwerk bestekèt. Wenn nun alles von der Fluth bedekt ist, so finden sich die Aale, welche allemal das Ufer suchen, und durch das Laubwerk angeloket werden, längst der Umzäunung haufenweise ein; treten in die Senkhame, wodurch sie in das für sie zubereitete Gefängnis gerathen: und oftermalen werden diese Kasten durch eine einzige Fluth gänzlich angefüllet. Diese Aale sind viel grösser als die unserigen, und geben

viel Oel. Ihre Gräten endigen sich insgesamt mit einer gekrümmeten Spize. Dieser Fang währet ganzer drey Monat: nach Ablauf dieser Zeit werden sie, gleich den Heringen, eingesalzen, und halten sich sehr lange.

Turteltauben. Die andere Art von dem also genannten Manna ist eine Art wilder Tauben, welche im May und Junius die Luft oftermalen verfinstern. Diese nähern sich den Pflanzstädten, und sezen sich auf die Bäume in der Nähe. Sie werden insgemein Turteltauben genannt, und sind von den Holz-Turtel- und andern Tauben in Europa hinlänglich unterschieden, daß sie gar füglich eine vierte Gattung ausmachen könnten. Sie sind weit kleiner als unsere Tauben. Ihre Federn sind dunkelbraun, die Flügel ausgenommen, worinn sich schöne hellblaue Federn befinden. Man sollte glauben, daß dieser Vogel nichts anders als den Tod verlange: denn wenn sich ein trokener Zweig an einem Baume befindet, so ist es eben derselbe, worauf sie sich niederlassen, und sich auf eine solche Art in Ordnung stellen, daß auch der schlechteste Schüze wenigstens ein halb Duzend mit einem Flintenschusse herunter holen kan. Man hat auch Mittel gefunden, einige lebendig zu fangen. Sie werden bis zu Eintrit des ersten

Frostes

Frostes gefüttert: alsdenn schneidet man ihnen den Hals ab, und wirft sie in die Kornkammern, worinn sie sich den ganzen Winter über halten. Diese nun, und die eingesalzenen Aale, machen die hauptsächlichste Winterspeise der Einwohner der Pflanzstädte in Canada aus.

Beschaffenheit der Einwohner in Canada.

Aus allem, so bisher angeführet worden, erhellet, daß jederman seinen nöthigen Lebensunterhalt finden kan. Man entrichtet wenig Abgaben; der Einwohner kennet keine Steuren; das Brod ist wolfeil; Fleisch- und Fischwerk ist nicht theuer: die Weine und Stoffe, und alles, was aus Frankreich kommt, kostet hingegen sehr viel. Die Edelleute und Officirer, die nichts als ihre Lohnung und dabey starke Familie haben, sind am meisten zu beklagen. Die Weiber bringen den Männern insgemein nichts weiter, als guten Verstand, Freundschaft, Annehmlichkeit und eine grosse Fruchtbarkeit zum Heirathsgute mit. In Neufrankreich ist ein weit stärkerer Adel, als in allen andern Pflanzstädten zusammen. Der König unterhält annoch acht und zwanzig bis dreyssig Compagnien Seesoldaten, und drey Landmajors. Viele Geschlechter sind geadelt. Die Edelleute aber würden noch weit schlechter gesezet seyn, wenn ihnen die

Handlung nicht erlaubet wäre, und die Jagd und Fischerey nicht offen stünde.

Wird nicht erkannt. Diejenigen, die Mangel leiden, haben es sich blos allein beyzumessen. Das Land ist fast durchgehends gut. Es kan keine gesundere Himmelsgegend auf der Welt angetroffen werden: es herrschet daselbst keine dem Lande eigene Krankheit: die Felder und Wälder sind mit einfachen Arzneymitteln auf eine bewundernswürdige Weise angefüllet, und die Bäume geben Balsam von ungemeiner Wirksamkeit von sich. Alle diese Vortheile sollten billig diejenigen, die darinn gebohren werden, zurük halten: jedoch die Leichtsinnigkeit, und der Abscheu vor einer beständigen und ordentlichen Arbeit haben verschiedene junge Leute angetrieben, das Land zu verlassen, und dadurch den Anwachs der Pflanzstädte zu schwächen.

Gute und böse Eigenschaften der Creolen. Dieses sind die Fehler, welche insgemein den canadischen Franzosen vorgeworfen werden; und die sie sich mehrentheils von den Wilden angewöhnet haben, als welche ihre grösseste Glükseligkeit in einer Unabhänglichkeit suchen, und sich gar nicht einschränken lassen, sondern alles ihrer Freyheit aufopfern.

Die Creolen in Canada werden eines grossen Geizes beschuldiget. Sie geben auch

in der That Proben davon, die man kaum glauben sollte. Die weiten Reisen, die sie thun; die Beschwerlichkeiten, die sie aushalten; die Gefährlichkeiten, denen sie sich blos stellen; die Gewalt, die sie sich anthun, übertreffen alles, was man sich davon vorstellen kan. Indessen gibt es doch wenige Menschen, die uneigennüziger seyn als sie; denn sie verschwenden dasjenige, so sie mit vieler Mühe und Arbeit erworben, in kurzer Zeit, ohne eine Reue darüber zu bezeugen. Alle ihre Reisen und Beschwerlichkeiten geschehen deshalb, weil sie einen Wohlgefallen daran finden. Sie lieben die freye Luft, und sie haben sich in Zeiten zu einer herumschweifenden Lebensart angewöhnet; diese hat für sie etwas reizendes, wodurch sie ihre vergangenen Beschwerlichkeiten und ausgestandene Gefahr vergessen: und sie suchen eine Ehre darinn, die neue Gefahr und Unbequemlichkeit zu verachten. Sie besizen viel Verstand, insbesondere die Mannspersonen: diese sind fruchtbar an Erfindungen; herzhaft und vermögend, die wichtigsten Angelegenheiten durchzutreiben. Ihr allzu grosses Zutrauen zu sich selbst verdienet unter ihre Fehler gerechnet zu werden. Dadurch werden sie verwegen, und sind schwer von ihrem Vorsaz zu-

rük zu halten. Sie sind sehr gesund, wohl gewachsen, und haben wohl proportionirte Gliedmassen. Ihre Behendigkeit und Geschwindigkeit hat wenig ihres gleichen. Man hat ihnen zwar die Geschiklichkeit absprechen wollen, Wissenschaften, die ein Nachsinnen erfordern, zu erlernen; es ist solches aber nicht durchgångig wahr befunden worden. Denn niemand kan an ihnen eine ungemeine Fähigkeit zur Mechanik läugnen: hierzu haben sie nur eine geringe Anführung nöthig; und sie pflegen alsdenn nicht nur ihrem Meister gleich zu kommen, sondern selbigen auch bey weiten zu übertreffen. Wegen ihres erhabenen Gemüthes schiken sie sich schlecht zur Aufwartung: da hingegen sind sie desto bessere Herren. Das Laster der Undankbarkeit wird ihnen zwar auch vorgeworfen: dieses rühret aber keinesweges aus einem Vorsaze her, sondern ist vielmehr ihrem flüchtigen Temperament beyzumessen. Ueberdem ist es auch eine solche Regel, die vielfältige Ausnahmen hat.

Das sechste Capitel.

Von Louisiana.

In vorhergehendem Capitel haben wir unsern Wegweiser, nemlich den P. Charlevoix, an dem St. Josephsflusse verlassen. Nunmehro wollen wir ihn von da durch den Fluß Theakiki nach Louisiana begleiten. Dieser Fluß wird auch durch eine Verstümmelung von den Canadern Kiakiki genannt. Theak heisset ein Wolf: und dieser Fluß ist von denen Mahingans also genennet worden, welche man auch Wölfe geheissen, und die sich ehedem an selbigem niedergelassen hatten. Er erstreket sich von seiner Quelle auf funfzig Meilen, und bildet sodann eine kleine See; nachher erweitert er sich ungemein. Bis an diese See ist das Ufer schlecht, und der Fluß selbst schmal. Nachher aber, wenn man gemeldete See erreichet, wird das Erdreich allmählich besser: und man trift Wiesen an, die man nicht übersehen kan. Die Ochsen halten sich auf selbigen zu etlichen Hunderten auf. Man muß sich aber hüten, daß man nicht von den Sioux und Outagamis überraschet wird, welche durch die Nachbarschaft der Illinoisen, ihrer Todfeinde, dahin kommen.

Fluß Theakiki.

men. Das schlimmste bey dem Flusse Theakiki ist dieses, daß er bey zunehmender Breite seine Tiefe verlieret. Es ist auch zu bewundern, daß er so wenig Wasser hält, da er doch verschiedene kleine Flüsse aufnimmt: darunter ist ins besondere einer, welcher wenigstens eine Morgenbreite in seiner Mündung hält, und der Iroquoisenfluß genennet wird; weil sich diese Völker von den Illinoisen darauf überrumpeln lassen, wobey sie viel Mannschaft eingebüsset. Dieser Verlust gieng ihnen um so mehr nahe, da sie die Illinoisen allezeit verächtlich angesehen, diese ihnen auch niemalen Stand gehalten.

Illinoisenfluß. Fourche ist der Ort, wo der Fluß Theakiki und der Illinoisenfluß sich mit einander vereinbaren. Diesen Nahmen haben die Canader selbigem beygeleget. Der Illinoisenfluß, ob sich gleich sein Lauf bis dahin, wo er in den Theakiki fällt, auf sechzig Meilen erstreket, ist dennoch so gering, daß an manchen Orten ein Ochs darüber sezen kan, und kaum mit den halben Beinen naß wird. Der Theakiki hingegen, ausser, daß er seine Quellen hundert Meilen weit bis dahin ableitet, ist ein schöner Fluß. Indessen verlieret er allhier seinen Namen: ohne Zweifel haben ihm die Illinoisen, da sie sich an verschiedenen

Orten

Orten auf beiden Seiten niedergelassen, ihren eigenen Nahmen gegeben. Da er nun durch diese Vereinbarung ungemein verstärket wird, so weichet er keinem der grössesten Flüsse in Europa in der Breite. Man will auch zuverläßig versichern, daß man nicht leicht ein schöner Land als dasjenige antreffe, so er bewässert. Fünfzehen Meilen von der Fourche gewinnet er eine Tiefe, die seiner Breite völlig gemäs ist. In diesem Zwischenraume nimmt er verschiedene andere Flüsse auf; worunter der grösseste Pisticoui heisset, und aus dem schönen Lande der Mascoutins kommt. Weiter hin ist ein schneller Strom, den man Charbonniere (Kohlenfluß) genannt hat, weil man auf dem daran stossenden Erdreich viele Kohlen angetroffen. Auf dieser Fahrt entdeket man unermeßliche Wiesen, die hin und wieder mit kleinen Holzsträuchern bewachsen sind, welche das Ansehen geben, als ob sie von Menschenhänden gepflanzet wären. Das Kraut ist auch so hoch, daß man sich darinn verbergen kan. Zwischen diesen trift man viele Fussteige an, gleichsam als ob sie mit Fleis angeleget wären. Eine Meile unterhalb dieses Kohlenflusses bemerket man rechter Hand einen runden und ausserordentlich erhabenen Felsen, dessen Gipfel mit Erde be-

schüttet ist: man nennet ihn das Fort der Miamis, weil diese Wilden ein Dorf daselbst gehabt haben. Nach Endigung einer andern Meile linker Hand siehet man einen gleichmäßigen Felsen, der nur schlechtweg der Felsen genennet wird. Dieser ist ebenfalls sehr erhaben, und erstreket sich längst dem Ufer des Flusses auf zwey hundert Schritte, der an diesem Orte viel breiter wird. Von ferne sollte man diesen Felsen für eine Vestung ansehen. Man trift auch auf der Spize noch einige Trümmer von einer Umpfälung an, weil die Illinoisen ehemals eine Verschanzung daselbst gehabt. Ihr Dorf liegt am Fusse dieses Felsens auf einer Insel, welche, nebst verschiedenen andern ebenfalls sehr fruchtbaren Inseln, den Fluß an diesem Orte in zween ziemlich breite Canäle zertheilen. Oben auf dem Felsen ist ein ebener und ziemlich breiter Boden, von welchem alle Wilden aus Canada nicht zwanzig mit Feuergewehr versehene Mann, wenn sie nur Wasser haben könnten, leichtlich vertreiben würden.

Papagoyen. Längst dem Flusse Theakiki trift man, hauptsächlich zur Sommerszeit, häufige Papagoyen an: An dem Missisippi aber halten sie sich zu allen Jahreszeiten auf. Diese sind nicht grösser als die Amseln; haben einen

gelben

gelben Kopf, und in der Mitte desselben einen rothen Flek; die übrigen Federn sind mehrentheils grün.

See und Dorf Pimiteouy.

An dem See Pimiteouy, der auf drey Meilen lang, und eine Meile in der Breite hält, stehet nach Endigung dieser drey Meilen ein ander Dorf der Illinoisen, so fünfzehen Meilen von dem Dorfe des Felsens entfernet ist. Nichts ist angenehmer, als seine Lage: es hat gerade gegen über, gleichsam im Perspectiv, einen vortrefflichen Wald; und hinterwärts eine Ebene von unermeßlicher Weite, so ebenfalls mit Waldung umgeben ist. Die See und der Fluß sind voller Fische, und an den Ufern wird unzähliches Wild angetroffen. Dieses Dorf führet mit dem See Pimiteouy gleichen Nahmen.

Lauf des Illinoisenflusses.

Von Pimiteouy bis an den Missisippi rechnet man fünfzig Meilen. Das erstere von angeführten beiden Dörfern liegt unter dem ein und vierzigsten Grad, der Eingang in den Illinoisenfluß aber ist unter dem vierzigsten Grad: von dem Felsen lauft dieser Fluß nach Westen, in einiger Ablenkung nach Süden, er nimmt aber viele Umwege. Von Ort zu Ort trift man Inseln an, davon einige ziemlich gros sind. Die Ufer sind an manchen Orten ziemlich niedrig. Im Frühjahre

jahre überschwemmet er die mehresten Wiesen, die man rechter und linker Hand antrift, welche folglich hoch mit Kraut bewachsen sind. Man hält den Fluß durchgängig für fischreich.

Fluß Saguimont und der Macopines.

Der Fluß Saguimont fällt 25 Meilen unter dem See Pimiteoui in den Illinoisenfluß. Er ist gros, und kommt von Süden: fünf bis sechs Meilen weiter hinunter liegt ein etwas kleinerer, der Fluß der Macopines genannt. Dieses Wort, Macopines, ist der Nahme grosser Wurzeln, welche, wenn sie roh gegessen werden, ein Gift sind; so bald sie aber bey gelindem Feuer fünf bis sechs Tage gekocht werden, so verlieren sie alle schädliche Eigenschaften. Zwischen beiden angeführten Flüssen findet man, in gleicher Entfernung von dem einen und andern, einen Morast, nahmentlich Machoutin, welcher den halben Weg von Pimiteouy nach den Missisippi ausmacht.

Einfahrt in den Missisippi.

Kurz nachher, wenn man über den Fluß der Macopines gegangen, entdeket man die Ufer des Flusses Missisippi, welche ausserordentlich hoch sind. Dem ohngeachtet hat man doch noch über 24 Stunden zu fahren, ehe man auf selbigen gelanget; weil der Illinoisenfluß an diesem Orte von Westen bis nach

nach Süden durch Osten verändert wird. Sein Einfluß in den Missisippi ist Ostsüdost. Man lässet rechter Hand eine grosse Wiese liegen, woraus ein kleiner Fluß kommt, der viel Kupfer mit sich führet. Nichts ist reizender, als diese Gegend. An der linken Seite aber hat es nicht gleiche Beschaffenheit: denn man siehet daselbst nichts, als hohe Berge, so mit Felsen untermischet sind, zwischen welchen sich einige Cedern befinden; diese machen aber, so zu sagen, nur einen Vorhang aus, hinter welchem die schönsten Wiesen liegen.

Beschreibung des Missisippi oberhalb des Illinoisenflusses.

Unter den Flüssen, welche in den Missisippi, oberhalb des Illinoisenflusses, laufen, ist der Ochsenfluß (*) der wichtigste, der zwanzig Meilen davon entfernet ist, und von Westen kommt. Man hat in seiner Nachbarschaft eine sehr schöne Salzquelle entdeket. An dem Ufer des Maramegs, der in den Missisippi fällt, trift man eben dergleichen an. Ohngefähr vierzig Meilen weiter hinauf lässet man den Assenesipi oder Felsenfluß liegen, der von Osten kommt, und dessen Benennung von einem Felsen entstanden ist, der mitten in dem Flusse lieget, und von welchem versichert werden will, daß viel Bergcrystall darinn

(*) Riviere aux Bœufs.

inn befindlich seyn soll. Fünf und zwanzig Meilen höher hinauf trift man rechter Hand den Ouisconsing an, auf welchem der P. Marquette und Joliet in den Missisippi gelanget, als sie selbigen zuerst entdeketen.

Die Ajoues, (welche auf dieser Höhe, nemlich auf 43 Grad und 30 Minuten der Polushöhe, wohnen; und die in einem Tage, wenn sie ihre Weiber und Kinder nicht bey sich haben, auf 30 Meilen zurük legen können,) sagen, daß, wenn man von ihnen abreiset, man nach drey Tagereisen bis zu einem Volke, Omans genannt, gelange, welche eine weisse Haut und blonde Haare hätten. Dieses Volk soll beständig mit den Panis, und andern weiter nach dem Abend zu wohnenden Wilden, im Kriege leben. Es soll sich auch, ihrem Anführen nach, sehr weit von ihnen eine grosse See befinden, an welcher Völker wohnen, die den Europäern gleichen, Knöpfe an ihren Kleidern trügen, Städte baueten, und sich bey der Ochsenjagd der Pferde bedieneten; ihre Waffen aber bestünden in Bogen und Pfeilen.

Linker Hand, ohngefähr sechzig Meilen oberhalb des Ochsenflusses, siehet man mitten aus einer unermeßlichen und schönen Wiese, worauf sich wilde Ochsen und ander Wild

in Ueberfluß aufhält, den Moingona kommen. Bey seinem Eingange in den Missisippi hat er sehr wenig Wasser, er ist auch an sich selbst sehr enge; jedoch es soll sich sein Lauf auf 250 Meilen von Norden bis Westen erstreken. Er entspringet aus einer See, und 50 Meilen davon bildet er eine andere. Von dieser zweyten See wendet man sich zur linken, und kommt in den blauen Fluß (*); der wegen seines Grundes, welcher ganz blau ist, also genennet wird. Er stürzet sich in den St. Peterfluß.

Wenn man den Moingona hinauf fähret, trift man viele Steinkohlen an: und wenn man 150 Meilen weit hinauf gekommen, entdeket man ein Vorgebirge, um welches der Fluß einen Umweg nehmen muß, und dessen Wasser an diesem Orte röthlich und stinkend wird. Man hat an diesem Vorgebirge verschiedene mineralische Steine und Antimonium antreffen wollen. Eine Meile oberhalb der Mündung des Moingona fallen in den Missisippi zwey sehr lange starke Ströme, woselbst die Fahrzeuge ausgeladen und fortgezogen werden müssen. Oberhalb des zweyten Stroms, oder 21 Meilen von dem Moingona, findet man auf beiden Seiten des Flusses

(*) Riviere bleüe.

Flusses Bienadern, welche ehedem durch einen berühmten Seefahrer, Nahmens Nicolaus Perrot, entdeket worden, nach welchem sie auch genennet sind.

Zehen Meilen über den Ouisconsing, an eben derselben Seite, nimmt eine grosse Wiese ihren Anfang, welche sechzig Meilen lang, und mit Bergen umgeben ist, die eine vortreffliche Aussicht verursachen. Nach Westen zu siehet man eine andere, die aber nicht so lang ist. Zwanzig Meilen höher an dem äussersten Theile der ersten erweitert sich der Fluß, und man hat diesen Ort die See der guten Hülfe (*) genannt. Diese See ist eine Meile breit, und hält sieben Meilen im Umfange, und ist ebenfalls mit Wiesen umgeben. An der rechten Seite hatte Nicolaus Perrot ein Fort erbauen lassen. Bey dem Ausgange aus dieser See siehet man die kahle Insel (**); welche um deshalb also genannt worden, weil sich auch nicht ein einziger Baum auf selbiger befindet; da hingegen bestehet sie aus einer vortrefflichen Wiese. Die Franzosen in Canada haben sie ofternalen zum Mittelpunkte ihrer Handlung in dieser westlichen Gegend gemachet. Drey Meilen

(*) Lac de bon Secours.
(**) Isle pelée.

len oberhalb dieser Insel lässet man den Fluß zum heiligen Kreuz, welcher aus der Gegend der Obersee kommt, rechter Hand liegen: man will bey seiner Mündung Kupferadern gefunden haben. Einige Meilen weiter lässet man den St. Peterfluß linker Hand liegen, dessen Ufer von Sioux bewohnet wird, und dessen Mündung von dem Wasserfall St. Anton nicht allzu weit entfernet ist. Bis an diesen grossen Wasserfall, der unterm 45. Grad liegt, ist der Missisippi eigentlich nur bekannt (*).

Bey dem Vorgebirge St. Anton wird man zuerst Röhre gewahr, welche denen, die in Europa hin und wieder wachsen, ziemlich gleichen, nur daß sie höher und stärker sind. Man will behaupten, daß sie nur auf einem guten Boden wachsen: dieses Erdreich muß aber sehr wässericht seyn, weil es zu keinem andern Gewächse, als blos zum Reisse, tüchtig ist. Man gibt sich nicht die Mühe bey Bearbeitung des Bodens, solches auszuraden: es würde dieses auch eben keine allzu Röhre.

leichte

(*) Glaubwürdige Leute, so daselbst gewesen, versichern, daß daselbst der Missisippi von einem platten Felsen queer durchkreuzet werde, worüber sein Wasser hinfliesset, und sich von einer Höhe von sieben bis acht Ruthen herunter stürzt. Von da bis zum Meer hat er einen ganz freyen Lauf.

leichte Arbeit seyn, indem die geknotete Wurzel sehr lang, und mit einer unzählichen Menge Faden unter der Erde weggehet, und sich unter einander schlinget. Diese Wurzeln haben einen guten Firniz, und gleichen den Bambosruthen in Japan, woraus man die schönen Röhre machet, welche die Holländer unter dem Nahmen Rottangs verhandeln.

Warum das Getreide in Louisiana nicht fort kommen wollen.

Wenn man also ein Feld, so mit Rohr bedekt, tragbar machen will; so begnüget man sich, solches kurz über der Erde abzuschneiden: nachher lässet man es troknen, und legt Feuer daran. Die Asche davon dienet zum Dünger; das Feuer öfnet die Dunstlöcher der Erde, die sich leicht aufgraben lässet: und alsdenn säet man, was man will; Reiß, Mays, Wassermelonen, mit einem Worte, allerley Getreide und Hülsenfrüchte; nur Korn ausgenommen, als welches in diesem fetten Lande sich erschöpfet, und zu viel Kraut heraus treibet, an Körnern hingegen Mangel hat. Wenn dieses Erdreich mit Sand vermenget, und einige Jahr nach einander mit Mays bestellet würde; so könnte man aller Wahrscheinlichkeit nach diesem Mangel wohl abhelfen. So viel aber das hohe Land, und welches der Ueberschwemmung des Flusses nicht so sehr ausgesezet ist, anbelan-

anbelanget; so ist solches sogleich tüchtig zum Akerbau: und wenn einige Proben an manchen Orten nicht haben gelingen wollen, so ist die Bearbeitung daran Ursache; indem solches nicht recht aufgelukert worden.

Wenn man den Missisippi von der Mündung des Illinoisenflusses an fünf Meilen lang befahren, so kommt man an die Mündung des Missouri, der Nordnordwest- und Südsüdostwärts gehet. Dieses ist wohl der schönste Zusammenfluß, der gefunden werden kan. Beide Flüsse sind beynahe von einer Breite; denn jedweder hält auf eine halbe Meile. Der Missouri aber lauft viel schneller, und scheinet als ein Sieger in den Missisippi zu schiessen, durch welchen er sein weisses Wasser bis an das andere Ufer, ohne sich mit des andern Wasser zu vermischen, durchschiessen lässet; nachher theilet er ihm seine Farbe mit, welche der Missisippi alsdenn auch nicht verlieret, sondern solchergestalt sich mit grosser Schnelle in das Meer stürzet (*).

Verschiedene Völker, die sich an dem Missouri niedergelassen.

Die Osages, eine zahlreiche Völkerschaft, die sich an dem Ufer eines Flusses, (der nach ihrem Nahmen genennet wurde, und sich in den

(*) Bey dem Zusammenfluß des Missuri und Missisippi haben die Franzosen seit dem Utrechterfrieden ein Fort angelegt.

den Missouri, ohngefähr auf vierzig Meilen vor seiner Vereinigung mit dem Missisippi, stürzet,) niedergelassen, senden alle Jahr ein- oder zweymal an die Kaskasquias, daselbst den Calumet zu singen. Wenn man den Fluß Missouri aufwärts fähret, trift man die Nation von gleichem Nahmen zuerst an (*). Weiter hinauf sind die Canses; nachher die Octotatas, welche einige auch Mactotatas nennen: alsdenn folgen die Ajoues; und ferner die Panis, ein zahlreiches Volk, so in verschiedene Cantons eingetheilet ist, welche insgesamt von einander unterschiedene Benennungen haben. Der Fluß Missouri entspringet auf einem hohen glatten Gebirge, hinter welchem ein anderer grosser Fluß befindlich ist, der allem Ansehen nach ebenfalls seinen Ursprung darauf nimmt, und seinen Lauf nach Westen wendet. Alle diese genannte Völker bewohnen das abendseitige Ufer des Missouri, die Ajoues ausgenommen, welche sich gegen Osten aufhalten, und Nachbarn der Sioux und ihre Bundsgenossen sind.

Adern des Flusses Marameg.

Zur Rechten des Missisippi ist der Fluß Marameg, woselbst man sich beschäftiget, Silber-

ber-

(*) An dem Missuri, ungefähr 50 Meilen, ehe er in den Missisippi fällt, haben die Franzosen seit dem Utrechterfrieden eine Schanze erbauet.

beradern zu finden. Bis izo aber hat man nichts als blosses Bley angetroffen. Ob nun durch fernere Bearbeitung die vermeinten Silberadern ausfündig zu machen seyn werden, solches wird die Zeit lehren.

Kaskasquias ist ein Strich Landes, worinn zwo Dorfschaften von Wilden angeleget worden, und woselbst eine der blühendesten Missionen errichtet ist. Die zahlreichste ist gleich am Ufer des Missisippi. Eine halbe Meile weiter unterwärts, einen Büchsenschuß von dem Flusse, ist das Fort Chartres. Vier Meilen weiter, und eine Meile von dem Flusse, befindet sich ein grosser Fleken von Franzosen, so mehrentheils in Canada gebohren sind, und einen Jesuiten zum Aufseher haben. Das zweyte Dorf der Illinoisen liegt zwey Meilen davon, und weiter Landeinwärts. Die Franzosen leben hier sehr gemächlich. Ein Flandrer hat sie, Korn zu säen, gelehret, wobey sie sich sehr wohl befinden. Sie haben Horn- und Federvieh. Die Illinoisen bearbeiten das Land nach ihrer Art, und sind sehr arbeitsam. Sie füttern auch Federvieh, und verkaufen es an die Franzosen. Ihre Weiber sind geschikt: sie spinnen Ochsenhaare, und machen sie so fein, daß man sie oftermalen für Seide halten sollte. Hieraus Kaskasquias.

machen sie Zeuge, die sie schwarz, gelb und roth färben. Aus diesen Zeugen verfertigen sie Röke, und nähen sie mit Faden, die sie aus den Nerven der Rehe machen, sauber zusammen. Die Art, diese Faden zu machen, ist sehr schlecht. Sie legen nemlich die Nerven an die Sonne, und lassen sie zween Tage lang troknen; nachher klopfen sie solche, und ziehen mit leichter Mühe einen weissen und feinen, dabey aber starken Faden daraus. Der französische Fleken ist gegen Norden mit einem Flusse begränzet, der sehr hohe Ufer hat. Das ganze Land ist offen: es bestehet aus weiten Wiesen, welche sich auf 25 Meilen erstreken, und blos durch kleine Gebüsche unterschieden werden.

Verschiedene Stämme der Illinoisen.

Die Ilinoisen oder Illinoisen sind in verschiedene Stämme vertheilet. Ein Stamm wird Moingona genannt: die andern aber sind unter den Namen Peorias, Tamorouas, Caoquias und Kaskasquias bekannt. Diese Stämme sind aber heut zu Tage sehr unter einander gemischt, auch sehr vermindert worden. Von den Kaskasquias ist nur noch eine geringe Anzahl übrig; und die beiden Dörfer, die diesen Nahmen führen, bestehen fast einzig und allein aus Tamarouas und Metchigamias: diese lezteren sind ein fremdes

des Volk, das von dem Ufer eines kleinen Flusses hergekommen, und welches man bey dem Herabfahren des Missisippi antrift; sie sind aber von den Kaskasquias unter ihre Völkerschaft mit aufgenommen worden.

Nuzbarkeit des illinoisischen Postens.

Dieser Posten der Illinoisen ist mit allem Recht der älteste zu nennen. Es sind zween Vortheile damit verknüpfet. Der erste wird nicht in Zweifel gezogen werden können, wenn man seine Lage und Nähe an Canada betrachtet, mit welchem er allemal eine beiden Colonien nüzliche Gemeinschaft haben kan. Der andere Vortheil bestehet darinn, daß er ganz Louisiana zur Kornkammer dienet, und selbiges bis an das Meer mit Getreide versehen kan. Nicht nur das Erdreich ist fruchtbar, sondern es versaget auch nichts von allem, was zum menschlichen Unterhalt nöthig ist. Die Himmelsgegend ist gelinde unter dem 38. Grad 9 Minuten, Norderbreite. Es würden auch Vieh-Heerden mit erwünschtem Nuzen angeleget werden können; man könnte so gar die wilden Ochsen zahm machen, und von ihrer Wolle und Häuten einen starken Handel treiben. Die Luft ist gut; und wenn man ja einige Krankheiten vermerket, so ist die Ursache in dem Mangel und in der Ausschweifung, auch vielleicht in dem neu

aufgelukerten Erdreiche zu suchen: Leztere Beschwerlichkeit würde aber von keiner Dauer seyn, und die Veränderung der Himmelsgegend würde denen, die mit der Zeit daselbst gebohren werden, keine üble Folgerungen verursachen. Uebrigens kan man sich auf die Illinoisen mehr, als auf ein Volk in Canada, wenn man die Abenaquis ausnimmt, verlassen. Sie haben sich mehrentheils zum christlichen Glauben gewendet, und sind insbesondere liebreich, und den Franzosen sehr zugethan (*).

Art, den Missisippi zu befahren.

Auf dem Missisippi muß man bey der Befahrung viele Vorsichtigkeit gebrauchen. Mit rindnen Fahrzeugen würde man zu viel wagen; denn dieser Fluß nimmt allezeit eine grosse Anzahl Bäume mit sich, welche entweder von dem Ufer hinein fallen, oder von den einschiessenden Flüssen mit geführet werden. Viele dieser Bäume werden unterwegens durch eine Spize oder trokene Sandbänke angehalten; daher man alle Augenblik befürchten muß, wider einen Ast, oder einen unter dem Wasser verborgen liegenden Stamm zu stossen: und mehr wird nicht erfordert, mit einem

(*) Dieses Fort ist schon vor dem Utrechterfrieden errichtet worden, gleich nach den Zeiten des la Salle.

einem solchen Canote zu scheitern. Man muß sich also an statt der Canote der Pyrogen, oder dreyer ausgehohlter Baumstämme bedienen, welche dergleichen Unfall nicht unterworfen sind: da hingegen aber lassen sie sich auch nicht so bequem regieren.

Nun sind wir in der Gegend, wo der in unsern Tagen so bekannt gewordene Osio, oder der schöne Fluß, den die Engländer Allegany nennen, in den Missisippi fällt. Wir wollen ihm bis zu seiner Quelle, von der schon oben etwas gesagt worden, folgen, und auf diesem Wege werden wir bis nach Pensilvanien und Neujork durch ein vortreffliches Land, welches die Engländer und Franzosen in die Augen sticht, gelangen. Er trit in den Missisippi eine Viertelmeile breit ein. Verschiedene, die sich gegenwärtig befunden, halten dafür, daß in ganz Louisiana kein Ort bequemer und nöthiger zu einer Niederlassung sey. Das ganze Land, so von dem Ouabache und Ohio bewässert wird, ist sehr fruchtbar: es bestehet aus grossen Wiesen, auf welchen sich die Wilden Ochsen zu Tausenden aufhalten. Ueberdem ist die Gemeinschaft mit Canada eben so leicht, als vermittelst des Illinoisenflusses, zu erhalten; ja der Weg ist noch viel kürzer. Ein Fort und eine gute Fluß Osio.

 Besa-

Besazung würde die Wilden, insbesondere die Charquis, so heut zu Tage die zahlreichste Völkerschaft dieses vesten Landes ist, leichtlich im Zaum halten können (*).

Wann man den Osio hinauf fähret, so kommt man bald zu demjenigen Ort, da der Uabasche, der auch St. Hieronymusfluß genennet wird, sich mit demselben vereiniget. Hier haben die Franzosen wiederum ein Fort angelegt, um die Cherakeer im Zaum zu halten. Wann man noch weiter aufwärts kommt, wo der Fluß Chiagues in denselben fällt, und auf diesem leztern aufwärts fähret, so trift man nahe an den südlichen Ufern des Sees Erie das französische Fort Sandoski an, so erst 1751 erbauet worden. Noch weiter hinauf haben sie an dem Fluß Böuf, der in den Osio sich ergiesset, welche Gegend die Engländer schon zu Pensilvanien rechnen, erst seit dem Aachnerfrieden zwey Schanzen errichtet. In dem Lande der Miamis oder Twightwees, die mit den Engländern in gutem Verständnisse leben, haben die Franzosen 1750 an dem Osio eine Schanze angelegt, um die sich 1754 dreyhundert französische Fami-

(*) Was hier der P. Charlevoir anrathet, haben die Franzosen seit dem Utrechterfrieden in reichem Maase erfüllet, wie das folgende weiter lehren wird.

Familien wohnhaft niedergelassen. Im lezt- gedachten Jahre haben sie hingegen die Schanze der Engländer angegriffen und eingenommen, die in Pensilvanien bey dem Zusammenfluß des Mohongala und Osio auf besondern Befehl des Königs war erbauet worden. Vor der Schlacht, in welcher der englische General Braddok bey Wilskreek am Osio im Sommer 1755 von den Franzosen geschlagen worden, sollen diese in ihren Schanzen am Osio bey dritthalb tausend regulirte Truppen und 600 streitbare Indianer zu ihren Diensten gehabt haben. Das Fort Quesne haben die Franzosen auch am Osio aufgebauet.

Auf diesem ganzen Wege trift man wilde Kazen an, Pljoux genannt, welche den unserigen gleichen, ausser daß sie etwas grösser sind. Einige haben lange, andere hingegen kurze Schwänze: beide Arten aber haben ein wildes Ansehen, und man hält sie für sehr gefräßig. Wilde Kazen.

Die Wälder sind auch mit Nußbäumen häufig angefüllet, welche denen, so man in Canada antrift, gleichen; und ihre Wurzeln haben verschiedene Eigenheiten, die man nicht an andern angemerket haben will. Sie sind sehr zart, und ihre Rinde fällt ins schwarze: Nüsse und ihre Eigenschaft.

ihr hauptsächlichster Gebrauch aber ist in der Arzneykunst. Denn sie hemmen den Durchlauf, und sind ein gutes Brechmittel.

Volk Chicachas, und Fluß

Die Chicachas machen eine zahlreiche und streitbare Völkerschaft aus, und halten sich an dem Flusse gleiches Nahmens auf. Die Franzosen sind durch das Bündnis der Illinoisen mit diesem Volke in Uneinigkeit gerathen. Sie werden von den Spaniern unter die Völker in Florida gerechnet (*). Der Fluß Chicachas ist ziemlich enge, kommt aber sehr weit her. Seine Mündung ist Nord und Süd. Von da rechnet man auf 86 Meilen bis nach Kaskasquias; zu Lande aber ist der Weg bis dahin weit kürzer. Das Land ist unvergleichlich, und in den Wäldern gibt es Bäume, die das ganze Jahr hindurch beständig grün sind. Die wenigen Wiesen unterhalten diese Grüne, und eine ansehnliche Anzahl mit Holzung versehener Inseln, davon einige ziemlich gros sind, bilden angenehme Canäle, wodurch die grösseſten Schiffe fahren könnten.

Chicachas.

Die Chicachas (Schikascher, Schikasawer, Sikaschawer) sind Todfeinde der Franzosen, und treue Bundsgenossen der Engländer.

(*) GARCILASSO DE LA VEGA Histoire de la conquete de Florida.

der. Sie sind für die französische Colonien von Louisiana eben so gefährlich, als es die indianischen Franzosen für die englische Pflanzstädte sind. Doch hat sie der langwierige Krieg mit den Franzosen ziemlich geschwächt. Es sind nicht mehr als etwa noch 400 streitbare Männer unter ihnen anzutreffen. Nichts desto weniger führen sie den Krieg mit einer eben solchen unerschrokenen Standhaftigkeit fort, als sie vorher gethan, da sie den Franzosen noch überlegen waren.

Cherakeer.

Die Cherakeer, die zwischen dem Osio, den Apalachengebürgen, den Schikasawern und Creekern wohnen, sind nach den Iroquoisen die mächtigste mit den Engländern im Bunde stehende Nation. Sie haben sich diesen 1729 unterworfen, und der Statthalter von Südcarolina Gleen hat dieses Bündnis 1755 erneuert.

Wälder in Louisiana.

Die Wälder anbelangend, die fast das grosse Land bedeken, so ist vielleicht nichts in der Natur befindlich, so ihnen gleich zu schäzen, man mag nun die Dike, die Höhe der Bäume, oder ihre Mannigfaltigkeit und Nuzbarkeit betrachten. Denn ausser den gefärbten Bäumen, welche einen wärmern Boden erfordern, wird man nicht leicht eine Art Bäume vergeblich darinn suchen. Es gibt

Cypressen-

Cypressenwälder, die auf acht bis zehen Meilen lang sind. Diese Bäume haben eine ihrer Höhe gemässe Dike, welche alles übersteiget, was man in Europa von hohen Bäumen antrift. Diejenige Art Lorbeerbäume, welche beständig grünen, und man wegen der Gleichheit mit den Tulpen Tulipier nennet, ist auch in Europa bekannt geworden. Sie wachsen sehr hoch, und haben ungemein schöne Blätter. Der Copalme ist noch grösser, und diker, und gibt einen Balsam von sich, welcher dem peruvianischen wohl schwerlich etwas nachgiebet. Alle bekannte Arten von Nußbäumen sind nebst allem nur ersinnlichen Nuz- und Bauholze in grosser Menge vorhanden: wenn lezteres aber gebrauchet werden soll, so muß man bedacht seyn, solches zu wählen, was nicht am Ufer des Flusses, noch in dem ganzen Raume, der durch seinen Austrit überschwemmet wird, wächset; denn weil die Wurzeln beständig im Wasser stehen, so wird es sehr schwer, und verfaulet auch leicht.

Dorf und Fluß der Akansas.

An dem südlichen Ufer des Missisippi, auf einer kleinen Wiese, liegt das erste Dorf der Akansas. In einem Bezirk von acht Meilen liegen noch drey andere, und jedes machet einen besondern Stamm aus: eines von diesen vieren vereinbaret zween Stämme, insge-

insgesamt aber werden sie unter dem Geschlechtsnamen Akansas begriffen. Die Wilden des ersten Dorfs werden Ouyapes genannt. Die Westgesellschaft hat ein Magazin und einen Aufseher daselbst.

Der Fluß Akansas, welcher sehr weit her fliessen soll, ergiesset sich durch zwo entfernte Mündungen, davon die eine auf vier Meilen von der andern lieget, in den Missisippi. Dieser Fluß kommt, dem Angeben nach, aus dem Lande gewisser Wilden, welche schwarze Panis genennet werden, und die allem Vermuthen nach eben diejenigen sind, welche unter dem Nahmen Panis Ricaras verstanden werden. Man kan den Fluß Akansas nur mit vieler Schwierigkeit hinauf fahren, weil er durch verschiedene Ströme sehr verwirret wird: an manchen Orten hat er auch so niedrig Wasser, daß man die Fahrzeuge nachschleppen muß. Die Absonderung seiner beiden Arme ereignet sich sieben Meilen unter der zweyten und kleinesten seiner Mündungen. Ein angenehmer Fluß, den man den weissen Fluß (*) nennet, und der aus dem Lande der Osages kommt, schiesset hinein. Zwo Meilen weiter hinauf sind die Torimas und Topingas, welche nur eine Dorfschaft

(*) Riviere Blanche.

schaft ausmachen. Zwo andere Meilen unterhalb sind die Sothouis. Nicht weit davon wohnen die Kappas. Diese Völkerschaft war zu des Ferdinand von Soto Zeiten sehr zahlreich.

Actienhandel des Law. Ihrer Dorfschaft gerade gegen über siehet man die Trümmer von des berufenen Law Gestattung, davon die Gesellschaft Eigenthümer geblieben ist. Dahin sollten die 9000 Teutsche, welche in der Pfalz angeworben wurden, gebracht werden; und es ist Schade, daß es nicht geschehen. Denn es ist nicht leicht in ganz Louisiana, nach der Gegend der Illinoisen, ein Land tüchtiger, allerhand Getreide vorzubringen, und Vieh zu ernähren.

Noch ist mit wenigen zu gedenken, daß die Akansas die gröss-sten und ansehnlichsten unter allen Wilden des vesten Landes sind, daher sie auch insgemein die schönen Menschen genennet werden. Aus eben der Ursache glaubt man auch, daß sie mit den Cansen des Missouri, und mit den Pouteouatamis in Canada gleichen Ursprung haben. Die Franzosen haben im Lande der Akansas zwey Forts am Missisippi 25 Seemeilen von einander.

Fluß der Yasous. Der Eingang in den Fluß der Yasous oder Yachoux ist Nordwest und Südost, und

enthält

enthält ohngefähr einen Morgen in der Breite. Sein Wasser ist röthlich; und man hält dafür, daß die, so davon trinken, den Blutfluß erhalten. Die Luft ist übrigens sehr ungesund. Das Fort ist übel angeleget: und Bizart, der es erbauet, war bedacht, solches anderswohin, und in eine etwas entfernte schöne Wiese zu verlegen, wo die Luft gesunder ist, und allwo sich ein Dorf der Yasous, das mit Courcas und mit Ofogoulas vermenget ist, befindet, welche insgesamt auf 200 Mann auf die Beine bringen können. In diesem Flusse halten sich viele Caimans auf, davon manche fünfzehen Fus lang sind. Sie lassen sich sonderlich des Nachts hören, und ihr Geheule gleichet dem Brüllen eines Stieres. Wenn sich jemand darinn badet, so wird er augenbliklich von den Caimans umgeben. Keiner aber nähert sich; sondern es scheinet, als ob sie so lange Achtung gäben, bis sich die Badenden aus dem Flusse ans Land begeben: alsdenn fallen sie sie augenbliklich an. Wenn man sich ihrer sodann erwehren will, so muß man sich mit einem Stoke versehen, und damit das Wasser bewegen, wodurch sie augenbliklich zur Flucht gebracht werden. An diesem Flusse ist auch ein Magazin angeleget worden.

La d der Natchen. Das Land der Natchen ist eines der schönsten, fruchtbarsten und volkreichsten in ganz Louisiana, und vier Meilen von den Pasous entlegen. Die Anlandung geschiehet an einen ziemlich hohen Hügel, an dessen Fus ein kleiner Bach vorbey rinnet, worauf nichts als nur kleine Fahrzeuge fortkommen können. Von dem ersten Hügel steiget man auf einen andern, auf welchem man eine Art von Redute aufgeführet hat, die mit einer blossen Umpfälung verschlossen ist. Diese Verschanzung hat man ein Fort genennet. Aus diesem Hügel erheben sich verschiedene kleine Bergspizen: und wenn man diese überstiegen, so wird man an allen Seiten weitläuftige Wiesen gewahr, welche durch verschiedene Gebüsche unterschieden werden, und daher ein gutes Ansehen geben. Die gemeinsten Bäume darinn sind die Nußbäume und Eichen; und aller Orten ist das Erdreich unverbesserlich. Man trift daselbst ein Magazin und einen Aufseher an; und die Gesellschaften, so daselbst Pflanzstädte angerichtet, haben verschiedene Baumwollenbäume, ingleichen Tobak, gepflanzet. Es wächset auch viel wilder Indigo auf dem Lande.

Beschreibung des Das grosse Dorf der Natchen ist anizo bis auf wenige Cabanen geschmolzen. Die

Ursache

Ursache soll diese seyn; daß die Wilden, denen ihr Oberhaupt alles, was sie haben, zu nehmen berechtiget ist, sich von ihm, so weit sie nur können, zu entfernen suchen; und daher sind verschiedene Fleken dieser Nation einige Meilen von diesem Dorfe entstanden. Die Tioux, ihre Bundesgenossen, haben ebenfalls in ihrer Nachbarschaft dergleichen angeleget. Die Cabanen des grossen Dorfs sind in Form viereketer Pavillons angeleget: sie sind sehr niedrig, und haben keine Fenster. Die mehresten sind mit Blättern, oder Stroh von Mays, bedekt. Einige bestehen aus Leimen, der mit Stroh durchtreten, und sind so wohl inwendig als auswendig mit dünnen Deken behangen. Die Cabane des Oberhaupts ist sehr reinlich, auch weit grösser und räumlicher, als die andern: sie stehet auf einem etwas erhabenen Boden.

grossen Dorfs und Tempels der Natchen.

Der Tempel liegt der Cabane des Oberhaupts zur Seite, gegen Morgen und am Ende eines daran stossenden grossen Plazes. Er bestehet aus eben den Materialien, als die Cabanen: seine Gestalt aber ist unterschieden. Es ist ein länglichtes Vierek, ohngefähr vierzig Fus lang und zwanzig breit; mit einem Dache nach der Form der unserigen. An beiden äussersten Seiten sind zween hölzerne

Wetterhähne, welche zween Adler, jedoch sehr ungeschiklich, vorstellen. Die Thür ist in der Mitte der Länge des Gebäudes, welches sonst keinen andern Eingang hat; auf beiden Seiten befinden sich steinerne Bänke. Das Innere gleichet dem Aeusserlichen vollkommen. Drey Stüke Holz, welche am Ende zusammen stossen, und in ein Dreyek gestellet seyn, nehmen beynahe die ganze Mitte des Tempels ein; und brennen langsam. Ein Wilder, so der Tempelhüter heisset, muß sie beständig im Brennen erhalten. Wenn es kalt wird, so kan er ein besonder Feuer vor sich haben: bey dem erstern aber ist ihm nicht erlaubt, sich zu wärmen; weil solches der Sonne zu Ehren brennet. Zierrathen finden sich nicht darinn, wohl aber verschiedene Kisten, die ohne Ordnung gestellet sind, und in welchen einige trokene Knochen liegen: auf der Erden trift man hin und wieder Köpfe von Holz an, die eben so schlecht, als die beiden Adler auf dem Dache, geschnizet sind. Ehedem sollen, nach dem Anführen der Reisenden, einige mit Häuten behangene Pfeiler darinn gestanden haben, und die Leichen der Oberhäupter daselbst aufbehalten worden seyn: Anizo aber trift man davon nicht die geringste Spur mehr an. Das einzige, so man

noch darinn findet, ist ein Tisch, der dem Eingange gerade gegen über an der Wand stehet, und einem Altar gleichet. Dieser ist drey Fus hoch, fünfe lang, und vier Fus breit. Vier alte Männer müssen wechselsweise in dem Tempel schlafen, und das Feuer unterhalten; und derjenige, an dem die Reihe ist, darf in acht Tagen nicht heraus kommen. Es sind auch zwölf Personen bestellet, welche beständig so viel Baumrinden von Eichen liefern müssen, daß die Kohlen, so auf dem Altar glimmen, unterhalten werden können. Ein ungestaltes hölzernes Bild, und die Form einer Glokenschlange, wird zu gewissen Zeiten auf diesen Tisch oder Altar ausgestellet, und ihm göttliche Ehre erwiesen. Wenn ein Oberhaupt stirbt, so wird er sogleich begraben: und wenn man glaubt, daß sein Fleisch verweset sey, so gräbet ihn der Aufseher des Tempels aus, wäschet seine Gebeine, umhüllet sie mit allem, was er kostbares habhaft werden kan, und legt sie in grosse von Schilf geflochtene Körbe, die er sogleich zumachet, sie mit Rehhäuten bedekt, und vor den Altar hinstellet; auch nicht ehender wieder wegträget, bis der nachfolgende Befehlshaber gleichfalls verstorben. Alsdenn schliesset er die Gebeine in den Altar, und machet dadurch dem leztverstorbenen Plaz.

Völkerschaft der Natchen.

So viel die Völkerschaft der Natchen selbst anbetrift, so trift man in ihrem Aeusserlichen nichts an, wodurch sie von den andern Wilden in Canada und Louisiana unterschieden werden können. Nur dem Kriege sind sie nicht so sehr, als die andern, ergeben; und suchen ihre Ehre nicht in dem Untergang anderer Menschen. Dasjenige, wodurch sie sich aber am meisten unterscheiden, ist die Art ihrer Regierung: eine grosse Abhänglichkeit, welche sich auch so gar bis auf die Knechtschaft gegen die Unterthanen erstreket; ein grösserer Stolz und Hoheit ihrer Oberhäupter; und ihre friedfertige Gesinnung. Alles dieses unterscheidet sie von andern wilden Völkerschaften.

Ihr Oberhaupt

Ihr Oberhaupt führet den Nahmen der Sonne; und dieses ist, gleichwie bey den Huronen, allemal der Sohn seiner nächsten Verwandtin, der ihm in der Regierung folget. Dieser Frauensperson legt man die Würde der Oberbefehlshaberin bey; und ohngeachtet sie sich gemeiniglich nicht in die Angelegenheiten mischet, so wird ihr doch grosse Ehre erwiesen. Ihr stehet, eben so wohl als der Sonne, das Recht über Leben und Tod zu: so bald jemand so unglüklich ist, einem oder dem andern zu mißfallen; alsbald befehlen

sie ihrer Leibwache, die Allouez genennet wird, ihn todt zu schlagen. Ihre Unterthanen, ja selbst die Oberhäupter der Dörfer, nähern sich niemalen, ohne sie zuvor dreymal gegrüsset, und ein Geschrey ausgestossen zu haben, so eine Art eines Geheules ist: wenn sie sich hinweg begeben, thun sie eben dieses, und gehen allezeit rükwärts von ihnen. So bald man ihnen begegnet, muß man stehen bleiben, sich an die Seite des Weges stellen, und eben ein solches Geschrey ausstossen, und damit so lange fortfahren, bis sie vorüber sind. Das beste von der Erndte, der Jagd und Fischerey muß ihnen gebracht werden. Kurz! niemand, (ja auch nicht einmal ihre nähesten Verwandten, und die, welche den Adel ausmachen,) ist berechtiget, wenn sie mit ihnen essen, aus eben dem Gefässe zu trinken, noch mit der Hand in die Schüssel zu langen. Alle Morgen, so bald die Sonne aufgehet, trit der Oberbefehlshaber vor seine Cabane, wendet sich gegen Morgen, und heulet dreymal; dabey wirft er sich allezeit auf die Erde. Nachher wird ihm ein Calumet gebracht, welches blos dazu gebrauchet wird; er raucht sodann, und stösset den Rauch gegen die Sonne: alsdenn thut er eben dieses gegen die andern Weltgegenden. Er erkennet niemand

über sich als die Sonne, wovon er seinen Ursprung ableiten will, übet über seine Unterthanen eine unumschränkte Gewalt aus, und kan mit ihrem Vermögen und Gütern, ja mit ihrem Leben handeln, wie es ihm selbst gefället: und so viel Dienste sie ihm auch erweisen, so können sie doch keine Vergeltung dafür fodern. Wenn sie sterben, müssen sich auch die Personen, so ihnen am nächsten gewesen, mit aufopfern lassen.

Sitten der Natchen.

Es ist keine Nation des ganzen vesten Landes in Amerika zu finden, wo das weibliche Geschlecht der Ausschweifung mehr, als bey den Natchen, ergeben. Es wird selbst von der Sonne, oder dem also genannten Oberbefehlshaber, ingleichen von den Unterhäuptern gezwungen, sich einem jedweden zu überlassen; und eine Weibsperson, wenn sie eine öffentliche Hure ist, wird dennoch werth geachtet. Ungeachtet die Vielweiberey erlaubt, und die Zahl der Weiber nicht eingeschränkt ist, so hat doch jederman nur eine einzige; diese kan er aber verstossen, wenn er will; welche Freyheit doch nicht leicht jemand anders, als die Oberhäupter gebrauchen. Die Weibspersonen können als Wildinnen gewiß vor schön gehalten werden. Die Töchter von edlen Geschlechtern können nie-

manden

manden als gemeine Mannspersonen heyrathen, diesen aber können sie ihren Abschied geben, so bald es ihnen beliebt. Wenn ihnen die Männer untreu werden, so lassen sie ihnen den Kopf entzwey schlagen; von welcher Bestrafung sie hingegen befreyet sind. Sie können sich vielmehr so viel Buhler zulegen, als sie wollen, ohne daß der Mann darüber scheel sehen darf. Und dieses Vorrecht ist dem Geblüte der Sonne eigen. Der Mann muß in Gegenwart seiner Frau stehen bleiben; er darf nicht mit ihr essen; er muß sie mit grosser Ehrerbietung, gleich ihren andern Bedienten, grüssen. Der einzige Vortheil, den er durch eine so beschwerliche Verbindung erhält, ist die Ausnahme von der Arbeit, und die Autorität, die er über die andern Bedienten seiner Frau hat.

Verschiedene Gebräuche.

Die Natchen haben zwey Kriegshäupter; zween Ceremonienmeister für den Tempel; zween Bediente, welche die Kriegs- und Friedenshandlungen besorgen; einen andern, der die Aufsicht über die öffentlichen Verrichtungen hat; und vier andere, welchen oblieget, die öffentlichen Feyerlichkeiten anzuordnen. Der Oberbefehlshaber theilet diese Aemter aus; und die, so damit versehen worden, werden in besondern Ehren gehalten, gleich als

ob er selbst gegenwärtig wäre. Die Erndte geschiehet gemeinschaftlich: die Sonne bestimmet hierzu einen Tag, und beruft die Dorfschaft. Gegen das Ende des Julius kündiget er einen andern Tag an, an welchem ein Fest seinen Anfang nimmt, so drey Tage lang währet, und mit Spielen und Lustbarkeiten zugebracht wird.

Beschreibung eines Festes.

Jedwede Privatperson trägt hierzu ihren Antheil von der Jagd, Fischerey und anderm Vorrathe bey, der in Mays, Bohnen und Melonen bestehet. Die Sonne und die Frau des Oberbefehlhabers haben den Vorsiz in einer erhabenen und mit Laubwerk bedekten Hütte: dahin werden sie auf einem Tragesessel getragen; und ersterer hält eine Art von Scepter in der Hand, so mit Federn von mancherley Farbe ausgezieret ist. Der ganze Adel stehet in einer ehrerbietigen Stellung um ihn herum. Am lezten Tage redet die Sonne die Versammlung an, und ermahnet jederman, seine Schuldigkeit aufs genaueste, insbesondere gegen die Geister, welche in dem Tempel wohnen, zu erfüllen, und die Kinder wohl zu erziehen. Wenn sich jemand durch eine besondere That hervor gethan, so lobet er denselben öffentlich.

Die Hausväter ermangeln niemalen, die Erstlinge von allem, was sie erndten, in den Tempel zu bringen; und ein gleiches geschiehet mit allen Geschenken, welche der Nation gebracht werden. Man stellet sie vor dem Tempel aus; und der Hüter, nachdem er sie den Geistern dargeboten, trägt sie zu der Sonne, von welchem sie nach eigenem Gefallen ausgetheilet werden. Die Saat wird gleichergestalt mit grossen Feyerlichkeiten vor den Tempel gebracht: die Opfer aber, welche mit Brod nnd Mehl bey jedem neuen Mond geschehen, gereichen zum Nuzen der Tempelhüter. Opfer der Erstlinge.

Die mehresten Völkerschaften in Louisiana hatten ehedem ihre Tempel so wohl als die Natchen, und in allen diesen Tempeln wurde ein immerwährendes Feuer unterhalten. Es scheinet auch, als ob die Maubilier vor allen Völkern dieses Theiles zuerst etwas von der Religion gehabt haben; denn bey ihrem Feuer mußten die andern das ihrige ansteken, wenn es durch einen Zufall, oder aus Nachläßigkeit verloschen war. Heut zu Tage aber ist der Tempel der Natchen der einzige, der übrig geblieben ist; und er wird unter allen Wilden in grossen Ehren gehalten (*). Feuerdienst.

Der

(*) Nach den Nachrichten der Engländer sollen die Franzosen diesen Stamm der Natschen im Jahr 1730

Fluß und Dorf der Tonicas.

Der Fluß der Tonicas, scheinet anfänglich ein blosser Bach zu seyn; einen Büchsenschuß aber weiter, an seiner Mündung, bildet er eine artige See. Er nimmt seine Quelle in dem Lande der Tchactas, und sein Lauf ist durch viele Ströme verwirret. Das daran liegende Dorf gleiches Nahmens ist in der Runde um einen grossen Plaz ohne Einfassung erbauet, und ist ziemlich volkreich. Die Cabane des Befehlshabers ist für eine Cabane der Wilden ausserhalb mit erhabenen Figuren mehr gezieret, als man vermuthen sollte. Innerhalb ist sie dunkel. Die andern Cabanen dieses Dorfs sind theils vierekket, wie die Cabane des Befehlshabers, theils rund wie bey den Natchen; der Plaz, an welchen sie insgesamt stossen, hält ohngefähr hundert Schritte im Durchmesser. Es sind noch

1730 bis auf einige wenige, welche zu den Chicachas geflüchtet, ausgerottet haben. Die Flüchtlinge beklagten sich bey den Chicachas, daß man aus keiner Ursache so grausam mit ihnen verfahren, als weil sie mit den Engländern in genauer Verbindung gestanden. Diese befürchteten also, es möchte mit ihnen aus eben der Ursache, weil sie mit den Engländern gleicher Weise in gutem Verständniß lebten, eben so verfahren werden, und kündigten den Franzosen den Krieg an. Sie sind so sehr gegen dieselben aufgebracht, daß man weder mit Gewalt noch Gelindigkeit sie zum Frieden bringen können.

noch zwey andere Dörfer von dieser Nation vorhanden, welche nicht weit von dem erstern entfernet liegen: und dieses ist alles, was von diesem ehemals so zahlreichen Volke übrig geblieben.

Rother Fluß.

Am Ende der See oder der Bucht der Tonicas kan man, wenn man mit Canoten von Baumrinden fähret, ein Tragewerk auf sechs Meilen weit verrichten; wodurch man, zehen Meilen auf dem Flusse zu fahren, überhoben seyn kan. Zwo Meilen weiter unter dem Flusse der Tonicas lässet man linker Hand den rothen Fluß (*) oder Rio Colorado, bey dessen Eingange der Eroberer von Florida, Ferdinand de Soto, sein Leben und Thaten beschlos. Dieser Fluß lauft eine Weite Ost- und Westwärts, nachher wendet er sich nach Süden. Er ist nur ohngefähr auf vierzig Meilen für die Pyrogen schiffbar, nachher aber trift man nichts als tiefe Moräste an. Seine Mündung scheinet 200 Klafter in der Breite zu haben. Zehen Meilen hinaufwärts nimmt er zur rechten Hand den schwarzen, oder den Ouatchitasfluß ein, der von Norden kommt, und sieben Monat im Jahre fast keinen Tropfen Wasser hat. Dem ohngeachtet ist doch eine Pflanzstadt daselbst angeleget,

(*) Riviere rouge.

geleget, die jedoch allem Ansehen nach wenig Nuzen stiften wird; der Bewegungsgrund dazu ist die Nachbarschaft der Spanier; und man hat sich geschmeichelt, mit diesen Handel zu treiben. Diese Nachbarschaft aber ist der Colonie jedesmal nachtheilig gewesen. Die Natchitoches haben sich am rothen Flusse niedergelassen; und die Franzosen haben ein Fort bey ihnen angeleget, damit die Spanier nicht näher kommen können.

Colonie Sainte Reyne.

In dieser Gegend ist die Colonie Sainte Reyne, ingleichen die Colonie de Mezieres befindlich. Erstere lieget auf einem fruchtbaren Boden, und wo man keine Ueberschwemmung des Flusses zu befürchten hat. Leztere ist annoch in schlechtem Zustande. Es wird sich auch mit der Zeit äussern, ob beide Colonien, welche zugleich errichtet worden, einen erwünschten Fortgang haben, oder alle beide zu Grunde gehen werden.

Verschiedene Völker.

In dieser Gegend hatten sich ehedem die Bayagoulas vestgesezet, die aber beynahe ganz ausgegangen sind. Es ist auch daselbst eine Pflanzstadt von den Franzosen angeleget worden. Die Bewohner haben viel Maulbeerbäume gepflanzet, und bereits den Anfang mit dem Seidenbau gemachet: Tobak und Indigo ist nicht weniger sehr gut daselbst

gera-

gerathen. Die Oumas haben ebenfalls ein Dorf in dieser Gegend, worinn die Franzosen einige Wohnungen besizen. Dieses Volk ist den Franzosen sehr ergeben. Daselbst hebt der Missisippi an, sich in zween Arme zu vertheilen. Rechter Hand schlinget er sich um, und diesen Canal nennet man Fourche des Chetimachas oder Sitimachas, der, ehe er sein Wasser ins Meer treibet, zuvor eine ziemlich grosse See bildet. Die Chetimachas sind beynahe ganz ausgegangen; und die wenigen, so übrig geblieben, sind Knechte der Colonisten. Die Colapissas hatten auch eine kleine Dorfschaft nicht weit davon angeleget, die aber nicht lange Bestand gehabt. Ihr Hauptfleken aber ist der beste in ganz Louisiana. Es sind lauter streitbare Leute, und ihre Hütten gleichen den Pavillons. Sie haben eine gedoppelte Deke; innerhalb sind sie mit Latanienblättern, und ausserhalb mit Matten bedekt. Die Cabane des Befehlshabers hat 36 Fus im Durchmesser. Die Franzosen haben fünf Meilen davon eine Colonie, die sie Cannes brulees nennen, angeleget, wovon noch zur Zeit nichts besonders angeführet werden kan. Zwischen den Colapissas und Cannes brulees waren ehemals die Taensas, welche aber in wenig Jahren unsichtbar geworden sind.

Neu-

Neuorleans.

Neuorleans ist die erste Stadt, welche einer der grössesten Flüsse der Welt an seinen Ufern erhalten hat. Diese Stadt wird von manchen als eine der grössesten in Amerika angegeben (*). Zuverläßige Schriftsteller aber machen davon eine ganz andere Beschreibung. Sie bestehet nemlich aus ein paar hundert Baraken, welche ohne die geringste Ordnung unter einander gebauet sind; und aus einem grossen von Holz aufgeführten Magazin; aus zwey bis drey Häusern, welche einem mäßigen Dorfe eben keine sonderliche Zierde machen würden. Der ganze Ort liegt gleichsam in einer Wildnis, und ist mit Schilf und Bäumen fast ganz bedeket. Vielleicht aber ereignet es sich, daß noch eine ansehnliche und volkreiche Stadt daraus entstehet. Denn die Lage der Stadt ist 33 Meilen von der See, und an einem schiffbaren Flusse, welchen man von da in 24 Stunden hinauf fahren kan. Der Boden ist sehr fruchtbar; die Himmelsgegend ist lieblich, und liegt unter dem dreyßigsten Grad Norderbreite: die Einwohner sind arbeitsam: Mexico liegt in der Nähe, und man kan in vierzehen Tagen zur See dahin gelangen; desgleichen

(*) Sie wurde 1717 angelegt, und ist izo sehr wohl bevestiget.

gleichen ist Havana noch näher gelegen: Die Nachbarschaft der schönsten Inseln und Colonien der Engländer zu geschweigen. Alles dieses ist hinlänglich, zu muthmassen, daß mit der Zeit dieser Ort zu mehrerer Vollkommenheit gelangen, ja vielleicht einer der vornehmsten Handelspläze werden könnte. Drey Meilen von Neuorleans liegt ein Ort, Chapitoulas genannt. Dieser ist nebst einigen nicht weit davon entfernten Wohnungen in gutem Stande; das Erdreich ist fruchtbar, und wird auch von dem Fleiß der Bewohner von Zeit zu Zeit verbessert.

Die Insel Toulouse wird auch Balise genannt, wegen eines Wegweisers für die Seefahrer (*), so daselbst aufgerichtet worden. Sie hält nicht über eine halbe Meile im Umfange, wenn man auch noch eine andere Insel mit dazu nimmt, welche durch einen kleinen Bach davon abgesondert wird. Uebrigens ist sie sehr niedrig; ausgenommen an einem Ort, wohin die Ueberschwemmung niemalen kommt, und woselbst Raum genug vorhanden, ein Fort anzulegen. Wenn der Fluß am niedrigsten ist, nemlich während der drey Monate in der grössesten Hize des Jahres, so ist das Wasser um die Insel herum salzig: Insel Toulouse oder Balise.

Z zur

(*) Balise.

zur Zeit der Ueberschwemmung aber ist es ganz süsse, und der Fluß erhält seine Süßigkeit eine Meile weit in die See hinein.

Haupt-mündung des Missisippi.

Ehe wir den Missisippi verlassen, müssen wir noch einiges von seiner Beschaffenheit gedenken. Er lauft Nordwest und Südost in einem Raum von 300 Klaftern, wenn er von dem ofnen Meer bis an die Insel Toulouse hinauf steiget. Gegen derselben über sind drey kleine Inseln, welche kein Gras haben, ohnerachtet sie ziemlich hoch sind. In diesem ganzen Zwischenraum ist seine Breite 250 Klafter; und seine Tiefe, von 18 Fus in der Mitte, ist im Grunde schlammigt: man muß daher, wenn man noch nicht darauf bekannt ist, den Bleyfaden in der Hand halten. Wenn man von da hinauf fähret, wendet man sich auf 400 Klaftern weit, ebenfalls nach Nordwesten; am Ende dieser Fahrt hält er 15 Fus Wasser. Auf dem Laufe nach Osten, so unmittelbar darüber ist, gehet man eine Meile lang, völlig nach Westen; daselbst hält er 250 Klafter in der Breite, und 15 Fus in der Tiefe. Endlich trift man auf einmal mehr Grund an. Die Breite des Flusses während der vier Meilen von der Insel Toulouse bis in den sudwestlichen Lauf hält nirgends mehr als fünfzig Klaftern, jedoch

unmit-

unmittelbar über dieser Fahrt erhält der Missisippi unvermerkt seine gewöhnliche Breite, die niemalen unter einer Meile, selten aber über zwo Meilen sich erstreket. So viel die Fahrt auf diesem Flusse anbelangt, so ist sie allezeit vielen Schwierigkeiten unterworfen, wann man auf selbigem herab fahren will, dann der Strom geht sehr schnell, und treibet leichtlich an hervor ragende Spizen. Will man also seine Fahrt sicher anstellen, so muß man sich solcher Fahrzeuge bedienen, welche durch Seegel und Ruder getrieben werden.

Dasjenige, so man Biloxi nennet, ist die Küste des vesten Landes, welche gegen Norden der Rheede liegt. Man hätte keinen schlechtern Ort zum Hauptquartier der Colonie, als diesen, finden können. Die Rheede hat verschiedene Mängel; der einige Nuzen bestehet darinnen, daß man die Schiffe bey einem unvermutheten Windstos, wann sie der Mündung des Missisippi nahe kommen, sicher stellen kan. Die ganze Küste ist ausserordentlich flach, die Kauffmannsschiffe müssen wenigstens auf vier Meilen, die kleinesten Brigantinen aber zwo Meilen davon liegen bleiben. Auch so gar diese müssen sich entfernen, wann der Wind von Norden oder Nordwesten kommt. Die Rheede liegt längst Biloxi.

der Schiffinsel, welche sich eine kleine Meile von Osten bis Westen erstreket, aber sehr schmal ist. Biloxi ist in Ansehung des Erdreichs so wenig als in Ansehung des Wassers etwas nüze. Das Erdreich bestehet aus lauter Sand, und es wachsen nichts als Fichten und Cedern daselbst. Die Cassine, sonst auch Apalachine genannt, trift man in Ueberfluß an. Dieses ist ein kleiner Strauch, dessen Blätter eine zertheilende und Schweistreibende Kraft haben. Die Spanier in Florida brauchen es als ihren gewöhnlichen Trank. Es gibt zwo Arten derselben, die grosse hat Blätter eines Daumens lang, die von der andern Art aber sind um die Hälfte kleiner. Der Nahme Apalachine kommt von den Apalachen, einem Floridanischen Volk, her, von denen die Spanier den Gebrauch dieser Pflanze gelernet.

Fluß Mobile.

Drenzehen Meilen von Biloxi gegen Osten trift man den Fluß Mobile an, welcher von Norden nach Süden zu lauft, und dessen Mündung gerade gegen der Insel Dauphine über liegt. Er nimmt seinen Ursprung in dem Lande der Chicachas, (Schikasawer) und sein Lauf erstrekt sich auf 130 Meilen. Sein Bette ist sehr enge, und er schlinget sich vielfältig herum, dessen unerachtet ist sein

Lauf

Lauf sehr schnell. Die Franzosen haben an selbigem ein Fort 1701, das Conde heißt, erbauet, das lange Zeit der Hauptposten der Colonie gewesen ist. Das Erdreich ist nicht sonderlich. Man kan aber mit den Spaniern von Florida Handel treiben, welches hauptsächlich die Ursache zu der Anlage gewesen. Aus gleichem Grunde haben und erhalten sie die Colonie an der St. Bernhardsbucht, die auch St. Louis und St. Magdalene genennet wird, 100 Meilen gegen Westen der Mündung des Missisippi. La Salle, von dem wir im ersten Capitel geredet haben, verfehlte die Mündung des Missisippi, und kam hieher. Von hieraus treiben die Franzosen einen starken Schleichhandel mit den Spaniern in den beyden Mexico. St. Bernhardsbucht.

Wann man den Mobile hinauf fähret, so findet man bey dem Zusammenfluß desselben mit dem Lokusasche das Fort und Colonie Alibamus, welches die Engländer im Lande der Indianer von Obercreek, die auch Alibamus heissen, im Jahr 1687 erbauet hatten. Die Franzosen nahmen es ihnen 1714 hinweg, und nennen es Tuluse. Die Obercreeker, die 1200 Mann aufbringen können, sind itzo Bundesgenossen der Franzosen, und die Engländer haben sich vor ihnen in Acht zu nehmen, Alibamus.

nehmen, daß sie nicht einen Einfall in Carolina thun, sie stellen ihnen aber die Niedercreeker, die 1300 Mann auf die Beine stellen können, und sich ihnen 1733 unterworffen haben, entgegen. Diese Nation war es, durch deren Hülfe die Engländer das Land der Apalachen eroberten, welches ein beträchtliches Stük von dem spanischen Florida ist, und worinnen die wichtige Colonie der Spanier St. Marcus Apalacha gelegen war. Die Spanier haben aber nach dem Aachnerfrieden nicht nur im Land der Apalachen, sondern auch zwischen dem Flusse St. Juan und Alatamaha, der die südliche Gränze von Georgien ist, in einem Land, das noch zu Südcarolina gehört, Schanzen und Colonien angelegt.

Land der Apalachen.

Pensacola.

Pensacola ist der lezte Ort des spanischen Florida gegen den Franzosen in Luisiana. Die Engländer aber sagen, die Franzosen hätten auch zu Pensacola zwey Schanzen erbauet.

Chactawer.

Die Nation der Chauctas oder Chactawer, die zwischen dem Mobile und Missisippi, auch noch an der Westseite des leztern wohnen, und 5000 Mann ins Feld stellen können, haben die Parthie der Engländer völlig verlassen, und sind izo eine starke Vormauer der Franzosen gegen die Engländer.

Ehe

Ehe wir dieses Capitel von Louisiana endigen, wollen wir noch ein- und anderes Angenehmes von diesem Land, aus der neuesten Beschreibung desselben, die von dem Herrn le Page du Praz herrühret, anführen.

Louisiana gränzet gegen Süden an den mexicanischen Meerbusen, ostwärts an Carolina, westlich an Neumexico, und nordlich theils an Canada, theils an unbekannte Länder. Man rechnet es zwischen den Niederlassungen der Spanier und Engländer ungefähr 200 Meilen breit; seine Länge aber ist unbestimmt, und alles, was man eigentlich davon sagen kan, bestehet darinnen, daß man von den nordlichen Jllinois an bis an den Ausfluß des St. Louis oder Missisippi 500 Meilen zählt, welches 500 schwäbische Stunden sind. Lage von Louisiana.

Die Himmelsgegend der Louisiane verändert sich, nachdem sie sich mehr oder weniger nach Norden erstrekt. Ueberhaupt kan man davon sagen, daß ihr südlicher Theil nicht so heiß ist, als die afrikanischen Länder von eben der Breite, und daß der nordliche viel kälter ist, als die europäischen Länder von eben derselben Lage. Die Jnsel Neuorleans, welche unter 30 Graden liegt, ist so gemäßiget als Langedok. Zween Grade höher bey den Nat- Clima.

schen, wo Herr le Page acht Jahr gewohnet hat, ist die Himmelsgegend viel angenehmer als in Neuorleans, weil dieses Land höher liegt; und bey den Illinoisen, die unter dem 35. bis 36. Grad wohnen, ist der Sommer nicht wärmer als zu Rochelle, und man hat überdiß im Winter stärkeres Eis und häufigern Schnee. Ich schreibe diesen Unterschied der Witterung zweyen Ursachen zu. Die erste ist die Menge des ausserordentlich diken Gehölzes im Lande, und die grosse Anzahl der Flüsse. Das erste verhindert, daß die Sonne die Erde nicht erwärmen kan, die lezte aber verursachen eine grosse Nässe. Die andere Ursache ist das gegen Norden in einem fortgehende Land, welches die daher wehenden Winde viel kälter macht, als wann sie übers Meer kämen. Dann man weiß, daß zur See die Luft niemals weder so warm noch so kalt ist, als auf dem Lande, wie man von allen Ländern beweisen kan, deren Clima und Lage bekannt ist. Daher darf man sich nicht wundern, daß in der südlichen Louisiane ein Nordwind im Sommer die Leute nöthiget, sich zu bekleiden, und ein Südwind im Winter, sich zu entkleiden. Zu jener Zeit ist die Trokenheit und Kühle des Windes, der aus dem tiefsten Norden kommt, wo es nie warm

wird,

wird, und zur andern die Nähe der Linie und des mexicanischen Meerbusens, über den der Wind streicht, die natürliche Ursache hievon. Es sind nur wenige Tage, da man in der Louisiane keine Sonne sieht; es regnet daselbst nur bey Ungewitter; das böse Wetter hält nicht an, und nach einer halben Stunde ist alles vorbey. Hingegen fällt häufiger Thau, welcher den Regen vortheilhaft ersezt. Solchergestalt kan man ohne Bedenken glauben, daß die Luft des Landes vollkommen gut sey; das Geblüt ist frisch, die Leute befinden sich wohl, und im mittlern Alter hat man wenig Krankheiten. Im Alter, welches viel höher gebracht wird als in Frankreich, verspüret man keine Hinfälligkeit. Das Leben dauret hier bey Leuten, die nicht ausschweifen, lange, und ist angenehm.

Dieses Land ist sehr bewässert. Der Fluß St. Louis, welcher sich ungefähr unter dem 29. Grad Süderbreite und unter dem 287. der Länge in den mexicanischen Meerbusen ergießt, empfängt fast alle Flüsse des Landes. An der Ostseite seines Ausflusses findet man den amitanischen See, die pascagulasischen und mobilischen Flüsse, welche in einen Meerbusen gleiches Nahmens fallen. Auf dieser Seite sieht man sonst keinen, als

Flüsse des Landes.

der von einem Arme des St. Louis entstehet, der sich unter Manchac, an einem Ort, la Fourche genannt, theilet. Die vornehmsten Flüsse, so sich in den St. Louis ergiessen, sind in Osten die Flüsse der Tonikas, der Natschen, der Yasuen, der Osio, und der Illinoisenfluß; in Westen der Rouge, der Fluß der Akansen, der St. Franciscus, der Missuri, und der Moingona.

Der St. Louis.

Der St. Louis wird von den Eingebohrnen der Louisiane Meactschasipy genannt, welches nach den Worten so viel heisset, als der alte Vater der Flüsse. Hieraus hat man durch Verstümmelung den Nahmen Micissipi gemacht. Sein Ursprung ist unbekannt, weil man bis auf den heutigen Tag noch nicht höher, als 100 Meilen noch unter dem Wasserfall St. Antoine hinauf gekommen, allwo er schon dreyssig Klaftern (*) tief ist, und wovon man 800 Meilen zu Schiff bis zu seinem Ausflusse rechnet. Ueberdiß versichern die Völker desjenigen Bezirks, wo sich dieser Wasserfall befindet, daß man von da bis zu seiner Quelle noch eben so weit als bis zum Meer habe, welches zusammen eine Länge von 1600 Meilen ausmachen würde. Er fällt von Norden nach Süden in einer zimlich geraden

(*) Diese Tiefe scheint unbegreiflich zu seyn.

raden Linie, ob er gleich eine grosse Menge kleiner Krümmungen formiret. Sein Wasser ist sehr klar, so lange, bis sich der Missuri hinein ergiesset, welcher es durch den Leimen, den er bey sich führet, gänzlich trüb macht. Nichts desto weniger bleibt dieses Wasser beständig gesund, welches eine gemeine Eigenschaft der leimigten Wasser ist.

Nachdem er die Louisiane der Länge nach durchstrichen, so ergießt er sich, wie gesagt, in den mexicanischen Meerbusen, mittelst einer Landspize, so von einer Erdzunge formiret wird, und man schiffet par la Balice hinein, wo man auf einer kleinen Insel ein Fort gebauet hat. Allhier ist die Sandbank drey Viertelmeilen breit, welche der Schlamm des Flusses gemacht hat, und unterhält. Der Küstenlootse, welcher in dieser Gegend die Schiffe erwartet, so in den Fluß hinein wollen, muß täglich diese Sandbank untersuchen, weil der Canal derselben sehr veränderlich ist. Seine Mündungen.

Diese südostliche Einfahrt ist nicht die einzige Mündung des Flusses; man hat auch eine gegen Süden, welche das äusserste Ende dieser Landspize formiret, und eine dritte in Osten, ganz nahe bey der ersten. Der Boden nahe am Flusse ist desto gefährlicher, da

die

die Gegenden um die Mündungen umher plattes und morastiges Land sind, wo man keinen Augenblik verziehen kan, ohne zu sinken, und sich zugleich von Millionen Schnaken oder Müken umgeben zu sehen, die sich erheben, und die Wolken formiren, so bald sie sich in ihren Wohnpläzen beunruhiget finden. Sonst ist die Küste so platt, daß man sie kaum in einer Weite von zwey Meilen wahrnehmen kan, wo man nur vier Klafter tiefes Wasser hat. Diese Schwierigkeiten, den Fluß zu finden, haben verursacht, daß ihm die ersten Spanier, so diese Küste entdekten, den Nahmen Rio escondido, des verborgenen Flusses, gaben, und daß sie daselbst keine Niederlassungen anlegten. Daher haben die Franzosen, welche die Louisiane von der nordlichen Seite her entdekten, davon als von einem Lande, das die Spanier verlassen hatten, Besiz genommen.

Seine Ergiessungen.

Der St. Louis ergießt sich ordentlich zu gewissen Zeiten. Wann zu Anfang des May der in Norden schmelzende Schnee den Fluß erstaunlich aufschwöllet, so ergießt er sich zu allen Zeiten auf zwanzig und dreyßig Meilen über das Land, und dieses dauret bis zu Ende des Julius. Weil die Ufer des Flusses viel höher sind, als das entferneteste Land rings umher

umher ist, so kan dieses Wasser nicht in ihr wieder ablaufen. Ein Theil der Ueberschwemmung fließt also nach Osten durch Manchac einen natürlichen Canal, der mit dem See Maurepas zusammenhängt, von diesem See in den See Pontchartrin, und von diesem ins Meer. Der andere Theil fließt nach Westen in den Meerbusen von Adscension, und das, was an den niedrigsten Oertern stehen bleibt, macht Moräste, Seen, und eine Art Flüsse verdorbenen Wassers, welche Bayucs heissen, und im Lande längst neben ihm hin sehr häufig sind. Die Ufer dieses Flusses sind überhaupt mit Gehölze bedekt, aber hin und wieder fließt er zwischen steilen und hohen Gebirgen hinweg, die er niemals überschwemmen kan, und ihm zu Dämmen dienen. Man nennet dieselben Pores. Bey seiner Ueberschwemmung führet er nicht allein viel Leimen ins Land, sondern reißt auch eine Menge Bäume mit sich fort, ohne die zu rechnen, welche er täglich unter seinen Ufern untergräbt, und die von Zeit zu Zeit in ihn hinein stürzen, da er sie dann gegen die oben erwehnte Sandbank anführet, welche dadurch beständig erneuert wird, oder, wenn er sie nicht bis ins Meer fortführen kan, weil sie der Schlamm und Meersand aufhalten, so entstehen daraus neue

neue Inseln, die mit der Zeit anwachsen, den Lauf des Flusses verändern, und ihn denen unkenntlich machen, die ihn nur selten besuchen.

Fluß Rouge. Der Fluß Rouge ergießt sich unter dem 31. Grad 40 Minuten in den St. Louis, und wird 200 Meilen lang gerechnet. Zwey Meilen über seinem Ausfluß verbindet sich der schwarze Fluß mit ihm, und wann man an diesem einige Meilen hinauf geht, so trift man einen Bach an, der hinein fällt, und aus zween Salzseen herrinnet, wo die Eingebohrnen Salz machen. Der schwarze Fluß ist nur 50 oder 60 Meilen lang, das Land, wodurch er fließt, ist sehr schön; es ist eine aneinander hangende Reihe flach liegender Gebirge, wo auf man wilde Vögel und Ochsen sieht. Holz wächßt nur auf den Untiefen und Ufern des Flusses, das ganze übrige Land ist nichts anders, als eine weit ausgedehnte Wiese mit Buschwerk besezt.

Fluß Akansas. Der Fluß der Akansas ist ungefähr 200 Meilen lang, und nimmt seinen Ursprung aus Gebirgen, die so nahe bey Santa Fe in Neumexico liegen, daß man von ihren Spizen den Rauch der Feueressen dieser Stadt sehen kan. Er kommt von Westen nach Osten.

Fluß St. Francois. Der Fluß St. Franciscus ist noch nicht weiter berühmt, als durch die Reisen, welche

die

die Franzosen im Winter darauf thun, um auf die wilde Ochsenjagd zu gehen, und sich mit gesalzenem Fleisch, Unschlitt und Bärenfett zu versehen.

Der Missuri ist noch nicht völlig bekannt. Man hält dafür, daß er von Westnordwärts herfliesse. Nach der Erzählung der Landeseinwohner ist er 800 Meilen lang, ohne einen Wasserfall zu haben; und sieben Tagreisen nordwärts der Mitte seines Laufs findet man einen andern, der ihm fast parallel, aber von Osten nach Westen lauft, und in das westliche unbekannte Meer hinein fället. Die Franzosen sind nur 200 Meilen an den Missuri hinauf gekommen, bis da, wo sich der Fluß der Osagen, der von Westen hinter den Gebirgen von Santa Fe hervor kommt, hinein stürzet. An den Ufern des Missuri ist es, wo man einen Berg zimlich feinen Porphyrs entdeket hat, um Pfeifen daraus zu machen, wie die Einwohner Röhren (calumets) daraus machen.

Fluß Missuri.

Der Moingona stürzet sich ungefähr unterm 41. Grad in den St. Louis. Dieser Fluß ist ansehnlich, und man vermuthet, daß er sich sehr weit in die Länge erstreke. Allein er ist bis izo unbekannt.

Fluß Moingona.

Die

Die Flüsse, welche von der Ostseite in den St. Louis fallen, sind nicht so ansehnlich, (den einzigen Osio ausgenommen,) weil sie weder so tiefes Wasser, noch eine so grosse Länge haben. Diejenigen der Tonikas, der Natsches, und der Yasoux sind weiter nicht berühmt, als nur in Absicht der Völker, die an ihren Ufern wohnen, und von denen sie den Nahmen führen.

Osiofluß. Der Osio oder Oyo erstrekt sich auf 600 Meilen, andere geben ihm 800, andere nur 400 Meilen. Es scheint aber, sie zählen nach verschiedenen Meilen. Er kommt, wie Herr le Page sich ausdrükt, von Canada herunter, die Engländer aber sagen, er entspringe in Pensilvanien. Ohne einer oder der andern Nation zu nahe zu reden, kan man mit Wahrheit sagen, daß er im Land der Iroquoisen seinen Ursprung nimmt. Ein wenig über dem Ausfluß des Osio stürzen sich zween Flüsse in denselben, der erste ist der Fluß der Chaouanons, der an den virginischen Gebirgen seine Quelle hat, und auf 300 Meilen weit lauft; der andere ist der Uabasche, der einen Lauf von 300 Meilen weit nimmt, und an der südlichen Seite des Sees Erie entspringt. Auf ihm kommen die von Canada so wohl als auf dem Ilinoisenfluß nach Louisiane, ja der Weg ist auf

Chaouanonsfluß

Uabascha fluß.

dem

dem Uabasche noch näher. Wann sie den Fluß St. Lorenz passiret haben, so kommen sie in einen kleinen Fluß, der sie zu der Nation der Miamis führet. Von da tragen sie ihre Fahrzeuge nur zwo Meilen bis an den Fluß der Miamis, aus welchem sie in den Uabasche kommen, der sie in den Osio, und dieser in den St. Louis leitet.

Der Illinoisenfluß fällt ungefähr unter dem 39. Grade in den St. Louis, und nimmt von der canadischen Seite seinen Ursprung. Seine Länge erstrekt sich ungefähr auf 200 Meilen. Illinoisfluß.

Man findet an der ostlichen Küste der Louisiane, nemlich an der Ostseite der Mündung des St. Louis, einige Inseln, deren die vornehmsten sind, die Kazeninsel, (l'Isle aux Chats) die Schiffsinsel, (aux Vaisseaux) die Horninsel, (a Corne) und die Insel Dauphin, wo die Franzosen im Jahr 1702 eine Schanze erbauet haben. Man findet sie in dieser Ordnung nach einander, wenn man aus dem St. Louis ausschiffet. In einiger Entfernung über der Insel Dauphin sihet man auf der Küste den kleinen Fluß zum Perdrix, welcher die Franzosen von den Spaniern von Pensacola scheidet. Die nennen ihn Rio perdido, den verlohrnen Fluß.

Eintheilung der Louisiane.

Man kan die Louisiane wegen der grossen Verschiedenheit des Erdbodens in die obere und untere eintheilen. Die obere ist diejenige, wo man Steine findet, wovon sich die ersten zwischen den Flüssen der Natschen und der Yasous bey einem steilen sehr feinen Sandsteinfelsen zeigen. Hier fängt sie also an, und erstrekt sich nach Norden. Die niedere gehet von hier bis ans Meer. Dieser am meisten bewohnte Theil hat seine Höhen und plattes Land, allein man findet darinn weder Steine noch Sand.

Der Erdboden der gebirgigten Gegenden ist ein rother Thon, und so vest, daß man ihn als einen vesten Grund zu allen beliebigen Gebäuden gebrauchen könnte. Dieser Thon ist von einer fast schwarzen, leichten Erde bedekt, die besonders fruchtbar ist. Das Gras wächset Knie hoch darauf, und in den Thälern, die diese leichten Hügel von einander absondern, wächset es über die grössește Mannshöhe. Man verbrennt nach und nach so wohl das eine als das andere, und nach 8 bis 10 Tagen ist das neue Gras schon wieder auf einen halben Fus hoch gewachsen. Auf dergleichen Weiden muß also das Vieh ausserordentlich fett werden.

Das flache Land ist dem Boden eines Gewässers ähnlich, und scheint nur vom Sande,

und allem, was das Meer auswirft, durch den Schlamm und das Gehölze, welches der Fluß bey seiner Ueberschwemmung von drey Monathen mit fortreißt, und hin und wieder zurük läßt, formirt zu seyn, ohne zu rechnen, was hiezu die Blätter der Bäume und Röhren, welche hier erstaunlich hoch wachsen, wann sie des Winters abfallen, ja die absterbenden Bäume und Röhren selbst, die mit der Zeit faulen, beständig beytragen. Als man einsmals drey Meilen über Neuorleans einen Brunnen gegraben; so hat man in der That in einer Tiefe von 20 Schuhen, einen ganz umgestürzten Cypressenbaum von 3 Schuhen im Durchschnitt, dessen Holz unverweslich ist, gefunden. Das Erdreich muß sich also, seit dem dieser Baum niedergestürzt ist, um 20 Fus erhöhet haben, und da dieses Holz leicht ist, und schwimmt, auch viele Zweige und Wurzeln daran waren; so ist nicht zu vermuthen, daß er in das vom Wasser erweichte Erdreich tiefer hinein gesunken seyn sollte. Uebrigens beweisen auch die Ufer des Flusses, die viel höher als das innere Land sind, daß sie durch den Schlamm entstanden seyn müssen, welchen das Wasser mit sich führet, und wovon es beständig desto weniger zurük läßt, je weiter es sich von dem Bette des Flusses

 entfernet.

entfernet. Ja endlich, so findet man auch auf 100 Meilen vom Meer Hügel, welche Haufen von Austerschalen zu seyn scheinen; und die Einwohner des Landes versichern, von ihren Vorfahren gehöret zu haben, daß ehedem das Meer bis an diese Oerter gegangen wäre.

Wenn man der Sage dieses Volks Glauben beymessen kan, und dasjenige überlegt, was eben gesagt worden, so muß man die niedere Louisiane als ein Land ansehen, das man dem Meer entzogen hat, und dessen erster Grund ein krystallener, schneeweisser und feiner Sand ist wie Mehl. So ist wirklich die ganze Küste, so wohl ost, als westwärts des Ausflusses von St. Louis beschaffen. Sie ist unbewohnbar; der Schein des Sandes, wann die Sonnenstralen darauf fallen, ist so lebhaft, daß er die Augen blendet, und man Gefahr hat, blind davon zu werden, wann man nicht im gehen etwas vor die Augen hält. Uebrigens ist er so troken und dürr, daß nichts darauf wächset, ausser einigen einzelnen Steineichen, Fichten, rothe und weisse Cedern. Inzwischen ist kein Zweifel, daß nicht in künftigen Jahrhunderten das Meer und der Fluß eine Erde von eben der Art daraus machen werden, als man sie findet, wenn man über diese Küste weiter Landeinwärts kommt.

Zusäze

Zusäze und Verbesserungen im ersten Theil,

oder

in der Geschichte und Handlung der engländischen Pflanzstädte.

Pag. 4. Das zwischen der Hudsonsbay und dem Ocean gelegene, von den Esquimaux bewohnte, und ehmals von den Spaniern Labrador genannte Land heissen die Engläader Neubrittannien, und theilen es in 3. Stücke, nemlich Newnorthwales, Newsuthwales, und Newsaverne. Das der Hudsonsbay gegen Westen ligende Land ziehen sie auch noch zu Neubrittannien.

p. 12. ausser den genannten 4. Factoreyen haben sie noch 3, nemlich Hayes, Neusaverne, Robertfluß.

p. 26. Es ist auch noch ein Lord Kanzler zu Placentia, der die Rechtshändel entscheiden, und die Missethäter zur Bestrafung nach England senden muß.

p. 30. l. 16. frischer oder grüner Stokfisch.

p. 37. l. 5. lis irrländischen.

p. 45. l. 12. statt der Wissenschaft, lis, des Umfangs.

p. 56. l. 12. statt 1684 lis 1584.

p. 71. Zur Erläuterung dessen, was hier gesagt wird, muß folgendes angemerkt werden. Neuengland hat 4. Hauptcolonien. 1. Connecticut, darinnen Neuhafer der beste Ort. 2. Rhode Eyland und Providence, worinnen Newport die fürnehmste Stadt. 3. Massachusetsbay, welche Newplymuth, die Provinz Maine und den Kraiß Sagahadok bis zum Fluß St. Croix in sich begreift. 4. Neuhamtschire. Die 3. erstern Colonien werden unter einer Regierung begriffen,

Neuhamtschire aber hat seine eigne Regierung. Die allgemeine Versammlung des Landes besteht ungefehr aus 100 Abgeordneten der Städte und Kraise.

p. 79. In Neuengland sollen 400000 Seelen wohnen.

p. 82. statt Ounces lis: Onces.

p. 88. Die Güte des Landes, die sanfte Regierung, die Beobachtung seiner vortreflichen Geseze loken von allen Orten protestantische Familien nach Neuengland. Seit 4 Jahren hat der Generalbrigadier Waldo über 1000 Personen auf seine Ländereyen geschikt, deren jeder er 100 bis 200 Morgen Feld umsonst gegeben hat. Man duldet in Neuengland weder liederliche Leute, noch Herumläuffer, noch Bettler. Man trägt besondere Sorge für die Erziehung der Kinder. Ein Ort von 50 Familien ist verbunden, eine Schule zu halten, wo man lesen, schreiben, rechnen, und das Christenthum lehret. An Orten von 100 Familien lehret man auch die Sprachkunst.

p. 89. l. 13. statt 1680 lis: 1608.

p. 91. l. 18. Neujork hat, wie Palairet meldet, 200 Meilen in die Länge, und etwa 50 in die Breite.

p. 101. l. 3. von unten lis: Oswego statt Osneigo.

p. 110. Palairet schränket Pensylvanien zwischen den 38-43 Grad ein.

p. 113. in Pensylvanien sollen über 150000 Einwohner seyn.

p. 156. In Virginien sollen samt den Negern 500000 Seelen seyn.

p. 175. l. 4. von unten statt 1734 lis 1539.

p. 179. l. 11. nach Carteret muß noch eingerükt werden der Ritter Wilhelm Berkley.

p. 190. Man rechnet 50000 Negern in Carolina.

Druk-

Drukfehler und Verbesserungen im zweyten Theil.

p. 3. in der Note müssen die Worte: Die erwähnten Länder so gelesen werden: nicht nur die erwähnten Länder, sondern auch das zwischen dem Pentagoet und Kinibeki gelegene Land.

p. 12. lin. 13. statt wieder lis: wiederum.

p. 21. l. 22. statt Mous lis Monts, und so noch in vielen andern Stellen.

p. 26. l. 7. statt Causeau lis Ganseau, wie auch lin. 15.

p. 46. lin. penult. statt nach lis noch.

p. 50. lin. 5. statt daß lis wann.

p. 52. l. ult. statt rechtmässiger lis rechtmässigen.

p. 55. l. 9. statt und lis noch.

p. 56. l. ult. statt hängen lis hängeten.

p. 58. l. 7. von unten statt Sachen lis Sachem.

p. 69. Die Riager oder Nikariager, die zwischen dem Huron- und Michigansee wohnen, sind von den Irokesen besiegt, und als die siebende Völkerschaft unter sie aufgenommen worden. Eben so nahmen sie die Missisaguer, die gegen Nordost des Huronssee wohnen, als die achte Völkerschaft unter sich auf.

p. 75. l. 4. von unten statt 1684 lis 1584.

p. 76. l. ult. statt genommen, lis genommen, ausgedehnet.

p. 81. l. 2. wird das Wort Alatamaha durchstrichen.

- - - Note * nach dem Wort benennet, seze noch hinzu: es scheint aber nach aller Wahrscheinlichkeit kein anderer als der St. Juan zu seyn.

p. 95. l. 8. statt ausreissen lis ausreisen.

- - l. 22. statt Starkland lis Markland.

p. 99. l. 22. statt Funchol lis Funchal oder Fayal. Die Portugiesen kamen nicht erst 1448, wie daselbst

selbst gesagt wird, auf die azorischen Inseln, sondern Goncalo Velho Cabral entdekte die Insel Santa Maria schon 1432, die andern 8 wurden bis 1450 vollends entdekt.

p. 102. lin. 5. 6. statt, izo aber Labrador genennet wird, lis, nachher aber von den Spaniern Labrador genennet worden.

p. 103. l. 7. statt der lis die.

p. 111. l. 15. statt Mous lis Monts, und so auf allen folgenden Blättern, wo dieser Nahme vorkommt.

p. 125. l. 14. statt Aquapalco lis Aquapulco.

p. 128. l. 14. Die Länge und Breite von Louisiana ist p. 72. und p. 359. richtiger angegeben.

p. 135. nach der achten Linie ist noch hinzu zu sezen: An. 1730. hat die indianische Compagnie die Louisiana besessen, solches Land dem König wieder zurük gegeben.

p. 144. Note * statt periée lis Percée.

p. 145. lin. 11. nach dem Wort kan, seze noch hinzu, ausgenommen der Bärenhafen, den die Franzosen besizen.

p. 172. l. 1. statt Erkner lis Erker.

p. 215. l. 1. nach aufbehalten seze wird.

- - l. 4. von unten statt einen lis einem.

p. 246. l. 2. statt den lis: die.

p. 262. l. 3. von unten, statt ihnen als lis: ihnen nichts als.

p. 280. l. 8. statt Stöhl lis Stöhr.

p. 301. l. 18. statt Erböschung lis Erlöschung.

p. 329. l. 8. statt Osio lis Ohio; und so auch auf dem Rande, und p. 330. 331. 333. 362. 368.

p. 365. l. 1. statt ihr lis ihn.

ULM, gedrukt bey Christian Ulrich Wagner, Canzley-Buchdruker, und der Herzoglich deutschen Gesellschaft in Helmstätt Mitglied.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte und Handlung der französischen Pflanzstädte in Nordamerika
Nebst einer zuverläßigen Nachricht von deren Bevölkerung, ihren Einwohnern,
und der natürlichen Beschaffenheit des Landes, wie auch einer kurzen
Einleitung in die jezige Strittigkeiten der Engländer und Franzosen wegen
Akadien; und den Ansprüchen der erstern auf einen grossen Theil von Canada

Stuttgart 1756

Gall.sp. 75
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426703-0
VD18 10563385-006